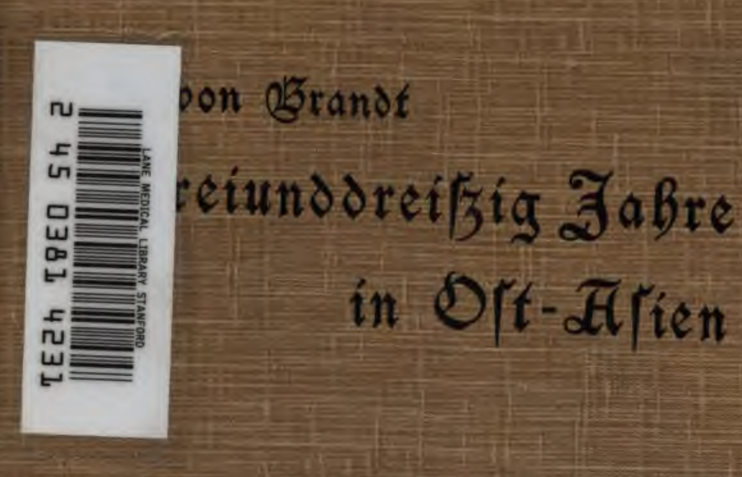

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0381 4231
von Brandt
reiunddreißig Jahre
in Ost-Asien







S. M. Mutsuhito,
Tenno von Japan.
1871.



S. M. Mutsuhito,
Tenno von Japan.
1871.

Dreiunddreissig Jahre in Ost-Asien.

Erinnerungen eines deutschen Diplomaten.

Von

M. von Brandt,

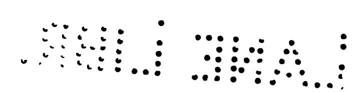
Wirkl. Geheimen Rath,
Kaiserlichem Gesandten a. D.

In drei Bänden.

Band II.



Leipzig,
Verlag von Georg Wigand.
1901.



Japan.

1863 – 1875.

1866.

In und durch Amerika.

1871. 1872.

Vorwort.

Der zweite Band der „Erinnerungen" behandelt zum größten Teil meinen Aufenthalt in Japan 1863—1875, in welche Zeit die Versuche der Vertreibung der Fremden, die Kämpfe zwischen Süd und Nord, Mikado und Taikun, und die Lehrjahre der neuen kaiserlichen Regierung fielen. Denjenigen meiner Leser, die mit offenen Augen die Ereignisse verfolgt haben, deren Schauplatz während der letzten zwölf Monate Nordchina gewesen ist, wird die Ähnlichkeit nicht entgehn, die zwischen dem besteht, was sich 1863—1868 in Japan und 1900—1901 in China zugetragen hat. In beiden Ländern und zu beiden Zeiten fand der Wunsch der eingeborenen konservativen Partei, die Fremden zu vertreiben, in Angriffen gegen dieselben ihren Ausdruck. Wenn das, was damals in Japan geschah, keinen großen Eindruck auf die öffentliche Meinung in den an der Frage beteiligten Staaten, vielleicht nicht einmal auf die Regierungen derselben gemacht hat, so lag dies daran, daß zu der Zeit die Verbindung eine viel seltenere und langsamere war, daß ein telegraphischer Verkehr überhaupt nicht bestand und auch das Reportertum weniger als heutzutage ausgebildet war. Der Versuch, an der Hand eigener Erlebnisse in gedrängter Kürze die Geschichte der Beziehungen Japans zur Außenwelt während dieser Jahre des Widerstandes zu schildern, wird daher vielleicht eine Lücke in der Kenntnis dieser Beziehungen ausfüllen, er soll aber zugleich zu einer Vergleichung der in Japan und China angewendeten Mittel führen und so dem Leser ein Urteil ermöglichen, zu dem ihm sonst die Unterlagen fehlen würden.

Die im ersten Bande, auf Seite 298 enthaltene Angabe, daß die Paragraphierung des deutsch-französischen Handelsvertrages am 29. März 1863 stattgefunden habe, beruht selbstverständlich auf einem Druckfehler. Es muß 1862 heißen. Ich hätte mich auch sonst, da ich Berlin bereits im Sommer dieses Jahres verließ, nicht auf den Vorgang beziehen können.

Weimar, im Mai 1901.

M. von Brandt.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Wie ich Japan wiederfand 1

Der Taikun. — Die Vermählung desselben. — Ein Angriff auf die englische Gesandtschaft. — Mordanfall auf Ando Tsusimanocami. — Ermordung von zwei englischen Soldaten in der Gesandtschaft. — Ermordung des Engländers Richardson und Verwundung zweier Engländer auf dem Tokaido. — Meinungsverschiedenheit zwischen der fremden Gemeinde und dem englischen Geschäftsträger. — Schritte der Japanischen Regierung, die zugesagte Eröffnung weiterer Häfen hinauszuschieben. — Japanische Gesandtschaft nach Europa. — Zustimmung der englischen Regierung und Gegenforderung derselben. — Tsusima und Korea. — Gotenyama. — Shimadzu Saburo. — Trifft die Lohnine in Himeji. — Geht nach Kioto. — Sat-cho-to. — Shimadzu begiebt sich nach Jedo. — Eine Botschaft des Mikados nach dort. — Der Siogun unterwirft sich. — Die Ermordung Richardsons, Gründe für dieselbe. — Schwächung des Siogunats. — Erlaubnis für die Landesfürsten, Jedo zu verlassen. — Lage in Kioto.

II. Kagosima, 1863 17

Schwierigkeiten mit den japanischen Behörden und den fremden Vertretern. — Englische Überhebung. — H. M's Konsul. — Die Landsleute. — Wohnungssorgen. — Feuersbrünste. — Beunruhigende Gerüchte. — Maßregelung japanischer Beamten. — Zerstörung der englischen Gesandtschaft auf Gotenyama. — Vertreibung der Amerikaner aus Jedo und Kanagawa. — Schreiben der Landesfürsten an den Siogun. — Zusammenziehung englischer Streitkräfte in Yokohama. — Kundgebung des Mikados. — Englische Entschädigungsforderungen. — Maßregeln in Yokohama. — Einspruch gegen dieselben. — Englisches Vorgehen. — Französisches Eingreifen. — Diplomatische Kreuz- und Querzüge. — Auszug der japanischen Bevölkerung. — Beunruhigende Maßregeln der japanischen Behörden. — Schwankungen der japanischen Regierung. — Zahlung der Entschädigung. — Befehl des Mikados,

Seite

die geöffneten Häfen zu schließen. — Angriffe des Fürsten von Choshiu auf fremde Schiffe in der Straße von Simonoseki. — Repressalien durch fremde Kriegsschiffe. — Vereinbarung der Vertreter Englands, Frankreichs, der Niederlande und der Vereinigten Staaten vom 25. Juli 1863. — Das englische Geschwader nach Kagosima. — Verhandlungen mit dem Fürsten von Satzuma. — Beschießung von Kagosima. — Rückkehr des englischen Geschwaders nach Yokohama. — Politische Wirkung der militärischen Aktion. — Zahlung der geforderten Entschädigung durch den Fürsten von Satzuma.

III. Preußische Ratifikations-Verhandlungen, 1863—1864 47

Ankunft des Generalkonsuls von Rehfues und des Legationssekretärs von Radowitz in Yokohama. — Preußische Forderungen. — Erfolglose Verhandlungen mit der japanischen Regierung. — Ein Zwischenfall; der japanische Hofkalender. — Zudringlichkeit der Yakuinine. — Eine stürmische Wasserfahrt. — Ermordung des Leutnants Camus. — Übungsmärsche fremder Truppen. — Der preußische Unterhändler erklärt eine Reise in die Inlandsee unternehmen zu wollen. — Japanische Einwürfe; Weigerung in Jedo die Ratifikationen auszutauschen. — Brand des Schlosses des Taikuns. — Die „Gazelle" vor Jedo. — Herr von Rehfues auf der französischen Gesandtschaft in Jedo. — Japanische Querzüge. — Auswechselung der Ratifikationen an Bord der „Gazelle" auf der Rhede von Jedo. — Gefahren, denen die Fremden in Japan ausgesetzt waren. — Geringer Einfluß, den dieselben auf die Mehrzahl der Fremden ausübten.

IV. Simonoseki, 1864—1865 63

Ermordung eines Gesandten des Mikados in Kioto. — Sendung Ongasawara's nach dort; seine Entlassung und Bestrafung. — Ermordungen japanischer Kaufleute in Osaka. — Angriffe auf japanische Schiffe bei Simonoseki. — Versuch Choshius, sich der Person des Mikados zu bemächtigen. — Zurückziehung der Note Ongasawaras und Verlangen der Schließung Yokohamas. — Japanische Mission nach Frankreich. — Japanischer Versuch ihre Kaufleute aus Yokohama zu vertreiben. — Die Großherzogin von Gerolstein. — Zwei Kundgebungen des Mikados. — Antwort des Sioguns. — Weitere Kundgebung des Mikados. — Zugeständnisse des Sioguns. — Rückkehr Sir Rutherford Alcocks. — Ankunft des französischen Gesandten Mr. Léon Roches. — Mr. Duchesne de Bellecourt. — Konferenz der fremden Vertreter vom 20. Mai 1864. — Antwort des Taikuns. — Rückkehr von Ito

Seite

und Inouye aus England. — Mission derselben nach Simonoseki. — Protokoll der Vertreter vom 22. Juni. — Fremde militärische und maritime Vorbereitungen. — Rückkehr der japanischen Gesandtschaft aus Frankreich. — Weigerung des Taikuns, die von derselben abgeschlossene Konvention zu ratifizieren. — Weisungen an die Admirale. — Erneuter mißlungener Versuch Choshius sich der Person des Mikados zu bemächtigen. — Expedition nach Simonoseki. — Erfolg derselben. — Abkommen mit dem Prinzen von Choshiu. — Verhandlungen der fremden Vertreter mit der japanischen Regierung über die Ratifikation der Verträge durch den Mikado. — Die Regierung übernimmt die Zahlung der von Choshiu geforderten Entschädigung. — Sir. R. Alcock abberufen. — Graf Russels Schwankungen. — Sir H. Parkes. — Charakteristik. Sir R. Alcocks. — Die Ermordung Major Baldwins und Leutnant Birds. — Meine schwere Erkrankung. — Shimidzu Seiji. — Kämpfe zwischen Taikun und Choshiu. — Verständigung zwischen Satzuma und Choshiu. — Saigo. — Niederlage der Armee des Taikuns. — Französische Pläne. — Abberufung des amerikanischen Gesandten. — Japanische Zugeständnisse. — Der Mikado und der Siogun. — Ratifikationsverhandlungen vor Hiogo. — Der Erfolg. — Meine Thätigkeit.

V. 1866 106

Urlaub in die Heimat. — Schreiben der deutschen Gemeinde in Yokohama. — Der „Omnibus“ in Hongkong. — Der „Tibre“ der Messageries Impériales. — Monsun und drohender Schiffbruch. — Erste politische Nachrichten. — Österreichische Siegesnachrichten und Aufregung in Alexandrien. — Gewonnene Wetten. — Marseille illuminiert. — Nach Paris. — Berlin. — Görlitz. — Mit dem Feldjäger nach Brünn. — Campagne-Eindrücke. — Böhmisch und Mährisch Trübau. — S. k. H. der Kronprinz. — Nach Nikolsburg. — In der Schusterherberge. — Eine Pferdekur. — Meldungen. — Zum Adjutanten des General-Gouverneurs von Mähren ernannt. — Nach Brünn. — Auf der Suche nach einem Quartier. — Im Damenstift. — In der Statthalterei. — Ein findiger Polizei-Kommissar. — Attentatsgerüchte. — Zusammensetzung des Stabes. — Österreichischer Überfall. — Razzia auf Wagen. — Die ungarische Legion. — Österreichische Liebenswürdigkeiten. — Benedetti und Barral. — Quartier-Schwierigkeiten. — S. Maj. der König. — Auf dem Großen Generalstabe. — Die Cholera. — Tod eines Kameraden. Schwere Verluste durch die Epidemie. — Das österreichische Tabaksmonopol. — Differenzen mit der Statthalterei. — Beziehungen zu der Bevölkerung. — Meine Blutdürstigkeit. —

Seite

Drohender Conflikt am letzten Tage der Occupation. — Meine Erkrankung. — Herr von Puttkamer. — Angenehme Kur. — Ein Erlaß des Grafen von Bismarck.

VI. Der Sturz des Taikunats. 1867—1868 . . . 140

Kolonisationswünsche. — Formosa. — Dolmetschereleven. — Ernennung zum Geschäftsträger. — In Paris. — Eröffnung des Corps-législatif. — Neue Kravatte. — Französische Kollegen. Tod des Taikuns und des Mikados. — Hitutsbashi Taikun. — Verteilung der Simonoseki-Entschädigung. — Schwierige Lage des Taikunats. — Die Gesandten in Osaka. — Empfang durch den Taikun. — Rundschreiben des japanischen Staatsrats über die Behandlung der französischen Beamten. — Angriffe auf Fremde. — Mordthaten in Nagasaki. — Christenverfolgung in Nagasaki. — Schreiben des französischen Gesandten an den Bischof Petitjean. — Französische militärische Mission. — Kapitän Chanoine. — Französische Erfolge und englische Eifersucht. — Sir Harry Parkes. — Zulassung der Schiffe unter norddeutscher Flagge. — Erdbeben. — Flutwelle. — Kubosamma. — Der Taikun dankt ab. — Schreiben des Fürsten von Tosa an den Taikun. — Kundgebung des letzteren. — Die Wachen des Taikuns von den Thoren des Palastes des Mikados verdrängt. — Entlassung des Taikuns. — Neues Verwaltungssystem. — Rückzug des Taikuns nach Osaka. — Die fremden Vertreter in Osaka. — Private und öffentliche Audienz beim Taikun. — Erklärung desselben. — Verhandlungen zwischen Kioto und Osaka. — Vorgänge in Jedo. — Kriegserklärung des Taikuns gegen Satzuma. — Vormarsch der Armee des Taikuns gegen Kioto. — Niederlage derselben. — Ein Bild aus dem Mittelalter. — Flucht des Taikuns nach Jedo. — Selbstmordvorschläge. — Unterwerfung des Taikuns. — Charakteristik Hitutsbashi's.

VII. Der Sieg des Mikados. 1868—1869 177

Der Tod des amerikanischen Admirals Bell. — Osaka. — Kämpfe vor Kioto. — Der Taikun geschlagen. — Rückzug der Gesandten. — Im Fort Temposan. — Verwundete Aidzuleute. — Japanische Dankbarkeit. — Angriff der Bizenleute auf die Fremden in Hiogo. — Militärische Maßregeln. — Merkwürdige Postenaufstellung. — Mitteilung nach Osaka. — Schwierigkeiten der Lage. — Mein Programm. — Anzeige von der Übernahme der Regierung durch den Mikado. — Verhandlungen mit dem Abgesandten des Mikados. — Forderung der fremden Vertreter. — Zeitweilige Abwesenheit des französischen Gesandten. — Annahme der Forderungen der fremden Vertreter. — Aner-

Seite

kennung der Verträge durch den Mikado. — Kriegserklärung des Mikados gegen den Taikun. — Neutralitätserklärungen der fremden Vertreter — Übereinkommen derselben in Betreff von Japan angekaufter Kriegsschiffe. — Verurteilung des Vizenoffiziers zum Tode. — Diskussion über die Ausführung des Urteils. — Mein Votum. — Eigene Erlebnisse. — Die Hinrichtung. — Das Harakiri. — Rückkehr nach Osaka. — Zusammenkunft mit den Leitern der Bewegung. — Ermordung von elf Franzosen in Sakai. — Französische Forderungen. — Hinrichtung der Schuldigen. — Kanonisierung derselben. — Einladung zur Audienz beim Mikado. — Gründe meiner Ablehnung. — Rückkehr nach Yokohama. — Angriff auf den englischen Gesandten in Kioto. — Aufhebung des Harakiri bei Angriffen von Samurai auf Fremde. — Die militärische Besetzung Yokohamas. — S. M. S. Vineta. — Kapitän zur See Kuhn. — Übergabe von Yokohama an die Abgesandten des Mikados. — Kämpfe zwischen Süden und Norden. — Die Erstürmung von Ugeno. — Die nördliche Konföderation. — Schreiben derselben an die fremden Vertreter. — Aidzus Hauptstadt fällt. — Weitere bedenklichen Symptome. — Ich werde durch die Leute Higashai Kuzes insultiert. — Verlangte und erhaltene Genugthuung. — Ermordung Yokoi Heishiros. — Die Flotte des Taikuns schließt sich dem Norden an. — Manifest der Offiziere derselben. — Franzosen schließen sich der Flotte an. — Besitznahme von Jeso. — Errichtung einer Republik. — Aufhebung der Neutraliätsproklamation. — Expedition gegen Jeso. — Niederlage der Rebellen. — Rückblick auf den Krieg zwischen Norden und Süden. — Beurteilung der Ratgeber des Mikados und der fremden Vertreter. — Abfällige Kritik der letzteren.

VIII. Auf Jeso. 1865. 1867 223

1865. Nach Hakodate. — Der schwarze Strom. — Hakodate. — Weg nach den Bergen. — Shikunope. — Forellenfischerei. — Besteigung des Komagatake. — Letzter Ausbruch desselben. — Wanderung über den Kraterboden. — Rev. Drs. Brown und Legge. — Die Vulkan-Bai. — Mori. — Washinoke. — Fischerei-Etablissements. — Otospé. — Yamagusnai. — Yurapu. — Die Ainos. — Sitten und Gebräuche. — Aussehen. — Zeremonien. — Regierung. — Flohdorf. — Ein Taifun. — Durch den Notari. — Rückreise. — Am Komagatake. — Ein Jagdabenteuer. — Skabe. — Usudsuri. — Bentensima. — Osasbe. — Landesübliche Badegelegenheit. — Besteigung des Jesan. — Bootfahrt. — Vulkanische Thätigkeit. — Letzter Ausbruch. — Bergsturz und

Seite

eine Ursachen. — Nach Hakodate. — Zurück nach Yokohama. — 1867. S. M. S. Vineta. — Kapitän zur See Kuhn. — Gute Wirkung des Schweineschmalzes. — Petz jr. — Schiffbrüchige. — Fruchtbarkeit des Bodens. — Eine landwirtschaftliche Versuchsstation. — Schöne Waldgegend. — Mäntel aus Klettenblättern. — Ribunji. — Hungersnot. — Mororan. — Aino Trinkgelage. — Bären. — Toller Ritt. — Yebutzu. — Die Wasserverbindung nach dem Westen. — Chitosé. — Der Osatsu-See. — Isaributo. — Mißlungene Hirschjagd. — Pferdefliegenplage. — Der Ishikaristrom. — Ishikari. — Unterschied zwischen der Ost- und Westküste. — Starke Abholzung. — Schlechte Wege. — Yoitzi. — Ausnutzung der Ainos. — Iwanai. — Mr. Gower. — Kohlengruben. — Schreckliche Wege. — Odasuts. — Zu Boot weiter. — Faule Mannschaft, magere Kost. — Nachtmarsch. — Kumaissi. — Wieder zu Pferde. — Ehrengeleit und Ehrenwache. — Feierlicher Einzug in Esasi. — Katzenjagd. — Einzug in Matsmai. — Bilderkauf. — Zurück nach Hakodate. — Ein vermiedener Taifun. — Rückfahrt nach Yokohama. — Urteil über Jeso. — Schritte der japanischen Regierung zum Schutz der Insel. — Russisch-japanische Verhandlungen. — Errichtung des Kolonialamts. — Amerikanische Experten. — Mißlingen des Versuchs.

IX. Jahre der Entwicklung 260

Die Ratgeber des Mikados. — Schwierigkeiten ihrer Stellung. — Die Landesherren. — Die Karos. — Mediatisierung der Fürsten. — Die Samurais. — Aufhebung der Rechte derselben. — Ursachen des günstigen und schnellen Verlaufs der Aufhebung des feudalen Systems. — Auswärtige Beziehungen Japans. — Promemoria von sechs Fürsten. — Antwort des Mikados. — Der Daijokwan. — Zusammensetzung desselben. — Okubo. — Denkschrift desselben über die Verlegung der Hauptstadt des Mikados. — Reise des Kaisers nach Osaka. — Versprechen desselben ein Parlament einzuberufen. — Der Mikado besucht Jedo. — Empfang der fremden Vertreter. — Rückkehr des Mikados nach Kioto. — Seine Vermählung. — Ermordung Yokoi Heishiros. — Wiederausbruch der Christenverfolgnng. — Kido. — Schwierige Lage der Regierung. — Litterarische Angriffe gegen das Christentum. — Deportation der eingebornen Christen. — Beendigung der Verfolgung 1873. — Das Werk der Missionen. — Vorschlag von vier Fürsten, ihre Gebiete und Vasallen dem Mikado zur Verfügung zu stellen. — Annahme desselben. — Ernennung der Landesfürsten zu Gouverneuren ihrer Gebiete. — Das erste Parlament. — Der Kaiser kehrt nach Jedo zurück. — Die Shimpei. —

Seite

Insulten gegen Fremde. — Fremdenfeindliches Plakat. — Krisis in der Regierung. — Ermordung von Omura Masujiro. — Reformen. — Die Kaiserin kommt nach Jedo. — Deutsch-japanischer Vertrag. — Revisionspläne der Japaner. — Wie ich die Wünsche derselben erfuhr. — Feuersbrunst in Jedo. — Fürstliche Besuche. — Der Herzog von Edinburg. — Der Herzog von Penthièvre. — Das Buch des Grafen von Beauvoir. — Der Großfürst Alexis von Rußland. — Der Herzog von Genua. — Die Notänze. — Ein japanischer Gaukler. — Zerstörungssucht der Japanischen Regierung. — Der Palast in Nagoya. — Maßregeln gegen den Buddhismus. — Abschluß eines österreichisch-japanischen Vertrages. — Freiherr von Petz. — Die Vertretung der österreichischen Unterthanen. — Schwierigkeiten der Regierung. — Zweite Einberufung des Parlaments. — Eifersüchteleien unter den Clans. — Satzuma schmollt. — Bauernunruhen. — Iwakuras Mission. — Schaffung einer kaiserlichen Armee. — Aufstand in Higo. — Angriff auf zwei Engländer. — Ermordung von Hirozawa. — Verschwörung von Kuges. — Finanzielle Schwierigkeiten. — Fälschungen von Papiergeld und Nibu Kin. — Errichtung einer Münze in Osaka. — Das Dock von Yokoska. — Anleiheversuche. — Eisenbahn von Yokohama nach Jedo. — 1870. — Das Massakre von Tientsin. — Die Neutralisierung der ostasiatischen Gewässer. — Die Regierung der nationalen Verteidigung. — Beziehungen zu den Franzosen. — Nachrichtendienst — Die Orden des Konsuls Moyer. — Friedensfest. — Die Kapitulation von Paris und „l'enfant terrible“. — Die Mediatisierung der Fürsten. — Die Lage der Samurais. — Abänderung in der Form der Verwaltung. — Japanische Gesandtschaft an die Vertragsmächte. — Besuch des Mikados in Kagosima. — Vorstellungen Shimadzu Saburos. — Weitere Reformen. — Die japanische Armee einst und jetzt. — Der Maria Luz-Fall. — Der englische Geschäftsträger und der Mikado. — Weitere Reformen. — Chinesisch-japanischer Vertrag. — Ratifikationsbedenken. — Die Liukiu Frage. — Korea. — Spaltungen im Schoße der Regierung. — Mordanfall auf Iwakura. — Regelung der Entschädigung der Samurai. — Der Aufstand in Hizen. — Eto Shimpei. — Die Expedition nach Formosa. — Meine Versetzung nach Peking. — Die Ermordung des deutschen Konsuls Haber in Hakodate.

X. In und durch Amerika. 1871. 1872 305

Abreise. — Die japanische Währung; Gold oder Silber? — Die Pacific-Mail-Dampfer. — Feuergefährlichkeit. — Chinesische Bedienung. — Ein japanisches Wrack. — Begegnung im Ocean.

Seite

— Blinde Passagiere. — San Francisco. — Ein amerikanisches Hôtel. — Free lunch. — Vergnügungen. — Bella Union. — Dunkle Winkel. — Das California-Theater. — Ein vergnügter Jago. — Die Stadt. — Der deutsche Club. — Das deutsche Krankenhaus. — Die Mercantile Library. — Die Bewohner. — Der Champion Shoeblack. — Baron von Hübner. — Liebenswürdigkeit der Amerikaner. — Die Indianer. — Sierra Nevada. — Hydraulic Mining. — Indianer. — Sageprärie. — Klapperschlangen. — Spuren der Zivilisation. — Der große Salzsee. — Saltlake City. — Frauenrechtlerinnen. — Das Tabernakel. — Die Gemeinde. — Eine Rede Brigham Youngs. — Das Abendmahl. — Der Tempel. — Das Theater. — Mormonen als Schauspieler und Zuschauer. — Mr. George Q. Cannon. — Der Präsident und zwei Apostel. — Die Gründung des Marmonentums. — Joseph Smith. — Das Buch Mormon's. — Fortschritte und Verfolgungen. — Ermordung der Brüder Smith. — Austreibung aus Nauvoo. — Auswanderung nach Utah. — Gründung von Saltlake City. — Entbehrungen und Erfolge. — Brigham Young. — Rächende Engel. — Vielweiberei. — Die „Höllenhunde". — Von Ogden nach New-York. — Cheyenne. — Chicago. — Die Niagarafälle. — Die Nebelbraut. — Nutzbarmachung der Fälle. — Die Bedeutung der Deutschen in den Verein. Staaten. — Amoenitates diplomaticae. — Große Parade. — Jim Fisk. — Hitze. — Ernennung zum Ministerresidenten. — Rückkehr nach Japan. — Schlechte Fahrt. — Ein eingeschneiter Eisenbahnzug. — Von der Sierra Nevada. — Zurück nach Amerika. — Denver. — Büffel. — Kansas City. — St. Louis. — Volksdemonstration. — Nach Washington. — Japanisch-amerikanischer Vertrag. — Italienische Velleitäten. — Teilweise Zulassung der Fremden in das Innere Japans. — Gegensätze in Washington. — Nach Deutschland. — Eine Ordens-Episode. — Drei Autographen.

XI. Land und Leute in Japan 348

Die Japaner. — Freundlichkeit der niederen Klassen. — Die Dienerschaft. — Reinlichkeit. — Gerechtigkeitspflege. — Falsches Verfahren der Fremden. — Annahme fremder Tracht. — Komische Scenen. — Vornehmer Eindruck der alten Tracht. — Audienz beim Fürsten von Kii. — Die japanische Natur. — Ausflüge. — Atagoyama. — Die Musme. — Meguro. — Fräulein Zucker. — Das Grab der Liebenden. — Der Tengu. — Belohnter Aberglauben. — Reisen im Innern. — Miyagase. — In Lebensgefahr. — Die Stromesschnellen des Sagami. —

Seite

Jagdfreuden. — Nach dem Fusiyama. — Über den Sakawa. — Im Hakone Paß. — Regen. — Michima. — Subashiri. — Die Besteigung. — Bergkrankheit. — Der Schatten des Fuji. — Schlimmes Nachtquartier. — Auf dem Gipfel. — Schneller Abstieg. — Yoshida. — Ländlich, sittlich. — Auf dem Koshiukaido. — Am Sagami. — Die Affenbrücke. — Forellen und Eidechsen. — Hachogi. — Erdbeben. — Auf S. M. S. „Hertha" nach Kagosima. — Das Satzuma Porzellan. — Wasajama. — Ein vergnügter Fürst. — Sardinenfang. — Die Inlandsee. — Simonoseki. — Vornehme „Fliegen". — Tsusima. — Ich sammle Pflanzen. — Fusan. — Koreanische Bauern. — Abgeschlossenheit der Frauen. — Sakai. — Wakayama. — Deutsche Militär-Instrukteure. — Japanisches Kunstgewerbe. — Ein Jagdausflug. — Mit S. M. S. „Nymphe" nach Nagoya. — Besichtigung der Cloisonné-Fabriken. — Prof. Wagner. — Der Palast Nobunagas. Japanischer Vandalismus. — Die Delphine von Nagoya. — Der lebende Karpfen. — Meine Kollegen. — Amerikaner. — Engländer. — Franzosen. — Italiener. — Niederländer. — Spanier. — Russen. — Österreicher. — Japanische Staatsmänner. — Beziehungen unter dem Taikunat. — Unter dem Mikado. — Der ältere Saigo. — Die deutsche Gesandtschaft. — Die Stellung der Frau in Japan. — Le revers de la médaille. — Die Landsleute. — Die deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens.

I.

Wie ich Japan wiederfand.

Der Taikun. — Die Vermählung desselben. — Ein Angriff auf die englische Gesandtschaft. — Mordanfall auf Ando Tsusimanocami. — Ermordung von zwei englischen Soldaten in der Gesandtschaft. — Ermordung des Engländers Richardson und Verwundung zweier Engländer auf dem Tokaido. — Meinungsverschiedenheit zwischen der fremden Gemeinde und dem englischen Geschäftsträger. — Schritte der Japanischen Regierung, die zugesagte Eröffnung weiterer Häfen hinauszuschieben. — Japanische Gesandtschaft nach Europa. — Zustimmung der englischen Regierung und Gegenforderungen derselben. — Tsusima und Korea. — Gotenyama. — Shimadzu Saburo. — Trifft die Lohnine in Himeji. — Geht nach Kioto. — Sat-cho-to. — Shimadzu begiebt sich nach Jedo. — Eine Botschaft des Mikados nach dort. — Der Siogun unterwirft sich. — Die Ermordung Richardsons, Gründe für dieselbe. — Schwächung des Siogunats. — Erlaubnis für die Landesfürsten, Jedo zu verlassen. — Lage in Kioto.

Die politische Lage in Japan hatte sich, seitdem die preußische Mission Jedo im Januar 1861 verlassen, nach jeder Richtung hin in sehr ungünstiger Weise verändert. Zwar war es der Regierung des Taikuns [1]) gelungen, den Mikado zu bewegen, seine Schwester

---

1) So wurde der Siogun von seiner Regierung den Fremden gegenüber bezeichnet und meistens auch von denselben genannt. „Taikun" die chinesische Übersetzung von „o-gimi", „großer Fürst, hoher Herrscher", war ein vom Siogun unrechtmäßig angenommener Titel, der aber bereits seit Iyemitzu, dem 3. Siogun der Tokugawa Familie, dem Auslande gegenüber amtlich Anwendung gefunden zu haben scheint. — „Taikun" wird daher im weiteren Verlauf angewendet werden, wo es sich um Beziehungen zu den Fremden, „Siogun", wo es sich um die der Japaner untereinander handelt.

dem ersteren zur Gemahlin zu geben, und die Vermählung hatte in der That am 11. März 1862 in Jedo stattgefunden, aber die Gährung im Lande war dadurch nicht vermindert worden, während die Angriffe auf Fremde sich so vermehrt und eine solche Form angenommen hatten, daß ein Einschreiten einer oder mehrerer der Vertragsmächte über kurz oder lang unvermeidlich erschien.

Am 5. Juli 1861, vierundzwanzig Stunden nach der von einer längeren Reise im Innern des Landes erfolgten Rückkehr des englischen Gesandten Mr. Rutherford Alcock nach Jedo, wurde die dortige englische Gesandtschaft während der Nacht von einer Bande von Lohninen angegriffen; zwei Mitglieder der ersteren, der Legationssekretär Oliphant und der zum Besuch auf derselben weilende Konsul in Nagasaki, Morrison, wurden verwundet, und es war wohl nur der Unbekanntschaft der Angreifer mit den sehr weitläufigen Lokalitäten zu verdanken, daß der Gesandte und seine Begleiter mit dem Leben davonkamen. Die japanischen Schutzwachen der Gesandtschaft, die von dem Eindringen der Angreifer nichts gemerkt hatten, obgleich dieselben auf einer Strecke von über 250 Metern an den Wachthäusern vorbeigekommen waren und in der unmittelbaren Nähe derselben drei japanische Diener niedergehauen hatten, thaten wenigstens zum Schluß ihre Schuldigkeit; drei von den Angreifern wurden nach heftigem Widerstande niedergemacht und ein Vierter schwerverwundet gefangen genommen, während von den Schutzwachen ein Mann fiel und elf mehr oder weniger schwer verwundet wurden. Bei einem der Gefallenen fand man eine mit vierzehn Namen unterzeichnete Erklärung, in welcher die Betreffenden angaben, daß sie, da sie es unerträglich fänden, dabeizustehn und zuzusehen, wie das heilige Reich von den Fremden entweiht werde, beschlossen hätten, trotz ihrer Unbedeutenheit, eine That zu vollbringen, die die Fremden zum Rückzug veranlassen könnte und den Glanz des Reichs in fernen Ländern aufleuchten machen und das Herz des Mikados und der früheren Siogune mit Freude erfüllen würde. Trotz dieses Schriftstücks und obgleich am nächsten Tage in einem der Theehäuser von Sinagawa ein anderer Teilnehmer

an dem Angriff verhaftet wurde, — zwei weitere hatten dort Selbstmord begangen — blieb das wahre Motiv der That und namentlich, ob die Angreifer aus eigenem Antriebe oder auf den Befehl eines der Landesfürsten gehandelt gehabt hätten, unaufgeklärt. Das Gerücht und manche Anzeichen wiesen auf den alten Fürsten von Mito hin, als den zum mindesten intellektuellen Urheber dieser neuen Schandthat, aber die Aufregung war damals schon im ganzen Lande so groß, daß man wohl kaum noch eine einzelne Persönlichkeit für das, was geschah, verantwortlich halten konnte. Auch bewies die Fortdauer der Angriffe gegen Fremde und zu ihnen in Beziehung stehende Japaner nach dem bald darauf am 27. September 1861 erfolgten Tode des alten Nariaki von Mito, daß er jedenfalls nicht mehr allein die treibende Kraft gewesen war. Bedenklicher vielleicht noch, als der Angriff auf die Gesandtschaft selbst, war die im Laufe der Verhandlungen über den Vorfall abgegebene Erklärung der japanischen Minister, daß sie außer Stande seien, den Gesandten gegen eine Wiederholung ähnlicher Vorfälle zu schützen, ebensowenig wie sie das für sich selbst zu thun im Stande seien; eine Erklärung, die sechs Monate später durch einen von Lohninen auf den Premierminister Ando Tsusimanocami unternommenen Angriff ihre Bestätigung erhielt. Ando wurde bei der Gelegenheit schwer verwundet, während von seinen Angreifern sieben fielen, aber auch in diesem Falle ist nie mit Gewißheit festgestellt worden, von wem der Angriff ausging. Nach den einen waren es frühere Diener Hori Oribenocamis, der, wie den Lesern des ersten Bandes erinnerlich sein wird, sich wegen eines Streits mit Ando entleibt hatte, die ihren Herren rächen wollten, nach den andern Lohnine von Mito, die in Ando den Fortsetzer der Politik des 1860 ermordeten Regenten I kamonnocami treffen wollten. Jedenfalls wurde der Angriff auf Ando ganz in derselben Weise in Scene gesetzt, wie der seiner Zeit gegen den Regenten gerichtete, nur daß in diesem Falle die Angreifer auch von Feuerwaffen Gebrauch machten und Ando glücklicher als sein Vorgänger durch seine Trabanten gerettet

wurde. Mit seiner politischen Laufbahn war es aber zu Ende, er dankte am 10. Mai 1862 ab und verschwand von der Bühne.

Es mögen hier gleich noch zwei weitere Angriffe gegen Fremde Erwähnung finden, von denen der zweite bestimmt war, in der Geschichte der Beziehungen zwischen Japan und dem Auslande eine große Rolle zu spielen. Am Jahrestage des ersten Angriffs auf die englische Gesandtschaft (nach dem japanischen Mondjahre), d. h. am 26. Juni 1862 wurde ein im Garten der Gesandtschaft auf Posten stehender Seesoldat und der die Ronde gehende Korporal von einem zu der japanischen Wache gehörenden Soldaten des mit dem Schutz der Gesandtschaft betrauten Landesfürsten ermordet, ohne daß über die Beweggründe des Thäters, der bei dem Angriff auf den Korporal durch einen Schuß verwundet worden war und dann Selbstmord begangen hatte, Bestimmtes hätte festgestellt werden können. Wahrscheinlich handelte es sich in diesem Falle um einen Akt persönlicher Rache des Thäters, der durch den zuerst ermordeten Posten oder einen seiner Kameraden beleidigt worden war. Der zweite Angriff fand am 14. September 1862 auf dem Tokaido, der großen Landstraße statt, ungefähr auf dem halben Wege zwischen Kanagawa und dem Logofluß, durch die Begleiter des Vaters des Fürsten von Satzuma, Shimadzu Saburo, auf drei Engländer, die Herren Richardson, Marshall und Clarke, und eine englische Dame Mrs. Borrodaile. Richardson wurde getötet und Marshall und Clarke schwer verwundet, während die Dame, die mit dem Blut ihrer Gefährten bespritzt war und der ein Säbelhieb den Hut vom Kopfe geschlagen hatte, für ihr Leben ritt und die erste Nachricht von dem Attentat nach Yokohama brachte. Die beiden von Blutverlust erschöpften Verwundeten fanden Zuflucht in dem amerikanischen Konsulat in Kanagawa; der unglückliche Richardson, der die erste schwere Verwundung erhalten hatte, ein Hieb hatte die ganze Seite geöffnet, war auf der Flucht vom Pferde gesunken und von den Leuten des herankommenden Zuges niedergemacht worden; eine Thatsache, die durch ein Mädchen aus einem kleinen Theehause bezeugt worden ist. Der Vorfall verursachte ungeheure Aufregung

in Yokohama, wo die fremde Gemeinde verlangte, daß die Verfolgung der Schuldigen sofort durch die Mannschaften der im Hafen liegenden Kriegsschiffe und die Gesandtschaftswachen aufgenommen werden solle; der Vorschlag scheiterte an dem Widerstande des englischen Geschäftsträgers, Oberst Neale, — Mr. Rutherford Alcock hatte in der Zwischenzeit einen Urlaub angetreten, — dem sich die andern fremden Vertreter und die Kommandanten der Kriegsschiffe anschlossen. Es ist heute nach beinah vierzig Jahren schwer zu sagen, was damals das Beste gewesen wäre; die Erregung der fremden Gemeinde war erklärlich, und eine den Mördern sofort erteilte tüchtige Lektion hätte vielleicht günstige Folgen haben können; auf der andern Seite war die Haltung des englischen Geschäftsträgers vom völkerrechtlichen Standpunkt aus die allein richtige, da es in erster Linie die Pflicht der Landesregierung war, die Schuldigen zu strafen. Wie es war, führte die Sache im weiteren Verlauf zur Beschießung von Kagosima und damit zu einer neuen Phase in den Beziehungen zwischen Japan und dem Auslande.

Doch zurück zur Entwicklung der inneren und äußeren politischen Lage nach dem ersten Angriff auf die englische Gesandtschaft im Juli 1861. Bereits vor diesem Vorfall, am 30. Mai des Jahres, hatte der Taikun in einem an die Königin von England und die japanischen Minister in einem an Mr. Alcock gerichteten Schreiben darauf hingewiesen, daß unter den bestehenden Verhältnissen von der durch Art. 3 des englisch-japanischen Vertrages von 1858 für den 1. Januar 1860 resp. 1862 und 1863 in Aussicht genommenen Eröffnung des Hafens von Niegata, der Städte Jedo und Osaka und des Hafens von Hiogo für den fremden Handel bis zum Jahre 1868 Abstand genommen werden möge. Manche der von den japanischen Ministern vorgebrachten Gründe können als so allgemein auf die Beziehungen ostasiatischer Länder zum Auslande in den ersten Stadien des Verkehrs angesehen werden, daß sie auch jetzt noch Beachtung verdienen. „Wir finden“, schrieben die Minister, nachdem sie der Umstände Erwähnung gethan, unter denen die Verträge abgeschlossen worden waren, „daß die thatsächlichen Ereig-

nisse sich sehr wesentlich von dem unterscheiden, was erwartet wurde, und daß bis jetzt kein Nutzen daraus entstanden ist, im Gegenteil die niederen Klassen des Volks dadurch bereits Verlust erlitten haben. Die Preise aller Dinge steigen täglich in Folge der großen Menge von Landesprodukten, die nach fremden Ländern ausgeführt werden und von denen selten etwas eingeführt wird. Und während die niederen Klassen des Volks in jedem Falle, wenn sie der Mittel beraubt werden, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, die Schuld dem Handel zuschreiben, finden selbst die besseren und wohlhabenden Klassen meistens keine Befriedigung im Handel, so daß bald Leute auftreten werden, die ihre Mißbilligung über die Aufhebung der früheren Verbote (d. h. der jeden Verkehr mit dem Auslande untersagenden) aussprechen und die Wiederherstellung der früheren Gesetze fordern werden." Bei den Verhandlungen, welche aus Veranlassung der Angriffe auf die englische Gesandtschaft stattfanden, kamen die japanischen Minister auf diese Wünsche und die allgemeine Lage der Verhältnisse, die dieselben veranlasse, zurück. Bei einer am 20. Juli mit Mr. Alcock stattgefundenen Unterredung betonten sie ganz besonders, daß keine Regierung imstande sei, die öffentliche Meinung zu kontrollieren, sie könne wohl Verträge abschließen, aber dieselben nicht einer widerwilligen Bevölkerung aufzwingen. Zu verlangen, daß alle in den Verträgen enthaltenen Bestimmungen ausgeführt würden, hieße daher unter den gegenwärtigen Umständen Unmögliches verlangen, für dessen Nichtausführung niemand verantwortlich gemacht werden könne.

Der englische Gesandte konnte sich dem Gewicht der von den japanischen Ministern vorgebrachten Gründe nicht verschließen. In einem Bericht vom 16. August über zwei Unterredungen, die er mit den Mitgliedern des Staatsrats am 14. und 15. des Monats gehabt, giebt er eine ziemlich eingehende Schilderung der Lage, wie die Minister sie dargestellt und er sie auffasse, und kommt zu dem Schlusse, daß der Mikado doch kein bloßer Mythus, sondern der Punkt sei, um den sich der Widerstand einzelner Landesherrn gegen den Siogun gewissermaßen krystallisieren könne. Die bloße Möglich-

keit einer Erneuerung des alten Kampfes zwischen dem wahren Souverän und dem Oberbefehlshaber (Siogun=Krongeneral), der die Macht usurpiert habe, jeder von seinen Anhängern unter den Landesfürsten unterstützt, müsse aber als ein mächtiger Hemmschuh auf die Regierung des Siogun wirken und als ein Mittel der Kontrolle, welches die großen, gewissermaßen reichsunmittelbaren Landesfürsten über dieselbe besäßen. Denselben durch sein Regierungssystem zu mißfallen oder sie zum Äußersten zu treiben, hieße daher mit dem einzigen Souverän de jure in die Schranken zu treten, der von allen unterstützt werden würde, die dem Siogun als dem de facto Regierenden feindlich gesinnt seien. Mr. Alcock empfahl daher das Anliegen des Taikuns und der japanischen Minister, welches er am 16. August durch Mr. Oliphant nach England absandte, der wohlwollenden Erwägung seiner Regierung und schlug vor, daß man sich mit demselben unter der Bedingung einverstanden erklären möge, daß die japanische Regierung den Hafen von Tsusima und die demselben gegenüberliegende Küste von Korea, soweit sich die japanische Oberhoheit über dieselbe erstrecke, dem Handel der Vertragsmächte öffne, daß sie für die englische Gesandtschaft in Jedo ein Grundstück anweise, auf dem ein verteidigungsfähiges Gesandtschaftsgebäude errichtet werden könne, daß die für englische Unterthanen in Yokohama angewiesene Niederlassung vergrößert werde, daß die bei dem Angriff auf die Gesandtschaft verwundeten Mitglieder derselben eine Geldentschädigung erhielten und die noch nicht verhafteten Teilnehmer an dem Angriff auf die Gesandtschaft zur Verantwortung gezogen würden. In einem Erlaß vom 13. November d. J. erklärte sich Graf Russell[1]) mit diesen Vorschlägen einverstanden.

Einige der von Mr. Alcock gemachten Vorschläge bedürfen der Erläuterung. Die Aufmerksamkeit der englischen Regierung war auf die Tsusima Gruppe, die einen der schönsten und sichersten

1) Der lange als Lord John Russell bekannte englische Staatsmann; in englischen amtlichen Dokumenten wurde er zu der Zeit als „John Russel Esquire, commonly called Lord John Russel“ bezeichnet.

Häfen der Welt enthält, dadurch gelenkt worden, daß die russische Korvette Posadnik unter Kapitän Birileff denselben im Jahre 1861 angelaufen und ein Teil der Bemannung sich am Lande häuslich eingerichtet hatte und nur dadurch zum Abzug bewogen worden war, daß der englische Stationskommandant Viceadmiral Sir James Hope, in einer Weise, die Fürst Gortschakoff später als für das gute Einvernehmen zwischen beiden Staaten als vielleicht nicht ungefährlich bezeichnete, auf demselben bestanden hatte. Die Forderung der Eröffnung Tsusimas war daher in erster Linie ein Schachzug gegen etwaige russische Gelüste auf die Inseln. Das Verlangen in Betreff Koreas beruhte auf der damals landläufigen falschen Auffassung der Stellung der Japaner daselbst. Auf Karten und in Büchern war Fusan als eine im japanischen Besitz befindliche und unter japanischer Oberhoheit stehende Festung bezeichnet, während in Wahrheit die Japaner dort nur eine Handelsniederlassung besaßen, in der sie schlechter als die Holländer auf Desima behandelt wurden. — Als Residenz für die fremden Gesandtschaften war ein zwischen Jedo und der Vorstadt Sinagawa nur durch den Tokaido vom Meere getrennter Hügel, Gotenyama, gewählt worden, auf dem früher ein Palast der Siogune gestanden haben soll, der dann ein Vergnügungsort für die Bevölkerung geworden war und von dem aus die die Bai von Jedo schützenden Forts eingesehen werden konnten. Die Wahl war daher eine in mehr als einer Beziehung ungeschickte, was später zu weiteren Verwickelungen Veranlassung gab.

Die in Jedo zwischen dem englischen Gesandten und den japanischen Ministern auf Grund der Weisungen des Grafen Russell geführten Verhandlungen verliefen indessen in der Hauptsache erfolglos; von seiten der Japaner wurde allerdings die für die beiden 1861 verwundeten Mitglieder der Gesandtschaft in Höhe von 10000 Pfund geforderte Entschädigung zugestanden, aber über die Aussetzung der Eröffnung der Häfen und Städte konnte kein Einverständnis erzielt werden, da die Japaner zu der geforderten Gegenleistung nicht bereit waren. Mr. Alcock ging daher, nachdem er

die Eröffnung von Jedo auf eigene Verantwortung verschoben hatte, im März 1862 nach England, wohin ihm eine japanische Gesandtschaft folgte, die beauftragt war, der Königin ein neues Schreiben des Taikuns zu überbringen und die in Japan begonnenen Verhandlungen in London fortzusetzen. Dieselben führten am 6. Juni 1862 zu der Erklärung der englischen Regierung, daß sie bereit sei, die vertragsmäßig zugesagte Eröffnung der vier Häfen und Städte bis zum 1. Januar 1868 hinauszuschieben, falls die Japanische Regierung sich verpflichtete, die Bestimmungen, durch welche die Fremden gewissermaßen für vogelfrei erklärt würden, aufzuheben, die vielfachen Hindernisse wegzuräumen, die sie bisher dem freien Verkehr in den geöffneten Häfen in den Weg gelegt habe und namentlich das Verbot außer Kraft zu setzen, durch welches die Landesherren bisher verhindert worden waren, die Erzeugnisse ihrer Gebiete zu Markt zu senden und dort durch ihre eigenen Agenten verkaufen zu lassen. Kaum hatten die japanischen Abgeordneten diesen in einem Abkommen niedergelegten ersten Erfolg erzielt, als sie weitere Forderungen stellten, die bezweckten, die Fremden nicht nur in der freien Bewegung auch innerhalb der Vertragsgrenzen möglichst zu beschränken, sondern auch den Handel in Seidencocons, Seidenwurmeiern und Waffen ganz zu verbieten. Graf Russell lehnte ein Eingehen auf diese Fragen, wie auf den gleichfalls ausgesprochenen Wunsch, daß dem englischen Gesandten die Benutzung einer eigenen berittenen Eskorte untersagt werden möge, ab und verwies die Gesandten für überhaupt zulässige Wünsche, zu welchen die letzteren nicht gehörten, auf weitere Verhandlungen in Japan. In fremden kaufmännischen Kreisen war man mit der Nachgiebigkeit der englischen Regierung in der Hafenfrage sehr wenig zufrieden, obgleich dieselbe von dem unzweifelhaft richtigen Gedanken eingegeben war, die Regierung des Taikuns, auf die allein man sich verlassen konnte, in dem Streit gegen die fremdenfeindlichen Elemente im Lande zu stärken und so der Notwendigkeit überhoben zu werden, selbst gegen die letzteren vorgehn zu müssen.

Während die Regierung des Taikuns so nach Kräften bemüht

war, den Befehlen des Mikados nachzukommen und die Beziehungen zu den Fremden, wenn nicht ganz aufzuheben, so doch zu beschränken, nahm die fremdenfeindliche Agitation am Hofe zu Kioto, bei den verschiedenen Landesfürsten und im Volke selbst an Umfang und Stärke zu, und diejenigen Elemente, die schließlich in dem Kampfe zwischen Mikado und Taikun den Ausschlag geben sollten, begannen in den Vordergrund zu treten.

Im Frühjahr 1862 hatte Shimadzu Saburo Kagosima, die Hauptstadt des Fürstentums Satzuma verlassen, um sich über Kioto nach Jedo zu begeben und dort im Sinne des Mikados auf die Vertreibung der Fremden hinzuwirken. Er war der Vater des regierenden Landesherrn, der von seinem, Shimadzus, kinderlosen Bruder als Sohn und Nachfolger adoptiert worden war; er bekleidete zugleich gewissermaßen die Stellung als Vormund des jungen Fürsten. Das Fürstentum war, was man bei uns einen Militärstaat nennen würde; Ackerbau und Handel waren vernachlässigt, dagegen wurde der militärischen Erziehung der Adelsklasse und der Befestigung der Bai, an welcher die Hauptstadt lag, die größte Aufmerksamkeit zugewendet; das schöne Geschlecht, das in Japan in Thee- und sonstigen Häusern eine so große Rolle spielt, fand in Satzuma nach dieser Richtung hin wenig oder keine Verwendung, was indessen gerade keinen vorteilhaften Einfluß auf die Sittlichkeit der zweischwertigen Klasse der Bevölkerung ausgeübt zu haben scheint, die zu den tapfersten, aber auch rohsten Elementen unter den tapfern und rohen Samurai gezählt wurde. Satzuma gehörte zu den Fürstentümern, die bis zuletzt dem Gründer der Tokugawa Dynastie widerstanden hatten und dem daher von dem Sieger in dem Kampf um die Oberherrschaft eine gewisse Unabhängigkeit gelassen worden war, die durch die weite Entfernung von dem Sitz der Siogune noch an Bedeutung gewann. Der Fürst von Satzuma und Hiuga war der zweite der großen reichsunmittelbaren Landesherrn mit einem jährlichen Einkommen von 760 800 Koku Reis, nach damaligen Preisen ungefähr 490 000 Pfund Sterling, und als solcher eine Persönlichkeit von nicht zu unterschätzen-

der Bedeutung. Auf seinem Wege nach Kioto traf Shimadzu in Himeji in der Provinz Arima auf einen Haufen von einigen hundert Lohninen, die ihn dort erwartet hatten, um ihm ihre Beschwerden gegen die Regierung des Siooguns (das Bak'fu) und ihre Pläne gegen dasselbe zu unterbreiten. Die letzteren gingen auf nichts weniger hin, als sich der Schlösser von Osaka und Hikone und der Residenz des Siooguns in Kioto, den hauptsächlichsten Stützpunkten desselben im Westen, durch Handstreiche zu bemächtigen, die auf Befehl der Regierung des Siooguns gefangen gesetzten Fürsten und Kuge zu befreien und dann mit dem Mikado über den Hakone Paß gegen Jedo zu ziehn. Daß diese Leute sich mit solchen Plänen nicht an Shimadzu gewendet haben würden, wenn sie nicht seiner Zustimmung wenigstens zu den denselben unterliegenden Prinzipien sicher gewesen wären, kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, man wird wohl auch nicht irren, wenn man annimmt, daß das Zusammentreffen ein von beiden Teilen gewünschtes und vorbereitetes war und Shimadzu nicht daran dachte, sich so wichtige Bundesgenossen wie diese Lohnine entgehen zu lassen, die jetzt zum ersten Male als große, geschlossene Bande auftraten. Er nahm seine neuen Bundesgenossen bis nach Fushimi, einige Meilen von Kioto mit, wo er sie zurückließ, und am 14. Mai nur mit seinen eigenen Begleitern in die Stadt einzog. In einem an den Mikado oder richtiger den Kuambaku, Regenten, gerichteten Schreiben erklärte er, daß er auf dem Wege nach Jedo sei, wo er auf die Regierung des Siooguns im Sinne der Wünsche des Mikados einzuwirken beabsichtige; er wies dann auf die Loyalität der Lohnine hin, die stets dem Mikado und dem Vorsatz, die Fremden zu vertreiben treu geblieben seien, die den Regenten I kamonnocami und die Fremden ermordet hätten und die jetzt beabsichtigten, eine große That zu vollbringen, die zu vielen Zerwürfnissen führen könne. Um diese zu vermeiden, habe er sich nach Jedo begeben wollen, da er aber die Lohnine unterwegs getroffen, habe er es für richtiger gehalten, sie mit nach Fushimi zu nehmen, und unterbreitete nun die Beschwerdeschrift derselben dem Kaiser.

Dieses Vorgehen Shimadzu's war Wasser auf die Mühle des Hofes. Er erhielt den Befehl, vorläufig in Kioto zu bleiben, die seinerzeit von I kamon gegen eine Reihe von Fürsten und Kuge verhängten Gefängnisstrafen wurden aufgehoben, und als bald nach Shimadzu der Fürst von Choshiu, Landesherr von Nagato und Suwo, und als solcher Besitzer von Simonoseki, ebenfalls einer der großen früher nur halbunterworfenen Reichsunmittelbaren mit einem jährlichen Einkommen von 240000 Pfund, in Kioto eintraf, wurde Satzuma und Choshiu gemeinschaftlich befohlen, die Lohnine in Ordnung zu halten d. h. sie für die Pläne des Hofes zu benutzen. Kurze Zeit darauf wurde ihnen als dritter der Fürst von Tosa, ebenfalls ein Reichsunmittelbarer mit einem Einkommen von 155000 Pfund zugesellt; es war dies der Beginn der engen politischen Verbindung zwischen diesen drei Klans, Stämmen, der die Japaner nach den Anfangssilben derselben den Namen Sat-cho-to gaben und die nicht nur während der Kämpfe gegen das Siogunat die Hauptrolle spielte, sondern auch in der ganzen Folgezeit und noch heute maßgebenden Einfluß ausübt.

Im Juni verließ Shimadzu mit einem großen, 5—600 Bewaffnete zählenden Gefolge Kioto und begab sich mit einem Gesandten des Mikado nach Jedo, wo er im Juli eintraf. Der Auftrag des Gesandten lautete nach japanischen Quellen dahin, daß, seitdem die Schiffe der Barbaren angefangen hätten, Japan zu besuchen, die Barbaren sich mit Unverschämtheit benähmen, ohne daß es der Regierung des Sioguns eingefallen sei, dagegen einzuschreiten; in Folge davon sei der Frieden des Reichs gestört und das Volk in Elend gebracht worden. Seine Majestät sei tief betrübt über diese Vorgänge. Die Regierung des Sioguns habe erklärt, daß in der letzten Zeit Uneinigkeit im Volke entstanden sei, die es unmöglich mache, ein Heer auszuheben und die Barbaren auszutreiben; sie hätte hinzugefügt, daß, wenn Seine Majestät die Gnade haben wolle, dem Siogun seine Schwester zur Gemahlin zu geben, der Hof und das Siogunat wieder ausgesöhnt werden, das Volk sich anstrengen und die Barbaren vertrieben werden würden. Darauf

habe Seine Majestät diesen Wunsch gnädigst erfüllt und der Prinzessin erlaubt, sich nach Jedo zu begeben. Entgegen allen Erwartungen seien aber verräterische Beamte in immer engere Beziehungen zu den Fremden getreten und hätten den kaiserlichen Hof behandelt, als ob derselbe überhaupt nichts zu bedeuten habe. Um einen Tag der Ruhe zu gewinnen, vergäßen sie die Jahre der Unruhe, die folgen müßten, und wären nahe daran die Barbaren zu bitten, sie unter ihren Schutz zu nehmen. Das Volk würde immer unruhiger, darum hätten sich kürzlich die Lohnine der westlichen Provinzen zusammengethan, um den Mikado dazu zu drängen, sich nach Hakone zu begeben und nach der Züchtigung der verräterischen Beamten die Fremden zu vertreiben. Die beiden Klans von Satzuma und Choshiu hätten diese Leute beruhigt und seien gesonnen, den Hof und das Siogunat bei der Vertreibung der Barbaren zu unterstützen. Der Siogun müsse sich nach Kioto begeben, um sich dort mit den Edlen des Hofes zu beraten, er müsse seine ganze Kraft zusammennehmen, Befehle an alle Provinzen senden und, indem er die Barbaren schnell austreibe, dem Reich die Ruhe wiedergeben. Entweder müsse der Siogun auf der einen Seite den Zorn der heiligen Ahnen des Mikados besänftigen und auf der andern die Rückkehr der treuen Diener zu ihrer Vasallenpflicht sowie von Frieden und Wohlstand für das Volk herbeiführen und so die Sicherheit des Reichs felsenfest begründen oder nach den durch Taikosamma (1598 gest.) geschaffenen Regeln müßten fünf der an den Meeresküsten angesessenen Fürsten unter dem Titel der fünf Regenten an der Regierung teilnehmen, das Reich gegen die Barbaren schützen, die Verteidigungsmittel in guter Ordnung erhalten und schließlich die Barbaren austreiben. Oder drittens solle Hitutsbashi angewiesen werden, die Regierung zu unterstützen, und der alte Prinz von Etzisen solle zum Regenten ernannt werden, um der Regierung des Sioguns in der innern und äußeren Politik zur Seite zu stehn. Einer dieser drei Vorschläge müsse angenommen werden, wenn das Reich nicht den Barbaren zur Beute fallen solle.

Nach langem Zögern entschloß sich die Regierung zur Annahme

des dritten Vorschlags, aber wenn sie so auch den Forderungen des Mikados nachkam, ließ sie Shimadzu Saburo die ganze Macht ihres Unwillens empfinden. Alles was der stolze Satzumaner für sich selbst verlangt hatte, wurde ihm abgeschlagen; ja, der Taikun weigerte sich sogar, ihn zu empfangen, so daß er, als er Jedo am 13. September verließ, voraussichtlich in der schlechtesten Laune gewesen sein mag. Am nächsten Tage wurde auf dem Tokaido von Leuten seines Gefolges in der Nähe der Sänfte ihres Herrn, vielleicht auf den persönlichen Befehl desselben der vorher erwähnte Angriff auf den Engländer Richardson und seine Genossen verübt. Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, mit zweien der Angegriffenen, den Herrn Clarke und Marshall, den Vorgang zu besprechen, und bin zu der Überzeugung gekommen, daß denselben wie auch Richardson keinerlei Schuld an dem Vorfall zuzuschreiben gewesen sei; auf der andern Seite darf nicht vergessen werden, daß es für einen Mann in der Stellung Shimadzu Saburos nach japanischen Begriffen keine größere Beleidigung geben konnte, als wenn irgend jemand es wagte, seinem Zuge zu Pferde zu begegnen. In solchem Falle war es nicht allein das Recht, sondern die Pflicht seiner Begleiter, einen solchen Verstoß gegen die Etikette sofort zu strafen; jeder Japaner, der sich Ähnliches erlaubt gehabt hätte, ja der den Zug nur stehend, statt knieend hätte passieren lassen, wäre sofort niedergehauen worden; man braucht also nicht einmal eine besonders grimmige Laune von seiten Shimadzu Saburos anzunehmen, um den Schlüssel und die Erklärung zu dem blutigen Trauerspiel zu finden. Die Forderung des englischen Geschäftsträgers, daß die Mörder ausfindig gemacht und verhaftet werden sollten, blieb ohne Erfolg; die Regierung ließ es wie gewöhnlich nicht an Versprechungen aller Art fehlen, aber es stellte sich bald als zweifellos heraus, daß sie eine Bestrafung der Thäter herbeizuführen außer Stande sei. Dieselben waren vielmehr ruhig nach ihrem Heimatlande zurückgekehrt und befanden sich dort in vollständiger Sicherheit; es ist auch nie bekannt geworden, wer die eigentlichen Thäter

waren und ob der Befehl zur That von Shimadzu Saburo oder von wem sonst gegeben worden war.

Das Siogunat sollte bald ein weiterer, harter Schlag treffen, indem es sich zur Aufhebung einer Maßregel gezwungen sah, die allerdings nicht von dem Gründer der Tokugawa Dynastie getroffen worden war, sondern von deren nächsten Nachfolgern herrührte, auf der aber der wesentlichste Teil der im Lauf der Jahre beinahe absolut gewordenen Gewalt des Siogunats beruhte. Alle, auch die achtzehn reichsunmittelbaren Landesfürsten waren gezwungen gewesen, jedes zweite Jahr in Jedo zuzubringen und ihre Frauen und Kinder überhaupt ganz dort zu lassen. Jetzt sah sich der Siogun, wahrscheinlich auf von Kioto ausgegangene Befehle genötigt, diese Maßregel dahin abzuändern, daß die reichsunmittelbaren Fürsten nur nach jedem dritten Jahre hundert Tage, die größeren Landesherren ein Jahr von dreien und nur die kleineren, sowie die direkten Lehnsträger des Sioguns, die Hatamoto, in jedem Jahre zweihundert Tage dort zubringen sollten. Die Maßregel hatte nicht nur eine große politische Bedeutung, indem sie die Stellung der größeren Landesfürsten zu einer viel unabhängigeren als früher machte, sie war auch ein harter Schlag für die ökonomische Wohlfahrt der Residenz des Sioguns. Die Weiber und Kinder der Landesfürsten verließen Jedo und kehrten in die Gebiete ihrer Gatten und Väter zurück und der zahlreiche Troß von Beamten, Trabanten und Dienern, der die Paläste in Jedo bis dahin bevölkert hatte, folgte ihnen, was nicht allein für die Theehäuser in Sinagawa, sondern für die ganze handeltreibende Bevölkerung der Hauptstadt eine große Einbuße bedeutete. In einer Beziehung freilich gewann Jedo durch den Auszug der Fürsten und ihrer Familien; die Stadt wurde frei von einem großen Teil des Gesindels, das ihre Straßen bis dahin zur Nachtzeit und oft auch am Tage unsicher gemacht hatte; dasselbe strömte jetzt in Kioto zusammen, wo bald kein Tag mehr ohne eine Mordthat verging. Vielfach waren es Personen, die der Sympathien mit Fremden beschuldigt wurden, oder Kaufleute, die ihre Preise erhöht hatten, oft aber auch ganz harmlose

Personen, Bettler oder Spaziergänger, die dem Schwert der Mörder zum Opfer fielen.

Gleichzeitig wurde den fremden Vertretern mitgeteilt, daß der Siogun sich im März des nächsten Jahres nach Kioto begeben werde.

So konnte die Lage der Dinge in Japan Ende 1862 kurz dahin zusammengefaßt werden, daß die fremdenfeindliche Politik des Mikados und seiner Anhänger unter den Landesfürsten entschiedene Fortschritte gemacht hatte, während die Stellung des Siogun, der die Verträge abgeschlossen hatte und für ihre Ausführung in erster Linie verantwortlich gehalten werden mußte, unzweifelhaft sehr geschwächt worden war. Außerdem war der am 14. September stattgehabte Angriff auf die vier Engländer noch ungesühnt geblieben.

II.

Kagosima, 1863.

Schwierigkeiten mit den japanischen Behörden und den fremden Vertretern. — Englische Überhebung. — H. M's Konsul. — Die Landsleute. — Wohnungssorgen. — Feuersbrünste. — Beunruhigende Gerüchte. — Maßregelung japanischer Beamten. — Zerstörung der englischen Gesandtschaft auf Gotenyama. — Vertreibung der Amerikaner aus Jedo und Kanagawa. — Schreiben der Landesfürsten an den Siogun. — Zusammenziehung englischer Streitkräfte in Yokohama. — Kundgebung des Mikados. — Englische Entschädigungsforderungen. — Maßregeln in Yokohama. — Einspruch gegen dieselben. — Englisches Vorgehen. — Französisches Eingreifen. — Diplomatische Kreuz- und Querzüge. — Auszug der japanischen Bevölkerung. — Beunruhigende Maßregeln der japanischen Behörden. — Schwankungen der japanischen Regierung. — Zahlung der Entschädigung. — Befehl des Mikados die geöffneten Häfen zu schließen. — Angriffe des Fürsten von Choshiu auf fremde Schiffe in der Straße von Simonoseki. — Repressalien durch fremde Kriegsschiffe. — Vereinbarung der Vertreter Englands, Frankreichs, der Niederlande und der Vereinigten Staaten vom 25. Juli 1863. — Das englische Geschwader nach Kagosima. — Verhandlungen mit dem Fürsten von Satzuma. — Beschießung von Kagosima. — Rückkehr des englischen Geschwaders nach Yokohama. — Politische Wirkung der militärischen Aktion. — Zahlung der geforderten Entschädigung durch den Fürsten von Satzuma.

Nach der Übernahme der Geschäfte des Konsulats in Japan überzeugte ich mich sehr bald, daß mir schwere Zeiten bevorstehen würden. Bei den japanischen Behörden in Jedo, mit denen ich Beziehungen unterhalten mußte, wenn ich nicht in die Lage versetzt sein wollte, jede Angelegenheit, die ich nicht mit dem Gouverneur von Kanagawa erledigen konnte, entweder fallen zu lassen, oder mich

der Vermittlung eines der fremden Gesandten bei den japanischen Ministern zu bedienen, stieß ich sofort auf den Versuch, jeden Verkehr mit mir abzulehnen. Schließlich brachte meine Erklärung, daß die preußische Regierung die Ernennung eines diplomatischen Vertreters in Jedo selbstverständlich nur unter der Voraussetzung hinausgeschoben habe, daß dem konsularischen Vertreter die Erfüllung seiner Aufgabe nicht unmöglich gemacht werde, und daß die Regierung, sowie sie sich überzeugt haben werde, daß dies thatsächlich der Fall sei, unzweifelhaft sofort zur Ernennung eines diplomatischen Vertreters schreiten werde, die Sache zum Klappen. Die Minister erklärten sich bereit, durch die Gouverneure der Auswärtigen Angelegenheiten mit mir zu verhandeln und mich, in Fällen, wo dies dringend notwendig sei, auch selbst zu empfangen, und wiesen mir einen Tempel an, in dessen Nebengebäuden ich bei meinen Besuchen in Jedo absteigen konnte. Schwieriger war die Stellung den fremden diplomatischen Vertretern gegenüber; ich konnte nach diplomatischer Usance nicht Anspruch darauf machen, auf dem Fuß der geschäftlichen Gleichheit mit ihnen zu verkehren und mußte mich darauf beschränken, dort, wo die Wahrung der mir anvertrauten Interessen dies notwendig machte, auf dem Wege persönlichen Verkehrs das zu erlangen, was ich amtlich nicht verlangen konnte. In vielfachen Beziehungen machte sich das englische Übergewicht manchmal in recht unbequemer Weise auch formell fühlbar. Die beiden Expeditionen nach China, bei denen Frankreich der Lage der Verhältnisse nach die zweite Rolle hatte spielen müssen, die unzweifelhaft größere Tüchtigkeit und Thätigkeit der englischen Vertreter und das Gewicht, das die thatsächlich vorhandenen materiellen Interessen ihrer Stellung und ihrem Auftreten geben mußten, verleiteten die englischen Diplomaten und Konsuln häufig dazu, ihre Kollegen etwas von oben herab zu behandeln, was sich die Mehrzahl derselben gefallen ließ, vielleicht ohne sich über die darin liegende Mißachtung ganz klar zu werden. Ich selbst hatte sehr bald nach meiner Ankunft in Yokohama Gelegenheit, meinem englischen Kollegen, der zugleich Senior des Konsularkorps war, im übrigen ein vortrefflicher

Mann, mit dem ich Jahrelang die besten Beziehungen unterhalten habe, eine kleine Lehre zu geben. Er hatte es sich angewöhnt, Cirkulare, die er an seine Kollegen, die Konsuln der andern Vertragsmächte richtete, wie die Notifikationen an die englischen Unterthanen, als H. M's. Konsul (d. h. Her Majesty's, Ihrer Majestät Konsul) zu unterzeichnen, was durchaus geeignet war, bei andern, und namentlich bei den Japanern den Glauben zu erwecken, als wenn England den andern Mächten gegenüber eine bevorzugte Stellung einnähme. Ich steckte mich hinter die Kollegen, und als das nächste Mal ein Cirkular mit der beanstandeten Unterschrift in Umlauf gesetzt wurde, versahen sämtliche Konsuln, natürlich mit Ausnahme dessen der Vereinigten Staaten, ihre Unterschrift mit dem Zusatz H. M's. Konsul (His Majesty's, Seiner Majestät Konsul). Das wirkte und unser englischer Kollege gebrauchte in Zukunft im Verkehr mit uns die korrekte Bezeichnung H. B. M's Konsul, Ihrer britannischen Majestät Konsul.

Mit den deutschen Firmen und Staatsangehörigen ging die Sache zu Anfang ebenfalls nicht so, wie ich es gewünscht und erwartet hatte. Die Preußen mußten sich selbstverständlich unter den Schutz des preußischen Konsulats stellen und die meisten der Deutschen folgten diesem Beispiel; einige der letzteren zogen es indessen vor, auch weiter unter englischem Schutz zu bleiben, wie sie erklärten, weil es ihnen peinlich sei, die Gastfreundschaft, die sie auf dem englischen Konsulat genossen, nun gleich zu kündigen. Der wahre Grund war wohl, daß sie Zweifel darüber hatten, ob der junge preußische Beamte, dem weder das Prestige einer Weltmacht, noch die materiellen Mittel einer solchen zur Seite standen, wie dies bei seinem englischen Kollegen der Fall war, und dem kein Gesandter als zweite, höhere Instanz der Landesregierung gegenüber seine Unterstützung zuteil werden lassen konnte, ihre Interessen in so erfolgreicher Weise wahrzunehmen im stande sein würde, wie die Engländer dies bisher gethan hatten. Ich kann gleich hinzufügen, daß, noch ehe ein Jahr vergangen war, sämtliche deutsche Firmen und Staatsangehörige unter preußischem Schutze standen; die Be-

denken der letzten waren dadurch beseitigt worden, daß es mir gelungen war, von der japanischen Regierung ein Stück Land, gewissermaßen als Niederlassung, für die Deutschen — ich habe einen Unterschied zwischen dem weiteren und dem engeren Landsmann nie gemacht — zu erlangen.

Auch die leidige Gehaltsfrage brachte manche Sorgen. Fünftausend Thaler schienen für japanische Verhältnisse eine ganze Menge Geld, aber durch fünf geteilt, — nach dem damaligen Kurse des Silbers gingen fünf Shilling auf einen mexikanischen Dollar, die allgemein gangbare Münze — stellten sie nur dreitausend Dollars dar, und ich mußte für ein kleines Häuschen in der fremden Niederlassung, Etagenwohnungen gab es nicht, 900 Dollars jährliche Miete zahlen. Im nächsten Jahre steigerte mich der Besitzer auf 1200 Dollars und im dritten kündigte er mir ganz, da er das Haus selbst bewohnen wolle. Mit vieler Mühe fand ich ein anderes Haus für 1800 Dollars pro Jahr; ich benutzte dasselbe aber nur während eines halben Jahres und bezog dann eins der japanischen, früher von Beamten bewohnt gewesenen Gebäude, die zwischen der fremden Niederlassung und der japanischen Stadt in der unmittelbaren Nähe des Zollamts lagen. Dieselben hatten den Vorteil großer Billigkeit, dagegen den Nachteil größter Feuergefährlichkeit, einmal wegen ihrer Bauart, sie bestanden fast nur aus Holz, Papierwänden und Strohmatten, dann wegen der Nähe der japanischen Stadt, in der große Feuersbrünste, die oft Hunderte von Häusern zerstörten, nur zu häufig wiederkehrende Erscheinungen waren. Auch unser zeitweiliges Konsulat wurde bei einer solchen im November 1866, während ich auf Urlaub war, vollständig zerstört; ich hatte, ehe ich Japan verließ, den holländischen Dolmetscher des Konsulats und den Amtsdiener desselben schriftlich angewiesen, im Falle eines Feuers nur an die Rettung des Archivs zu denken und sich nicht um ihr Privateigentum zu kümmern, für dessen Ersatz ich Sorge tragen würde; es war vielleicht diesem Versprechen, welches das Auswärtige Amt später in bereitwilligster Weise einlöste, jedenfalls aber der Pflichttreue der beiden Betreffenden, Schnell und

Krietsch, zu danken, daß, als die vorausgesehene Katastrophe eintrat, das Archiv des preußischen Konsulats gerettet wurde, während die des englischen, amerikanischen und portugiesischen ganz oder teilweise vernichtet wurden. Ich verlor bei der Gelegenheit einen mehrjährigen treuen Gefährten, meinen Hund Ponto, der sich absolut geweigert hatte, das brennende Gebäude zu verlassen, und in demselben umkam.

Inzwischen entwickelten sich die politischen Verhältnisse in immer unangenehmerer und bedrohlicherer Weise. Am 2. Januar 1863 wurde der englische Geschäftsträger in der Nacht durch Gouverneure der Auswärtigen Angelegenheiten geweckt, die die Nachricht brachten, daß die Regierung von einem beabsichtigten Angriff auf die Niederlassung durch eine in der Nähe derselben versammelte Bande von Lohninen Kenntnis erhalten habe, und wenn die Nachricht auch nach einer Woche von denen, die sie gebracht hatten, als auf falschen Informationen beruhend widerrufen wurde, so trug sie doch in recht erheblicher Weise dazu bei, das bereits vorhandene Gefühl der Unsicherheit zu vermehren, was wohl auch, wenn man spätere Ereignisse in Betracht zieht, der Zweck der Warnung gewesen sein dürfte. Sie hatte aber auch zur Folge, daß die fremden Residenten der verschiedenen Nationalitäten zusammentraten und zum Schutz der Niederlassung ein Freiwilligenkorps bildeten. Einige Wochen später trafen zwei Abgesandte des Mikados in Jedo ein, um den Siogun aufzufordern, sich im Laufe des Frühlings nach Kioto zu begeben und dort den Befehl über die zur Vertreibung der Barbaren zu versammelnden Streitkräfte zu übernehmen. Wenngleich der Siogun sich schon früher bereit erklärt hatte, dies zu thun, — seit 1634 das erste Mal, daß ein Siogun sich dorthin begab, — so hatte die Mission der Gesandten des Mikados doch noch einen anderen Erfolg, der zeigte, wie tief das Siogunat gesunken war und wie hilflos es sich dem Kaiserlichen Hofe und den zu demselben haltenden großen Landesfürsten gegenüber fühlte. Der Siogun ging nämlich jetzt, ob aus eigenem Antriebe oder auf Befehl von Kioto aus, — das letztere schien wenigstens nicht unwahrscheinlich — gegen alle diejenigen Beamten und Anhänger vor, die treu zu ihm gestanden und seine

Sache gegen den Mikado geführt hatten. Eine Menge der ersteren wurden entlassen, während die anderen, teilweise nach ihrem Tode, in ihren Nachkommen von harten Strafen getroffen wurden. So mußten Ando Tsusimanocami, der letzte Premierminister und einige seiner früheren Kollegen im Staatsrat, die kleinere Landesfürsten waren, zu gunsten ihrer Nachfolger abdanken, und wurden zu Hausarrest verurteilt, während dem Sohn und Nachfolger des früher ermordeten Regenten J kamonnocami ein Teil seiner Einkünfte genommen wurde. Auch die fremden Vertreter wurden direkt und indirekt von diesen Vorgängen betroffen. Wie schon erwähnt, war der Hügel Gotenyama bei Jedo für die fremden Gesandtschaften in Aussicht genommen worden und die für die englische Gesandtschaft bestimmten Baulichkeiten waren beinahe vollendet. Nachdem am 16. Januar zehn bewaffnete Leute den Eingang in die noch unbewohnte Gesandtschaft zu erzwingen gesucht und dabei einige der als Wache dort befindlichen Leute niedergehauen hatten, wandten sich am 28. Januar die japanischen Minister an den englischen Geschäftsträger mit der Bitte, den Gotenyama aufzugeben und ihnen die Antwort über seine Entschließung vor dem 2. Februar zugehen lassen zu wollen, an welchem Tage Hitutsbashi nach Kioto aufzubrechen beabsichtige. Auf Befragen erklärten die Minister, daß mehrere der großen Landesfürsten dem Mikado fortwährend mit Klagen gegen die Fremden in den Ohren lägen, deren Anwesenheit den heiligen Boden Japans besudele, daß Shimadzu Saburo bei seiner Rückkehr nach Kioto den Mikado davon in Kenntnis gesetzt habe, daß er von Fremden beleidigt worden sei, die er habe niederhauen lassen; daß der Mikado alle diese Beschuldigungen glaube und fortwährend dränge, daß der Siogun, der die Verträge ohne seine Benachrichtigung und Genehmigung abgeschlossen habe, allen Verkehr mit den Fremden abbreche und dieselben aus dem Lande vertreibe, und daß er in der letzten Zeit wiederholt verlangt habe, daß den fremden Vertretern nicht gestattet werde, ihren Wohnsitz auf dem Gotenyama zu nehmen; die japanische Regierung müsse daher dringend bitten, von diesem Gedanken abzusehen, obgleich die Errichtung der für die englische

Gesandtschaft bestimmten Gebäude ihr über 160 000 Mk. gekostet habe. Oberst Neale lehnte es ab, dem Wunsch der japanischen Regierung zu entsprechen, und am 1. Februar, also vor dem Tage, der von den Ministern als der der Abreise Hitutsbashi's angegeben worden war, wurden die auf dem Gotenyama errichteten Gebäude niedergebrannt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die That durch Leute (Lohnine?) des Prinzen von Choshiu verübt wurde, von denen zwei später sehr hohe Stellen in der Regierung des Mikados bekleideten resp. noch bekleiden; sie war unzweifelhaft ein Anfang der Ausführung des Befehls, die Barbaren zu vertreiben, und man greift wohl auch nicht fehl, wenn man zugleich annimmt, daß die Regierung des Taikuns, wenn sie auch nicht Mitwisserin der That war,' dieselbe jedenfalls mit Freuden begrüßte, weil sie die Frage löste, ohne sie in Konflikt mit den Fremden oder mit dem Mikado zu bringen. Einige Monate später wurden die letzten Fremden aus Jedo und Kanagawa vertrieben. Mr. Pruyn, der neue Minister-Resident der Vereinigten Staaten, war, dem Beispiel seines Vorgängers Harris folgend, trotz aller Warnungen der japanischen Regierung vor den Gefahren, die der Aufenthalt in Jedo mit sich bringe, in der Hauptstadt geblieben, nachdem sein englischer und französischer Kollege sich längst wieder nach Yokohama zurückgezogen hatten; am 24. Mai wurde die Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Jedo niedergebrannt, und als Mr. Pruyn trotz dieser Fingerzeige sein Quartier in dem Tempel aufschlug, in dessen Gründen die von ihm bewohnten Baulichkeiten gestanden hatten, wurde er am 31. Mai unter dem Vorwande, daß die Regierung seine Sicherheit nicht länger garantieren könne, da eine ausgebreitete Verschwörung zu seiner Ermordung bestehe, fast mit Gewalt an Bord eines Schiffes gebracht und nach Yokohama geführt. In derselben Weise vertrieb man den Konsul der Vereinigten Staaten und eine Anzahl amerikanischer Missionare mit ihren Familien aus Kanagawa, und eine schweizerische diplomatische Mission, die sich behufs Abschluß eines Vertrages in Jedo aufhielt, wurde von den sie begleitenden Beamten jeden Abend an Bord eines in der Bai ankernden japanischen

Kriegsschiffes und endlich in den ersten Tagen des Juni nach Yokohama gebracht.

Aus dieser Zeit stammt ein angeblich von mehreren der größeren Landesfürsten, darunter die von Satzuma und Mito, an die Regierung des Siogun's gerichtetes Schreiben, an dessen Authenticität nicht gezweifelt werden kann und das einen höchst interessanten Einblick, nicht nur in die damalige Auffassung der Sachlage seitens der Japaner, sondern in die aller Orientalen über ihre Beziehungen zum Auslande gewährt. Die Verfasser sprechen der Regierung des Siogun's zuerst ihren Dank aus für die den Landesfürsten gewährten Erleichterungen, bezeichnen dieselben aber als nicht genügend, da, wenn der Zweck derselben sei, den Landesfürsten zu gestatten, Geld für kriegerische Rüstungen zu sparen, dies viel besser dadurch geschehen könne, wenn dieselben von der Verpflichtung, sich zeitweise nach Jedo zu begeben, ganz entbunden und der Verkehr mit der Regierung des Siogun's durch Agenten aufrecht erhalten würde. Sie danken dann auch für die Strafen, die denen auferlegt worden seien, die sich in ihrem Verkehre mit den Fremden so feig benommen hätten; die Strafen seien allerdings leicht, wenn mit dem begangenen Verbrechen verglichen, aber sie würden hoffentlich anderen als Warnung dienen. Die Entsendung von Leuten an die fremden Mächte sei ein großer Fehler, da ein solches Zeichen von Achtung diese letzteren leicht über die Absichten der Regierung täuschen und sie dazu verleiten könne, zu glauben, daß Japan beabsichtige, die Erfüllung dessen, was es im Auge habe, durch Bitten zu erlangen. Es sei unzweifelhaft, daß die Barbaren dem Vorschlage die noch nicht geöffneten Häfen nicht zu öffnen und den Verkehr in den bereits geöffneten zu beschränken, mit Freuden zugestimmt gehabt und sich glücklich geschätzt hätten, Japaner zu empfangen, die, obgleich nicht von hoher Geburt, doch anständige Leute seien, die den noch uncivilisierten Nationen eine Lektion in Höflichkeit und Diplomatie hätten geben können. Die Regierung scheine sehr entzückt über das Ergebnis dieser Mission; dies komme daher, weil sie sich durch die hohen Phrasen der fremden Beamten in Yokohama, die Minister genannt

würden, imponieren lasse. Diese seien aber die ersten, die zitterten, und die, wenn man sie von oben herab als Personen untergeordneten Ranges behandle, gleich bescheiden würden. Es gehe aus dem Empfang der japanischen Mission hervor, daß die „Minister" scharf von ihren Regierungen getadelt worden seien und daß die letzteren bemüht gewesen wären, das schlechte Betragen ihrer Vertreter durch die liebenswürdige Aufnahme der japanischen Sendlinge wieder gut zu machen. Diese Entschuldigungen hätten aber von den Ministern selbst gemacht werden müssen, von denen zwei durch ihre Herrscher bereits bestraft worden seien (es sind der beurlaubte englische Gesandte Alcock und der auf seinen Wunsch abberufene amerikanische Gesandte Harris gemeint) und sich in Ungnade befänden. Man müsse sich daher doppelt wundern, daß die Regierung des Siogungs noch nicht begriffen habe, daß sie das Große Japan vertrete. — Die Regierung habe gefragt, ob sie, die Schreiber, die vollständige Austreibung der Fremden wünschten. Das sei nicht der Fall. Es unterliege keinem Zweifel, daß den vier Mächten (England, Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten) und Holland nach demütigen Bitten die Verträge als eine große Gunst gewährt worden seien und diese Verträge daher keine Ähnlichkeit mit einem gerichtlichen Abkommen besäßen. Anstatt dieses Privilegium als eine Gunstbezeugung zu genießen, betrachten diese Mächte es jetzt als ein Recht; ein so unverschämtes Betragen dürfe die Majestät und die Würde des Reichs nicht länger ertragen. Es könne den Fremden wie in früheren Zeiten gestattet werden, Geld zu verdienen, ohne Japan zu beschwindeln, aber die Schreiber begriffen nicht die Notwendigkeit für alle die fremden Beamten; die einzige Person, die notwendig sei, wäre ein Haupt der Faktorei oder der Kaufleute, der sich den Handelsregeln und Bestimmungen anzupassen haben würde. „Ihr sagt", fährt das Schreiben fort, „daß die Fremden die Sache nicht in demselben Lichte sähen, wie wir; in dem Falle brauchen wir ihnen bloß die gewährten Privilegien zu entziehen. Wer eine Vergünstigung mißbraucht, büßt dieselbe ein, das ist ein gesetzlicher Grundsatz. In Euren Proklamationen sagt Ihr, daß in

funfzehn Jahren alles bereit sein werde, aber wir verstehen nicht, was Ihr damit sagen wollt. Meint Ihr, daß Japan dann groß und mächtig sein werde oder daß Ihr dann im stande sein werdet, die Fremden zu vertreiben? Im ersteren Falle gesteht Ihr ein, daß Japan schwach sei, und das ist eine Schande für dasselbe, im andern scheint Ihr bereit, Euch während funfzehn Jahren Beleidigungen gefallen zu lassen. Ihr habt daher in beiden Fällen Unrecht. Warum sagt Ihr nicht, daß Japan jetzt bereit sei, und es immer gewesen sei? Worin liegt der Unterschied zwischen vor zweihundert Jahren und heute? Hatten die Fremden damals nicht große Schiffe wie sie sie jetzt haben? Hatten sie damals nicht Geschütze und große Armeen? War ihnen damals die Kriegskunst nicht bekannt? Hatten sie keine großen Königreiche? Der einzige Unterschied ist, daß ihre Schiffe damals mit Segeln und jetzt mit Dampf bewegt werden. Desto besser, sie werden um so schneller abziehn. Jeder Japaner seufzt, wenn er an die ruhmreiche Vergangenheit denkt und auf die Gegenwart blickt. Erinnert Euch, wie die Barbaren die Majestät und die Macht Japans achteten; unser geringster Wunsch war ein Befehl für sie und Japan wurde von ihrer Gegenwart befreit. Eine einzige Nation (die Holländer) ließ Geiseln für das gute Betragen aller andern zurück, doch auch das war ein Fehler, da es die Begierden der andern reizte. Es ist schwer zu verstehen, was Ihr meint, wenn Ihr sagt, daß die Welt sich verändert habe und daß es schwer für eine Nation sei, sich abzuschließen. Glaubt Ihr denn, daß andere Nationen so seien wie Japan und China und wollt Ihr wiederholen, was ein wahnsinniges Mitglied des Staatsrats insinuiert hat, als er sagte, daß wir die Sitten, die Künste und Wissenschaften der Fremden annehmen müßten? Was für Wissenschaften? Sollen wir einen Edelstein für ein Stück Ziegelstein eintauschen? Ihr sagt, daß die vier Mächte Künste und Wissenschaften besäßen, es wird daher (da sie nichts von uns zu lernen haben) sehr leicht sein, ihre Wünsche zu erfüllen, da wir nur verlangen, daß die Fremden erst gezüchtigt und dann den alten Bestimmungen von Nagasaki unterworfen werden. Viele von Euch sind aber der Ansicht, daß

ein Abbrechen des Handelsverkehrs zu bedauern sein würde, da dadurch manche Artikel wie z. B. Geschütze unbeschaffbar werden würden, die notwendig seien, um Japan mächtiger als andere Länder zu machen. Wir erwidern darauf, daß Japan diese Artikel während vieler Tausende von Jahren entbehrt habe und daß es sehr leicht sein dürfte, unsere Schiffe nach China zu schicken, um sie dort von den knickrigen fremden Krämern zu kaufen, die sehr erfreut sein würden, sie uns zu verkaufen, auch nachdem wir sie gezüchtigt und aus dem Lande getrieben haben. — Wir bedauern, daß Ihr seit einiger Zeit häufig Anspielungen auf die Gebräuche und Regierungsform fremder Nationen macht und davon sprecht, daß dieselben nachgeahmt und die Verwaltung konzentriert werden müßten. Dadurch setzt Ihr Euch der schärfsten Kritik aus und erregt Mißtrauen unter Euren treusten Anhängern. Besteht unter den Fremden eine Autorität, die den Namen Macht verdiene? Haben sie einen Mikado, der der Enkel der Götter ist? Sind nicht alle unsere großen Familien himmlischen Ursprungs? Es ist lächerlich, alle Macht in einer Person vereinen zu wollen. Ihr wißt selbst, daß die Macht vom Kaiser ausgeht, der sie unter die großen Familien verteilt hat. Das ist eine von den Göttern eingerichtete Ordnung, und wer sie abändern will, vermißt sich klüger zu sein, als der Himmel. Wenn Ihr aber durchaus die Fremden nachahmen wollt, so müßt Ihr Euch darüber mit dem Mikado in Verbindung setzen, der Euch die Regierung anvertraut hat; wenn aber die Ehre und die Sicherheit Japans bedroht sind, dürft Ihr nicht allein entscheiden. Vor einigen Monaten schient Ihr dies einzusehen und Ihr hattet Euch entschlossen, der Aufforderung des Mikados, Euch nach Kioto zu begeben, nachzukommen, jetzt scheint Ihr aber zu zögern. Etwa weil einige Landesfürsten erklärt haben, sich nach dort begeben zu wollen? Aber alle Landesfürsten sollten dorthin berufen werden und diejenigen unter ihnen, die sich bereits nach Kioto begaben, haben dies wohl mit der Absicht gethan, Euch die Ausführung eines solchen Planes anzuempfehlen. — Wenn Ihr uns zu dem Ankauf fremder Schiffe ratet, so halten wir das für gefährlich für unser Land. Eine Flotte ist

nutzlos, wenn sie sich nicht herumbewegt, wenn ihre Schiffe nicht fremde Länder besuchen und die Matrosen keine Übung haben. Wenn man eine Flotte haben will, muß der Verkehr mit anderen Nationen aufrecht erhalten werden, und wir wünschen diesen Verkehr aufzuheben. — In allen Euren Argumenten liegt ein fundamentaler Fehler, daß Ihr meint, Japan sei nicht bereit; verschiedene der Landesfürsten haben Euch kürzlich ersucht, die fremde Frage in ihre Hände zu legen." —

Aus diesem Schriftstück geht unzweifelhaft hervor, daß die Ansichten der Regierung des Taikuns die vernünftigeren, den Umständen angemesseneren und im höheren Sinne auch patriotischeren waren, während die landesfürstlichen Verfasser sich durch Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse und beschränkte Überhebung auszeichneten. Die von der Regierung des Taikuns vertretenen Anschauungen sind wenige Jahre später auch für die Regierung des Mikados maßgebend geworden, aber das Taikunat ist in dem Kampfe selbst zu Grunde gegangen, ein neuer Beweis dafür, daß es nicht genügt, eine Lage richtig zu beurteilen, sondern daß man auch den Willen und die Macht besitzen muß, seiner Erkenntnis zum Siege zu verhelfen. In diesem Sinne ist die Entwicklung der japanischen Verhältnisse in der Sturm- und Drangperiode, die der Restauration des Mikados oder richtiger der Einsetzung desselben in Rechte, deren seine Vorgänger sich seit Jahrtausenden freiwillig begeben hatten, voranging auch für denjenigen von außerordentlichem Interesse, der sie vom höheren, nicht nur vom nationalpolitischen Standpunkt aus betrachtet.

Oberst Neale hatte inzwischen, da es ihm nicht gelungen war, weder für die Ermordung der englischen Soldaten in der Gesandtschaft, noch für den Vorfall am 14. September 1862 eine Genugthuung zu erlangen, und da die Zerstörung der Gebäude auf dem Gotenyama ihn überzeugt hatte, daß die japanische Regierung unwillig oder unfähig sei, ihren den Fremden gegenüber übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, sich an den Höchstkommandierenden des englischen Geschwaders in Ostasien, Vizeadmiral Kuper gewendet und denselben ersucht, alle verfügbaren Streitkräfte in Yokohama zusammenzuziehen. Dies ge-

schah auch in der Weise, daß der Admiral selbst am 22. März in Yokohama, wo schon zwei Schiffe lagen, mit drei weiteren eintraf und andere dorthin beordert wurden. Während die Verhältnisse in der Nähe von Jedo sich in dieser Weise zuspitzten, hatten sich viele der Landesfürsten, und namentlich diejenigen unter ihnen, die dem Siogun feindlich waren, mit ihrem Gefolge in der Hauptstadt des Mikados eingefunden, die in Folge dessen mit Bewaffneten angefüllt war; am 1. März traf Hitutsbashi dort ein und am 21. April folgte ihm der Siogun, der am 31. März von Jedo aufgebrochen war. Schon vor seiner Ankunft hatte der Mikado die in Kioto anwesenden Landesfürsten am 8. April versammeln und ihnen mitteilen lassen, daß, da die hungrigen Barbaren das heilige Reich mit gierigen Blicken belauerten, es an der Zeit sei, ernsthafte Maßregeln zu ihrer Vertreibung zu ergreifen; er zweifele nicht, daß, wenn der Tag für die Vertreibung derselben einmal festgesetzt sei, das ganze Volk sich erheben und an Treue und Tapferkeit mit einander wetteifern werde; er ermächtige daher jedermann, auch die Niedrigsten aus der zweischwertigen Klasse und dem gewöhnlichen Volke, den Personen, die er damit beauftragt habe, ihre Ansichten auszusprechen.

Noch kurz bevor der Taikun Jedo verlassen, waren dem englischen Geschäftsträger die Weisungen seiner Regierung in Betreff der noch unerledigten Genugthuungs- und Entschädigungsforderungen zugegangen, und er hatte dieselben, nachdem er den Ministern sofort mitgeteilt, daß dies in den nächsten Tagen erfolgen werde, am 6. April den in Jedo zurückgebliebenen Mitgliedern des Kabinetts zugestellt. Sie bestanden in der Forderung einer Entschädigung von 10000 Pfund für die Familien der beiden am 26. Juni 1862 in der Gesandtschaft getödteten Soldaten, einer ausreichenden Entschädigung für den am 14. September desselben Jahres stattgehabten Angriff auf die vier Engländer und der Zahlung von 100000 Pfund als einer Japan auferlegten Strafe für den Vorfall. Zur Erfüllung dieser Bedingungen wurde der japanischen Regierung eine Frist von zwanzig Tagen gestellt, nach Ablauf welcher Zeit der Admiral zu Zwangsmaßregeln schreiten werde. Zugleich benach-

richtigte der Geschäftsträger die Regierung, daß, da dieselbe sich außer Stande erklärt habe, die Mörder von Richardson zur Verantwortung zu ziehen, der Admiral sich nach einem der Häfen im Gebiet von Satzuma begeben und dort von dem Fürsten die Verhaftung und Hinrichtung der Mörder und eine Entschädigung von 25000 Pfund für die Hinterbliebenen des Ermordeten und die Verwandten fordern und im Falle der Nichterfüllung dieses Verlangens ebenfalls zu Zwangsmaßregeln schreiten werde. Der japanischen Regierung wurde anheim gestellt, dem Admiral einen höheren Beamten beizugeben, um dem Fürsten von Satzuma zur sofortigen Erfüllung dieser Forderungen zu raten.

Ich entsinne mich noch des Tages, an welchem Admiral Kuper mit seinen drei Schiffen in Yokohama eintraf. Es war ein wundervoller Frühlingsnachmittag und der größte Teil der in Yokohama weilenden Fremden befand sich auf dem Bluff, dem damals unbebauten, jetzt mit Villen und Gärten bedeckten Hügel, von dem man weite Ausschau auf die Bai von Jedo halten konnte. Als im Eingang derselben der Rauch von einem Dampfschiff, dann von mehreren sichtbar wurde, fanden sich die Spaziergänger zuerst in kleineren, dann in größeren Gruppen zusammen und als endlich kein Zweifel mehr darüber bestehen konnte, daß die einkommenden Dampfschiffe die seit lange sehnsüchtig erwarteten englischen Kriegsschiffe seien, — damals gab es weder von noch in Ostasien elektrische Telegraphen und selbst die Schiffsverbindung mit dem nahe gelegenen China war eine seltene und langsame — da entrang sich wohl mancher Brust ein frohes und dankerfülltes „Endlich“. Glaubte man doch in der Ankunft des Admirals den Beginn einer besseren Zeit, einer Ära schnellen und energischen Handelns, der Wiederherstellung besserer Beziehungen und gesicherterer politischer und Handelsverhältnisse begrüßen zu dürfen. Man sollte sich leider sehr getäuscht haben und es sollte noch lange dauern, bis äußere Verhältnisse mehr als der Wille der Meistbeteiligten einen Umschwung zum Bessern herbeiführten. Der Admiral begann damit, eine Menge von Maßregeln zu ergreifen, die keineswegs durch die Verhältnisse geboten

erschienen und die ganz geeignet waren, die Sicherheit der Niederlassung und der fremden kaufmännischen, ganz besonders auch der nicht englischen Gemeinde auf das ernsteste zu gefährden. Er legte Wachen in einzelne Teile der Stadt, ließ die Straßen durch Posten und Patrouillen sichern und forderte das früher erwähnte Freiwilligenkorps zur Beteiligung an diesen Schutzmaßregeln auf. Damit war die Neutralität der fremden Niederlassung, die im Falle des Ausbruchs von Feindseligkeiten zwischen England und Japan, die einzige Garantie für die Bewohner derselben und die in ihr angelegten Kapitalien war, in Frage gestellt, und als Admiral Kuper endlich auch ein Wachtkommando in das Haus eines deutschen Kaufmanns legte, glaubte ich eingreifen zu sollen. Ich ging zu dem englischen Geschäftsträger, um mit demselben die Sache zu besprechen, erhielt aber die Antwort, daß er mit der ganzen Angelegenheit nichts zu thun habe und dieselbe in der Hand des Admirals läge. Ich fuhr also an Bord des Flaggschiffs „Euryalus" und sagte dort mein Sprüchlein her. Ich begann damit, daß, so gern ich auch bereit sei, mich an gemeinschaftlichen Schutzmaßregeln zu beteiligen, die Möglichkeit dazu doch davon abhänge, daß der Anordnung solcher Maßregeln gemeinsame Besprechungen über dieselben vorausgingen; so lange das nicht geschehe, handle es sich für mich nur darum, die mir anvertrauten Interessen vor Schädigung zu bewahren, und ich glaubte dies am besten thun zu können, indem ich für meine Person strenge Neutralität beobachte und auch dafür Sorge trüge, daß dasselbe durch die unter preußischem Schutz stehenden Personen geschehe. Selbstverständlich würde ich nichts gegen irgend welche militärischen Maßnahmen einzuwenden haben, sobald der Admiral die Verantwortung für die sich etwa daraus ergebenden Schädigungen preußischer öffentlicher oder privater Rechte übernehme, aber so lange das nicht in bestimmter bindender Form ausgesprochen werde, müsse ich darauf bestehen, daß preußische Personen und Eigentum nicht ohne meine vorherige Zustimmung in etwaige militärische Maßregeln hineingezogen würden. Ich habe selten einen Mann so erstaunt gesehen wie den Admiral; er sah mich einen Augenblick groß an und

fragte dann: „Soll ich das so verstehen, daß Sie wünschen, daß ich die in das Haus des Kaufmanns T. gelegte Wache zurückziehe?“ „Falls meine Zustimmung dazu nicht in der vorherangedeuteten Form eingeholt wird oder ich die verlangte Zusicherung erhalte, ja,“ war meine Antwort. „Gut, dann werde ich sie zurückziehen,“ kam es zurück, und damit war der Teil meiner Aufgabe erledigt. Mit meinen deutschen Landsleuten ging die Sache nicht so glatt. Das Soldatenspielen in der durch die politischen Umstände fast geschäftslosen Zeit machte ihnen Spaß, und manche unter ihnen mochten wohl auch glauben, daß sie der Sache Europas, die sich ja im Grunde genommen mit der Englands hätte decken müssen, wenn die letztere etwas verständiger angefaßt worden wäre, einen Dienst leisteten, indem sie auf eigene Hand mit den Engländern gemeinschaftliche Sache machten, so daß die Mehrzahl wenig geneigt schien, meinen Vorstellungen Gehör zu geben. Als ich ihnen aber klar gemacht hatte, daß sie sich dadurch der Gefahr aussetzten, bei einer Verletzung von Leib oder Eigentum jeden Anspruch auf Entschädigung zu verlieren, schlug die Ansicht um, und ich glaube, daß im Lauf der ferneren Entwicklung die meisten mir recht dankbar wurden, sie vor weiteren Schritten bewahrt zu haben. Für mich war vor allen Dingen die Erwägung maßgebend, meine Regierung vor einem Hineingezogenwerden in den drohenden Konflikt zu bewahren, an dem wir um so mehr Veranlassung hatten uns nicht zu beteiligen, als einerseits unser Vertrag mit Japan noch nicht einmal ratifiziert war und es uns andererseits nicht allein an allen Mitteln, sondern überhaupt an der Möglichkeit fehlte, in Ostasien in einem Konzert der Mächte die Rolle zu spielen, die uns nach unserer kontinentalen Stellung auch bei überseeischen Fragen, wenigstens meiner Ansicht nach, gebührte. Daß man sich von französischer Seite den englischen Maßregeln, mindestens soweit es sich um eine diplomatische Unterstützung derselben handelte, anschließen würde, war damals schon unzweifelhaft, man wollte die im Krimkriege und bei der Expedition gegen China im Jahre 1860 bewährte Allianz auch Japan gegenüber so weit wie möglich aufrecht erhalten, und es war schließlich die Schuld

der letzteren, wenn aus diesem diplomatischen Zusammenwirken auch ein militärisches wurde.

Meine Auffassung der Sachlage sollte in nicht zu langer Zeit ihre volle Bestätigung finden. Als im Laufe der Verhandlungen mit der japanischen Regierung, auf die ich zurückkommen werde, jede Aussicht auf eine friedliche Verständigung geschwunden schien und der englische Geschäftsträger die weitere Behandlung der Sache in die Hände des englischen Admirals gelegt hatte, richtete derselbe an den englischen Konsul ein Schreiben, in dem er demselben erklärte, daß er unter den Umständen außer stande sei, die fremde Niederlassung in Yokohama zu schützen, und es den Fremden überlassen müsse, selbst für ihre Sicherheit zu sorgen. Admiral Kuper schrieb: „Die Instruktionen, nach denen ich nun zu handeln haben werde, werden notgedrungener Weise Zwangsmaßregeln durch die unter meinem Befehl stehende Flotte einschließen, und da solche Maßregeln voraussichtlich zu einem Vorgehen der Japaner führen werden, welches nicht allein die Sicherheit der englischen Unterthanen, sondern aller Fremden in Japan gefährden dürfte, so ersuche ich Sie (den Konsul) diesen Umstand allen englischen Unterthanen und den Konsuln der fremden Mächte mitzuteilen, damit dieselben sofort diejenigen Maßregeln ergreifen, die sie für die Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigentums notwendig erachten, da die Streitkräfte zu meiner Verfügung für den wirksamen Schutz von Yokohama nicht ausreichen, während ich die Instruktionen meiner Regierung in anderen Teilen des Landes zur Ausführung bringe.“ Der Admiral fügte hinzu, daß er, falls nicht durch die Japaner dazu gezwungen, keine feindlichen Maßregeln vor dem Ablauf von acht Tagen ergreifen werde.

Diese unglaubliche Erklärung des englischen Admirals, die einer Aufforderung an alle Fremden gleichkam Yokohama zu verlassen, das zu schützen er außer stande zu sein behauptete, würde eine Panik von unabsehbaren Folgen hervorgerufen haben, wenn nicht der französische Admiral Janrès sofort erklärt hätte, daß er Yokohama um jeden Preis halten würde, zu welchem Zweck er eine die Niederlassung beherrschende Stellung auf dem Bluff einnahm. Ich über=

ließ ihm dazu ein mir von dem Gouverneur von Kanagawa zugesagtes Grundstück gegen die Zusicherung eines anderen, auf dem später das deutsche Marinehospital gebaut wurde. Die Sicherung der Niederlassung schien mir dies Opfer, wenn es ein solches war, wert. —

Während der nächsten Wochen kam es nun zu Kreuz- und Querzügen auf dem politischen Schachbrett, die im Augenblick ganz unverständlich waren und es selbst, nachdem man eine bessere Einsicht in die damals im Lande herrschenden Verhältnisse gewonnen hat, zum Teil noch sind. Zuerst forderten die in Jedo zurückgebliebenen japanischen Minister am 21. April, unter dem Vorwande der Abwesenheit des Taikuns und der Schwierigkeiten des Verkehrs mit demselben, eine Verlängerung der in der englischen Note am 6. April gestellten Frist um dreißig Tage über den ursprünglich gesetzten Termin, aus dem Grunde, weil der Taikun dann nach Jedo zurückgekehrt sein würde, ein Ansuchen, das der englische Geschäftsträger am 24. damit beantwortete, daß er die Frist von dem ursprünglich gesetzten Termin, dem 27. April um vierzehn Tage verlängerte. Weitere Besprechungen hatten eine neue Verlängerung der Frist vom 6. Mai an um 17 Tage zur Folge, und da Oberst Neale am 9. Mai eine Mitteilung der japanischen Minister erhielt, daß der Taikun am 24. Mai nach Jedo zurückkehren würde, benachrichtigte er sie, daß wenn sich dies als zutreffend erweisen sollte, Zwangsmaßregeln nicht übereilt werden würden. Auch als die japanischen Minister mitteilten, daß der Taikun verhindert worden sei Kioto zu verlassen, begnügte der Geschäftsträger sich darauf zu erwidern, daß er das Eintreffen der Weisungen desselben an die Minister in Jedo mit großer Besorgnis erwarte. Diese Schwankungen in den Entschlüssen des englischen Vertreters, der, ehe er seine erste Forderung stellte, wußte, daß der Taikun Jedo verlassen hatte, und wissen konnte, daß dies der Vorwand, aber auch der thatsächliche Grund für eine Verzögerung in der Erledigung der Angelegenheit sein würde, war um so bedauerlicher, als die Japaner jetzt allerhand Mittel anwendeten, um die

Fremden vor den Folgen der Eröffnung englischer Feindseligkeiten besorgt zu machen.

Am 1. Mai begann sich unter der eingeborenen Bevölkerung von Yokohama eine gewisse Unruhe kundzugeben, die am 2. sehr beträchtlich zunahm und am 3. zu einem vollständigen, teilweise von Gewaltthätigkeiten gegen Fremde begleiteten Exodus der Bevölkerung führte. Meine japanischen Dienstboten hatten am längsten ausgehalten, aber am 4. verschwand auch der letzte derselben, ich war jedoch noch glücklich zu schätzen, denn ich besaß einen chinesischen Koch und einen europäischen Diener und war so in der Lage mit den in meiner Speisekammer befindlichen Konserven einigen zwanzig Personen, die sich ohne jede Dienerschaft befanden, während einiger Tage das tägliche Brot bei mir geben zu können. Der von den Konsuln der verschiedenen Nationen über die Vorgänge scharf interpellierte Gouverneur von Kanagawa erklärte, nichts mit denselben zu thun zu haben, es sei nur die unbestimmte Furcht der Leute vor den ihnen beim Ausbruch von Feindseligkeiten drohenden Gefahren, die sie zur Flucht veranlaßt habe. Die Erklärung der Konsuln, daß Yokohama neutral sei und als solches angesehen und behandelt werden müsse, und daß eine Verletzung dieser Neutralität durch die Japaner die schlimmsten Folgen für sie haben könne, brachte den Gouverneur, von dem die ganze Bewegung unzweifelhaft ausgegangen war, zur Besinnung und nach einigen Tagen kehrten die Japaner allmählich in die Niederlassung zurück; es dauerte aber doch ziemlich lange, bis das frühere Vertrauen wiederhergestellt war. Das Ende des Monats brachte einen ähnlichen Versuch, der sich aber innerhalb engerer Grenzen hielt und darum auch nicht so weite Kreise zog. Am 31. Mai lud der Gouverneur das Konsularkorps zu einer Besprechung ein und teilte demselben mit, daß größere Banden von Lohninen sich nicht allein in der Umgegend befänden, sondern auch die Möglichkeit vorliege, daß dieselben sich in die Niederlassung einschleichen könnten, um entweder einzelne Mordthaten zu begehen oder einen gemeinsamen Angriff auf die fremde Niederlassung zu unternehmen. Um die Fremden möglichst zu schützen, habe die Regierung

3*

beschlossen, eine Abteilung von der Leibwache des Taikuns nach Yokohama zu legen und die Niederlassung nicht nur an der Land- sondern auch an der Wasserseite streng zu bewachen. Gegen diese letztere Maßnahme protestierten die Konsuln energisch als überflüssig und nur geeignet Besorgnisse zu erregen und den freien Verkehr der Niederlassung mit der Rhede zu beschränken, und da die Befehlshaber der Kriegsschiffe dieser Ansicht beitraten, sah der Gouverneur sich genötigt, wenigstens diesen Punkt seines Programmes fallen zu lassen.

Die Verhandlungen zwischen dem englischen Geschäftsträger und der Regierung des Taikuns über die von dem ersteren gestellten Forderungen dauerten inzwischen fort, nachdem Oberst Neale am 8. Juni einen weiteren Termin von zehn Tagen zur Erfüllung seiner Forderungen gestellt hatte, und endeten vorläufig damit, daß die Minister des Taikuns sich am 12. schriftlich bereit erklärten am 18. Juni 140 000 Dollars und in wöchentlichen Zwischenräumen je 50 000 Dollars zu zahlen, so daß der Gesamtbetrag von 440 000 Dollars als Äquivalent von 110 000 Pfund am 30. Juli vollständig bezahlt sein sollte. Wenige Stunden indessen vor dem für die Aushändigung des ersten Betrages festgesetzten Termin erhielt der englische Geschäftsträger ein Schreiben des Ministers Ongasawara Dzusionokami, in welchem derselbe ihm mitteilte, daß unvorhergesehene Umstände die Auszahlung unmöglich machten, eine Mitteilung die zwei Tage später durch den Gouverneur von Kanagawa dahin vervollständigt wurde, daß der Mikado die Zahlung der Entschädigung verboten habe und die Minister fürchteten, daß eine Mißachtung dieses Verbots einen Sturm der Entrüstung im Lande erregen würde und dem Taikun das Leben kosten könne. Der Taikun sei der Freund, der Mikado der Feind der Fremden, aber der letztere habe befohlen und der erstere müsse gehorchen, wenn er nicht seine Stellung einbüßen wolle. Trotz der in so bestimmter Weise abgegebenen Erklärung erhielt die englische Gesandtschaft am 24. Juni um ein Uhr morgens die Mitteilung, daß die Japanische Regierung die Entschädigungssumme sofort auf einmal zu bezahlen beabsichtige,

und vier Stunden später befand sich der ganze Betrag in der englischen Gesandtschaft, wo vier Tage auf das Zählen der Dollars verwendet wurden. Dieselben wurden zu gleichen Teilen an Bord von drei englischen Kriegsschiffen gebracht, um nach Hongkong übergeführt zu werden. Es hing dies mit einer alten Bestimmung zusammen, nach der Kapitänen von Kriegsschiffen für eine solche Dienstleistung ein recht erheblicher Betrag, ich glaube 2 pCt. der beförderten Summen gezahlt wurde.

Wenige Stunden nachdem der englischen Gesandtschaft der Betrag der Entschädigung zugegangen war, erhielten die sämtlichen fremden Vertreter ein Schreiben des Ministers Ongasawara, in welchem derselbe ihnen mitteilte, daß er von dem Taikun, der sich augenblicklich in Kioto befände und dem der dahin gehende Befehl vom Mikado erteilt worden, angewiesen worden sei, die geöffneten Häfen zu schließen und die Unterthanen der Vertragsmächte zu entfernen, da die Japanische Nation nicht wünsche, irgend welche Beziehungen zu denselben zu unterhalten; er werde diese Angelegenheit später mit den fremden Vertretern erörtern.

In dem Erlaß des Grafen Russell vom 5. September, in welchem derselbe den Empfang der Berichte des Geschäftsträges bestätigte, schrieb der Staatssekretär der Königin über den letzterwähnten Vorgang: „Die Geheimnisse der Japanischen Intriguen und der scheinbar angedrohten Feindseligkeiten, aus denen indessen thatsächliche werden können, sind auf diese Entfernung nicht zu ergründen und Ihrer Majestät Regierung wird Sie daher nicht durch überflüssige und unzutreffende Weisungen behindern.“ Das war jedenfalls das Klügste, was die englische Regierung thun konnte, sie irrte sich nur, indem sie glaubte, daß die den Verhältnissen Näherstehenden in denselben klarer sähen, als sie selbst. Man sah wohl die Puppen und die Bewegungen, die sie machten, aber wer die Drähte zog, an denen sie tanzten, war und blieb für lange Zeit unbekannt und die Puppenspieler selbst waren sich wohl kaum weder ganz klar über das was sie wollten, noch einig untereinander.

Bevor noch die Aufregung über diese Forderung der Japaner,

der alle Vertreter eine entschiedene Zurückweisung entgegengesetzt hatten, verschwunden und der von der Regierung des Taikuns geforderte schriftliche Ausdruck des Bedauerns über die Vorfälle des Jahres 1862 in den Händen des englischen Geschäftsträgers war — er gelangte am 13. Juli in dieselben, nachdem Oberst Neale zwei noch unbefriedigendere Fassungen als die zuletzt angenommene, abgelehnt hatte — traf in Yokohama die Nachricht ein, daß der amerikanische Handelsdampfer Pembroke, mein alter Freund, am 25. Juni beim Passieren der Straße von Simonoseki auf dem Wege nach Shanghai von zwei dem Fürsten von Choshiu gehörigen Schiffen und Batterien beschossen worden und mit Mühe der Zerstörung entgangen sei. Ein gleiches geschah am 8. Juli dem französischen Kriegsaviso Kienchan, der in der Straße geankert hatte, und am 11. der niederländischen Korvette Medusa. Letztere unter dem Kommando des Kapitäns de Casembroot und mit dem niederländischen Generalkonsul de Graeff van Polsbroek an Bord, hatte am 9. Nagasaki verlassen, um durch die sogenannte Inlandsee nach Yokohama zu gehen, sie traf unterwegs den Kienchan, der bei dem auf ihn gerichteten Angriff sieben Rumpfschüsse erhalten hatte, und erfuhr von ihm das Vorgefallene. In richtiger Auffassung der Verhältnisse, vielleicht auch in dem Glauben, daß die altbekannte Holländische Flagge die Korvette gegen einen Angriff von Seiten der Japaner schützen würde, beschlossen der Kapitän und der Generalkonsul trotzdem durch die Straße von Simonoseki zu gehen. Als die Medusa am 11. in dieselbe einlief, wurde sie sofort von den beiden vorerwähnten Schiffen und einer größeren Anzahl von Batterien mit heftigem Feuer empfangen. In dem anderthalbstündigen Gefecht, das sich entspann, wurde das Schiff siebzehnmal im Rumpf und vierzehnmal im Takelwerk getroffen, drei Granaten platzten innenbords und es verlor vier Tote und fünf Verwundete.

Sowie die Nachricht von dem Angriff auf den Pembroke in Yokohama einging, traf die dort liegende amerikanische Korvette Wyoming Vorbereitungen, um diese Verletzung der amerikanischen

Flagge zu strafen. Am 16. brachte sie nach heftigem, mehr als einstündigem Gefecht, in dem sie elf Mal im Rumpf und einige zwanzig Male über Deck getroffen wurde und vier Tote und sieben Verwundete hatte, einen Dampfer und eine Brigg zum Sinken, mußte aber schließlich das ungleiche Gefecht aufgeben. Auch Admiral Jaurès ging mit der Sémiramis und dem Tancrède am 16. nach der Straße von Simonoseki ab und zerstörte am 20., nachdem er 250 Mann gelandet gehabt hatte, eine Batterie und ein Dorf, in dem sich ein Pulvermagazin befand; die Franzosen hatten dabei nur drei Verwundete. Bei den Kämpfen in der Straße kam es den fremden Schiffen zu gute, daß sie nur von den auf der Nordseite im Gebiet des Prinzen Choshiu (oder Nagato) gelegenen Batterien beschossen wurden, während die auf der Südseite auf der Insel Kiusiu im Gebiet von Kokura befindlichen sich nicht an dem Kampfe beteiligten, und die Einwohnerschaft sich dort sogar den Fremden freundlich erwies, was später zu Repressalien gegen dieselbe von seiten der Choshiuleute führte.

Am 25. Juli traten die Vertreter von Frankreich (Mr. Duchesne de Bellecourt war inzwischen durch Mr. Léon Roches ersetzt worden), den Vereinigten Staaten, England und den Niederlanden zusammen und unterzeichneten eine Vereinbarung, in der sie aussprachen, daß die Wiedereröffnung der freien Schiffahrt durch die Straße von Simonoseki, die bis dahin immer bestanden habe und jetzt durch die Angriffe des Fürsten von Nagato gestört worden sei, im Interesse der Aufrechterhaltung der durch die Verträge erworbenen Rechte notwendig erscheine und deshalb die Admirale und Kommandeure der Seestreitkräfte der durch die Unterzeichner des Abkommens vertretenen Mächte aufgefordert werden sollten, die dazu erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. Zu diesem Zweck und zum Schutz ihrer Staatsangehörigen in den geöffneten Häfen erklärten die Unterzeichner, daß es ihnen angemessen erscheine, eine gemeinsame Aktion der in diesen Meeren verfügbaren See- und Landstreitkräfte herzustellen und die Regierung des Taikuns von der getroffenen Entscheidung zu benachrichtigen, damit es derselben frei stehe, die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, um selbst das Notwendige zu

veranlassen und es so den Unterzeichnern zu ersparen, die Schritte zu thun, deren Beweggründe sie auseinandergesetzt hätten.

So hatte das thörichte Beginnen des Prinzen von Choshiu, das unzweifelhaft vom Mikado, wenn nicht inspiriert, so doch gebilligt worden war, das Ergebnis gehabt, die schon durch die Drohung der Schließung der geöffneten Häfen zusammengeführten Fremden noch enger zu einigen.

Der erste Erfolg dieser Verständigung zwischen den Vertretern der vier Mächte war, den englischen Streitkräften zu gestatten, ohne Sorge um die Sicherheit der fremden Niederlassung in Yokohama, die außerdem eine Besatzung durch englische und französische Truppen erhalten hatte, an die Aufgabe heranzutreten, den Fürsten von Satzuma zur Erfüllung der von ihm verlangten Genugthuung, d. h. der Ermittlung der Mörder Richardsons und der Bestrafung derselben und der Zahlung der Entschädigung an die Familie des Ermordeten und der Verwandten anzuhalten. Am 6. August stach das englische Geschwader, sieben Schiffe stark, unter dem Befehl des Admirals Kuper in See und ankerte am Abend des 11. in der Bai von Kagosima. Der englische Geschäftsträger und die Mitglieder der Gesandtschaft waren an Bord der verschiedenen Schiffe verteilt. Am Morgen des nächsten Tages ankerte das Geschwader vor der Hauptstadt des Fürstentums, Kagosima, unter ziemlich ungünstigen Verhältnissen, bei sehr tiefem Wasser und schlechtem Ankergrunde. Ein vom Lande gekommenes Boot nahm das Schreiben des Geschäftsträgers mit, das die früher angeführten Forderungen enthielt und mit Repressalien drohte, falls dieselben nicht erfüllt würden; wenige Stunden später kamen die Beamten, die das Schreiben in Empfang genommen hatten, zurück und brachten eine Einladung für den Admiral und Geschäftsträger, an Land zu kommen und die Frage dort zu erörtern, da es unmöglich sei, dieselbe schriftlich eingehend zu behandeln. Der Admiral und Oberst Neale weigerten sich, dieser Aufforderung nachzukommen, da das übersandte Schreiben alles enthielte, was nötig sei; sie thaten unzweifelhaft wohl daran, denn im Licht der nachfolgenden Ereignisse

und nach später eingegangenen Informationen erscheint es wahrscheinlich, daß die Einladung nur dazu bestimmt war, sie an Land zu locken und dort zu ermorden. Am folgenden Tage erschien ein höherer Beamter des Fürsten oder jemand, der sich für einen solchen ausgab, in Begleitung einer großen Anzahl von Bewaffneten und verlangte als Überbringer der Antwort der Minister mit seiner Begleitung an Bord gelassen zu werden. Dies wurde gestattet, aber die bewaffneten Japaner wurden auf der einen Seite des Verdecks in einer Reihe plaziert, während auf der anderen eine Seesoldatenabteilung mit geladenen Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten antrat. Während diese Vorbereitungen getroffen wurden, bemerkte man auf dem Flaggschiff, daß sämtliche Batterien bemannt und die Geschütze derselben auf die englischen Schiffe, besonders auf das Flaggschiff Euryalus, gerichtet wurden. Der Admiral erteilte in Folge dessen den Befehl, den Ankerplatz zu wechseln. Als der Abgesandte des Fürsten an Bord stieg, war er so aufgeregt, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und einer seiner Begleiter mußte an seiner Stelle sagen, daß er der Träger einer geschriebenen Antwort sei, aber auch mündlich noch Wichtiges mitzuteilen habe. Als er soweit gekommen, traf ein Boot ein, das sich schon von weitem durch Winken mit einer Flagge bemerkbar gemacht hatte, und überbrachte einen Befehl an den Japanischen Abgesandten, in Folge dessen die ganze Gesellschaft mit der Bemerkung, daß in der Antwort ein Fehler gemacht worden sei, der erst verbessert werden müsse, in großer Eile und Verwirrung aufbrach und das Schiff verließ. Auch hier war wahrscheinlich ein verräterischer Überfall auf den Euryalus geplant gewesen, und es war wohl nur die ungewohnte Bewegung auf den Schiffen, die durch den Befehl zum Ankerlichten veranlaßt wurde, die die Ausführung desselben verhindert hatte. Das englische Geschwader legte sich nun etwas weiter von der Stadt ab, aber immer noch innerhalb der Schußweite der Batterien. Am Abend traf die Antwort des Ministers des Fürsten ein. Derselbe schrieb, daß es Recht sei, daß ein Mann, der einen anderen getötet habe, verhaftet und mit dem Tode bestraft

werde, denn nichts sei heiliger, als das menschliche Leben, aber seit dem verflossenen Jahre sei es wegen der politischen Meinungsverschiedenheiten, die zwischen den Fürsten des Landes beständen, und weil der Mörder nicht einer, sondern mehrere gewesen, nicht möglich gewesen, dieselben aufzufinden. Die Reise, die Shimadzu Saburo nach Jedo unternommen, habe nicht um Mord zu begehen, sondern um zwischen den Höfen von Jedo und Kioto zu vermitteln stattgefunden, man werde daher wohl glauben müssen, daß Shimadzu den Mord nicht befohlen haben könne. Verbrecher gegen die Gesetze Japans müßten mit dem Tode bestraft werden, wenn die Regierung des Fürstentums daher die in Frage kommenden Leute entdecken und bei der Untersuchung schuldig finden sollte, würden die Kommandanten der englischen Kriegsschiffe benachrichtigt werden, damit sie der Hinrichtung beiwohnen könnten. Vor der Hand müsse der Geschäftsträger sich aber gedulden, denn wenn die Behörden beliebige andere Verbrecher als die Schuldigen hinrichten lassen wollten, würden die Engländer freilich nicht im stande sein, sie zu erkennen, es würde aber eine Täuschung sein und nicht im Sinne des Geistes der Ahnen zu handeln heißen. Die Regierungen der Landesfürsten unterständen der Regierung in Jedo, wie der Geschäftsträger wohl wisse. Nun habe man in Satzuma wohl davon gehört, daß ein Vertrag abgeschlossen worden sei, in dem den Fremden gewisse Grenzen, innerhalb deren sie sich bewegen könnten, angewiesen worden seien, aber man habe nicht von einer Bestimmung gehört, durch die sie ermächtigt würden, den Verkehr auf einer Straße zu verhindern. Wenn in England jemand mit einer großen Zahl von Trabanten reise und so etwas vorkäme, würde derjenige, der sich solche Mißachtung zu Schulden kommen ließe und die bestehenden Gesetze verletze, nicht aus dem Wege gestoßen und geschlagen werden? Wenn das nicht geschehe, könnten Fürsten nicht länger reisen. Die Unzulänglichkeit der Regierung in Jedo, die doch alles leite und regiere, würde dadurch bewiesen, daß sie es unterlassen habe, in die Verträge die Landesgesetze aufzunehmen, die von altersher bestanden hätten. Der Geschäftsträger werde also selbst ur-

teilen können, ob die Regierung in Jedo für die Nichteinfügung der alten Gesetze in die Verträge zu tadeln sei, oder der Fürst dafür, daß er diese Gesetze ausgeführt habe. Solche wichtige Frage sollte von Abgesandten der Regierung von Jedo und der von Satzuma vor den Engländern erörtert werden, um auszufinden, wer im Recht sei, und die geforderte Geldentschädigung könnte dann bezahlt werden. Vom Siogun sei keine Mitteilung von der bevorstehenden Ankunft der Schiffe eingegangen. Wenn das dem Geschäftsträger gegenüber behauptet worden, so sei dies unzweifelhaft geschehen, um die Leute von Satzuma in schlechtem Licht erscheinen zu lassen, andernfalls würde der Geschäftsträger die Erklärungen des Staatsrates wohl schriftlich haben. Die Regierung von Satzuma aber handle in allem nach den Befehlen, die sie von Jedo erhielte.

Die Behauptung, daß der Regierung von Satzuma keinerlei Mitteilung von Jedo aus zugegangen sei, wurde auch am nächsten Tage von Beamten, die an Bord kamen, wiederholt. Oberst Neale fand, mit Recht, die ihm zugegangene Antwort durchaus unzureichend und legte die weitere Behandlung der Angelegenheit in die Hände des Admirals, der am 15. früh drei dem Fürsten von Satzuma gehörige Kauffahrteidampfer, die in der Bai ankerten, mit Beschlag belegen und längsseit von dreien seiner Schiffe befestigen ließ. Der Kapitän eines der Schiffe, der nachher auf seinen eigenen Wunsch nicht mit der anderen Mannschaft gelandet wurde, war der spätere Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Terashima. Als bald darauf ein heftiger Wind aufkam, eröffneten die japanischen Batterien ihr Feuer auf die englischen Schiffe, deren Mannschaften gerade beim Mittagessen waren. Es dauerte einige Zeit, bis die Schiffe Dampf aufhatten, und dann nahmen dieselben, nachdem die drei japanischen Dampfer in Brand gesteckt worden waren, das Gefecht auf, indem sie bei dem sich allmählich zu einem Taifun entwickelnden Sturm an den Strandbatterien vorbeiliefen und schließlich außerhalb der Tragweite der japanischen Batterien vor Anker gingen. Ein Teil der Stadt Kagosima wurde durch die über die Batterien hinausgehenden Geschosse der englischen Schiffe in Brand gesteckt, über

die Verluste der Japaner ist nichts bekannt geworden, doch dürften dieselben keine übermäßig großen gewesen sein, obgleich das Feuergefecht teilweise auf sehr kurze Entfernungen, 2—300 Meter, geführt wurde, aber der hohe Seegang machte ein genaues Zielen fast zur Unmöglichkeit, und die Bevölkerung, die sonst vielleicht mehr als die Bemannung der Batterien gelitten haben würde, hatte die Stadt auf den Befehl des Fürsten vor dem Beginn des Gefechts geräumt. Am nächsten Tage verließen die englischen Schiffe ihren Ankerplatz, da bemerkt wurde, daß die Japaner in der Nähe desselben neue Batterien errichteten, und gingen südlich von der in der Bai gelegenen Insel Sakura vor Anker; auf dem Wege dorthin beschossen sie eine Anzahl Batterien, mit denen sie bisher nicht im Kampf gewesen waren, und ein Gebäude, das sie für den Palast des Fürsten hielten, das aber nur ein großer Tempel war. Am nächsten Tage verließ das Geschwader die Bai, nachdem es seine Todten in derselben begraben hatte, und kehrte nach Yokohama zurück. Die Verluste, die es gehabt, beliefen sich auf 13 Tote, darunter der Kapitän und erste Offizier des Flaggschiffs, und 50 Verwundete.

Als ein militärischer Erfolg konnte das Gefecht nicht angesehen werden, da die japanischen Batterien nicht zum Schweigen gebracht und der eigentliche Zweck des Unternehmens, die Bestrafung der Mörder, nicht erreicht worden war; die Schuld an dem wenig befriedigenden Ausgange traf wohl hauptsächlich den englischen Befehlshaber, der mit seinen Schiffen bei zurückgeschobenen Feuern im Schußbereich der feindlichen Batterien vor Anker liegen blieb, nachdem er die Feindseligkeiten durch die Wegnahme der drei Dampfer eröffnet hatte. Es wäre so einfach gewesen, die Bemannungen dieser Schiffe sofort ans Land zu senden, was nachher während des Gefechts geschah, und die Schiffe selbst mit einer kleinen Prisenbesatzung an einem sicheren Platz vor Anker gehen zu lassen. Statt dessen waren die Schiffe an drei Kriegsschiffen langsseit festgemacht und die Beweglichkeit der letzteren dadurch ganz behindert worden. So kam es, daß das Geschwader längere Zeit dem Feuer der Japaner ausgesetzt war, ehe es dasselbe wirksam erwidern konnte;

aus dieser Zeit stammen auch die meisten Verluste der englischen Schiffe. Die von Admiral Kuper in seinem Bericht gebrauchte Phrase „die Feuersbrunst, die noch wütet, giebt ausreichenden Grund für die Annahme, daß die ganze Stadt Kagosima jetzt ein Haufen von Ruinen sei“, erregte im englischen Parlament recht überflüssiger Weise einen Sturm der Entrüstung. Wenn Leute Batterien so anlegen, daß jedes über dieselben hinausgehende Geschoß die dahinter liegende Stadt treffen muß, so dürfen sie sich weder wundern noch beklagen, wenn bei einem Kampf mit den Batterien die Stadt selbst leidet; außerdem gehört die Beschießung befestigter Städte zu den völker- und kriegsrechtlich durchaus zulässigen und auch häufig genug angewendeten Maßregeln.

Die politischen Folgen der Expedition nach Kagosima waren besser als die militärischen. Trotz des erfolgreich geleisteten Widerstandes hatte man sich in Satzuma überzeugt, daß man nicht im stande sei, den Kampf mit den Fremden aufzunehmen, sowie daß es auch ein großer Fehler sein würde, es gleichzeitig mit denselben und dem Siogun zu verderben. Man beschloß daher, vorläufig die Richardson'sche Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, und als Ergebnis dieser Entscheidung, zu der die der Regierung des Taikuns von Seiten der englischen Gesandtschaft gemachte Mitteilung, daß, wenn die Frage nicht bald geordnet würde, weitere Maßnahmen gegen den Fürsten von Satzuma bevorständen, auch beigetragen haben mag, erschienen nach längeren erfolglosen Verhandlungen am 9. Dezember mehrere von Beamten des Taikuns begleitete Abgesandte des Fürsten auf der Gesandtschaft. Nach eingehenden Erörterungen, die mit der Beschwerde der Satzumaner über die Rücksichtslosigkeit, mit der man sie behandelt, begannen, indem man ihnen nichts über die Absichten des Admirals mitgeteilt habe, kam es am 11. zu einer Verständigung, durch welche die Abgesandten die sofortige Zahlung der geforderten Entschädigung von 100 000 Dollars zusagten und sich verpflichteten, die Nachforschungen nach den Mördern Richardsons fortzusetzen und dieselben, wenn aufgefunden, mit dem Tode zu bestrafen,

während Oberst Neale versprach, den Wunsch des Fürsten, ein Kriegsschiff in England zu kaufen, seiner Regierung zur Berücksichtigung zu empfehlen, falls derselbe in amtlicher Form an ihn gerichtet würde und die politischen Beziehungen zum Taikun wie zu Satzuma dies erlaubten. Auch die Entsendung einer Anzahl junger Leute aus Satzuma nach England zur Ausbildung daselbst, wurde in Erwägung gezogen. Ein untergeordneter Beamter der Regierung des Taikuns unterzeichnete den ersten Teil des Abkommens als Zeuge. Englischerseits hatte man die Forderung der Bestrafung des Mörders thatsächlich fallen lassen. Denn man konnte sich darüber keiner Illusion hingeben, daß das am 11. Dezember gegebene bedingte Versprechen nicht mehr wert sei, als das am 13. August als ungenügend bezeichnete; wichtiger war, daß die Regierung des Taikuns sich dazu hatte verstehen müssen, den direkten Verkehr zwischen den Agenten eines Landesfürsten und dem Vertreter einer Vertragsmacht zuzugestehen, was zu thun sie sich bis dahin stets geweigert hatte und was allerdings auch einen weiteren Schritt auf dem Wege abwärts bedeutete.

III.

Preußische Ratifikations-Verhandlungen, 1863—1864.

Ankunft des Generalkonsuls von Rehfues und des Legationssekretärs von Radowitz in Yokohama. — Preußische Forderungen. — Erfolglose Verhandlungen mit der japanischen Regierung. — Ein Zwischenfall; der japanische Hofkalender. — Zudringlichkeit der Yakuinine. — Eine stürmische Wasserfahrt. — Ermordung des Leutnant Camus. — Übungsmärsche fremder Truppen. — Der preußische Unterhändler erklärt eine Reise in die Inlandsee unternehmen zu wollen. — Japanische Einwürfe; Weigerung in Jedo die Ratifikationen auszutauschen. — Brand des Schlosses des Taikuns. — Die „Gazelle" vor Jedo. — Herr von Rehfues auf der französischen Gesandtschaft in Jedo. — Japanische Querzüge. — Auswechselung der Ratifikationen an Bord der „Gazelle" auf der Rhede von Jedo. — Gefahren, denen die Fremden in Japan ausgesetzt waren. — Geringer Einfluß, den dieselben auf die Mehrzahl der Fremden ausübten.

Während die Verhandlungen über die von dem Fürsten von Satzuma verlangte Genugthuung noch schwebten, traf Anfang August der preußische Generalkonsul von Rehfues auf der gedeckten Korvette Gazelle von Shanghai in Yokohama ein, um den Austausch der Ratifikationen des mit Japan 1861 abgeschlossenen Vertrages zu bewerkstelligen; in seiner Begleitung befand sich der Legationssekretär von Radowitz, heute Botschafter des Deutschen Reichs in Madrid. Um die Erzählung der für die allgemeine politische Lage wichtigeren Ereignisse, welche schließlich zu der Expedition nach Simonoseki und dem nach dem Platze benannten Abkommen führten, nicht zu unterbrechen, will ich die schwierigen und langwierigen Verhandlungen,

welche erst am 21. Januar 1864 ihren befriedigenden Abschluß fanden, hier kurz vorwegnehmen. Die Entsendung des Herrn von Rehfues, die wohl hauptsächlich deswegen stattfand, um ihm eine Gelegenheit zu geben, dem Sommer in Shanghai aus dem Wege zu gehen, war vom politischen Gesichtspunkte aus ein Fehler. Der Vertrag war, nach der in ihm enthaltenen Bestimmung, am 1. Januar 1863 in Kraft getreten, und die Auswechselung der Ratifikationen, die unter den obwaltenden Umständen dem mit der Aufgabe sie herbeizuführen betrauten Beamten um so größere Schwierigkeiten bereiten mußte, als die Regierung des Taikuns sich dadurch vor die Notwendigkeit gestellt sah, einen der Verträge, deren Außerkraftsetzung der Mikado ihr befohlen hatte, ausdrücklich zu bestätigen, hätte ohne den geringsten Nachteil auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben werden können. Nach der Ankunft des besonders zu dem Zweck nach Japan entsandten Bevollmächtigten nahm die Sache aber eine ganz andere Bedeutung an; es handelte sich dann nicht mehr um eine Opportunitätsfrage, sondern darum, ob der Japanischen Regierung gestattet werden dürfe, die Ratifikation zu versagen; in dieser Beziehung nachzugeben, wäre ein Mißerfolg für den preußischen Diplomaten und damit für seine Regierung gewesen, während auf der anderen Seite die Auswechselung der Ratifikationen als ein solcher für die Regierung des Taikuns angesehen werden durfte und unzweifelhaft als ein solcher von ihr empfunden wurde. Daß der preußische Unterhändler schließlich einen Erfolg zu verzeichnen hatte, war sein Verdienst, aber in der Politik wie im Leben ist es immer ein Fehler, Arbeit auf eine Frage zu verwenden, die ohne besondere Mühe im Lauf der Zeit selbst ihre Lösung finden muß. Auch meine ohnehin schon schwierige Stellung wurde dadurch nicht verbessert, daß ich bei den Verhandlungen über den Austausch der Ratifikationen, in die selbstverständlich die schwebenden Fragen hineingezogen werden mußten, der Japanischen Regierung wie den anderen fremden Vertretern gegenüber in die zweite, untergeordnete Stellung versetzt wurde. Die Schuld traf das Auswärtige Amt, von den persönlichen und dienstlichen Beziehungen zu dem Bevollmächtigten

und seinem Begleiter, wie zu den Offizieren der Gazelle, von denen die ersteren mein Haus mit mir teilten und die letzteren gern und viel gesehene Gäste in demselben waren, habe ich die angenehmsten Erinnerungen behalten.

In richtiger Würdigung der Verhältnisse beschloß Herr von Rehfues keine Schritte in Jedo zu thun, bevor nicht der Ausfall des englischen Unternehmens gegen Kagosima bekannt geworden war, und teilte erst nach der am 24. August erfolgten Rückkehr des englischen Geschwaders nach Yokohama der japanischen Regierung seine Ankunft und den Zweck derselben mit. Diese Mitteilung blieb ohne eine bestimmte Antwort, nur erschienen am 10. September einige der Gouverneure der Auswärtigen Angelegenheiten, um Herrn von Rehfues zu begrüßen. Da alle Versuche eine Erwiderung auf sein Schreiben zu erhalten ohne Erfolg blieben, richtete der Bevollmächtigte am 25. September an die Minister ein Schreiben, in welchem er zuerst die Rücknahme der am 24. Juni angekündigten Schließung aller Häfen, dann eine Audienz beim Taikun zur Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens und endlich die Festsetzung eines Tages zum Austausch der Ratifikationsinstrumente verlangte. Auch dies hatte kein Ergebnis. Am 26. erfolgte, wie später ausführlicher zu berichten sein wird, das von der japanischen Regierung an die fremden Vertreter gerichtete Verlangen Yokohama zu räumen und sich nach Nagasaki und Hakodade zurückzuziehen, welche beiden Plätze dem Handel mit dem Auslande geöffnet bleiben sollten, und zwei Tage darauf richtete Herr von Rehfues an die japanische Regierung die Forderung, ihm innerhalb acht Tagen eine bestimmte Antwort auf sein Schreiben vom 25. September zugehen zu lassen. Weitere Verhandlungen mit den Gouverneuren der Auswärtigen Angelegenheiten hatten keinen anderen Erfolg, als daß dieselben in allen möglichen Formen und Tonarten die Erklärung variierten, daß die japanische Regierung prinzipiell nichts gegen die Auswechslung der Ratifikationen habe, dieselbe aber unter den augenblicklichen Verhältnissen unmöglich sei. Die Lage des preußischen Unterhändlers wurde noch dadurch erschwert, daß eine schweizerische

Mission seit längerer Zeit behufs Abschluß eines Vertrags in Yokohama weilte, die von der niederländischen Regierung und Gesandtschaft unterstützt wurde, sowie daß die Regierung des Taikuns dem Minister-Residenten der Vereinigten Staaten versprochen hatte, daß das erste neue Abkommen, das sie abschlösse, mit ihm über eine Modifikation des Zolltarifs getroffen werden solle. Bei ihrer Unkenntnis aller solcher Fragen mochte die japanische Regierung fürchten, — diese Besorgnis konnte ihr auch von Außen suggeriert worden sein — daß der Austausch der Ratifikationen des preußischen Vertrages sie auch zum Abschluß der anderen Abkommen verpflichten würde.

In dieser Zeit ereignete sich ein Vorfall, der für die damaligen Verhältnisse in Japan so charakteristisch ist, daß er eine etwas eingehendere Behandlung verdient. Schon im ersten Bande dieser Erinnerungen war darauf hingewiesen worden, daß die zur Begleitung der sich in Jedo aufhaltenden Fremden, die nach der Lage der Dinge stets Beamte oder Gäste von solchen sein mußten, bestimmten Yakunine mindestens ebensoviel zur Ueberwachung wie zum Schutz derselben bestimmt waren und häufig in recht ungehöriger Weise den Verkehr derselben mit der Bevölkerung einzuschränken und zu verhindern suchten. Mit der wachsenden Gefahr für die Fremden resp. mit der wachsenden Besorgnis für das Leben derselben seitens der Regierung hatte die Zahl dieser Begleiter fortwährend zugenommen, so daß sie in Jedo häufig zwanzig bis dreißig und noch mehr betrug, während die Überwachung der Personen, die sie schützen sollten, ebenfalls so gesteigert worden war, daß jede Berührung mit dem Volke in Jedo beinah zur Unmöglichkeit gehörte. Ich hatte bei meinen Besuchen der Hauptstadt wiederholt unter dem Betragen dieser Leute zu leiden gehabt und mir vorgenommen, die erste Gelegenheit zu benutzen ihnen eine empfindliche Lehre zu geben. Nun traf es sich, daß ich während der über die Ratifikationsfrage geführten Verhandlungen in Jedo zu thun hatte, und Herr von Radowitz, Herr Metman, ein holländischer Beamter, der der schweizer Mission als Berater beigegeben war, und einige

andere Herrn hatten mich dorthin begleitet. An einem Nachmittage besuchten wir einige Läden und kamen schließlich auch zu einem mir bekannten Buchhändler. Ich fragte den Besitzer, ob er den „Bukan", den Staatskalender habe, der die Namen aller Fürsten und Beamten mit Angabe ihres Ranges, Amtes, Wohnsitzes, Einkünfte u. s. w. enthielt, der Mann antwortete ja und wendete sich um, um das Buch zu holen, als ich einen hinter mir stehenden Yakunin in befehlendem Ton sagen hörte: „Sage, daß du ihn nicht hast"; ein Befehl, dem der Kaufmann sofort nachkam. Ich rief den betreffenden Yakunin, hielt ihm seine Unhöflichkeit vor und verlangte, daß er sein Verbot sofort zurücknehme, was er sich zu thun weigerte, da es verboten sei das Buch an Fremde zu verkaufen. Ich erklärte darauf, daß ich den Laden nicht verlassen würde, bis ich das Buch erhalten hätte, da ich derartige willkürliche Gebote zu dulden nicht geneigt sei, was von den anwesenden Yakuninen mit unverholener Heiterkeit aufgenommen wurde. Wir amüsierten uns eine Stunde in dem Laden mit dem Ansehen von Bilderbüchern und dann trat Herr von Radowitz mit den anderen Herren den Rückweg nach dem von uns bewohnten Tempel an, um uns von dort Matratzen und Decken, sowie Nahrungsmittel und Getränke zu schicken, während Herr Metman zur Gesellschaft bei mir blieb. Als es anfing dunkel zu werden, wurde die Sache den Yakuninen, von denen ein Teil bei uns geblieben war, ungemütlich; sie drängten, natürlich vergeblich darauf, daß wir uns auch nach Hause begeben sollten, und als nun gar die Betten und Vorräte ankamen — sie hatten nicht verstehen können, was ich mit Herrn von Radowitz gesprochen hatte — fingen sie an die Geschichte tragisch zu nehmen und malten uns die Gefahren, die uns von etwaigen Lohninen drohen könnten, in den blutigsten Farben aus. Wir ließen uns indessen dadurch nicht beirren, dinierten oder soupierten recht gut, tranken eine Flasche Champagner und legten uns dann auf die von unseren nachgekommenen Dienern in der Zwischenzeit zurecht gemachten Lagerstätten. Gegen Mitternacht wurden wir durch lauten Lärm geweckt, es war einer der Gouverneure von Jedo, der mit

großem Gefolge erschien. Ich kannte den Herrn von früher her, wir standen auf, ausgekleidet hatten wir uns nicht, und das Kollegium, wir waren ja drei, begann. Der Gouverneur hielt mir in der liebenswürdigsten Weise die von uns begangene Unvorsichtigkeit vor, variierte das Lohnin-Thema und sprach in beweglicher Weise von den Unannehmlichkeiten, denen wir ihn aussetzten, wenn uns etwas geschehe, und der Verantwortlichkeit, die er zu tragen habe. Ich stellte ihm den Sünder unter unsern Begleitern vor „der das ganze Unglück angerichtet“, zitierte den Vertrag und machte den Herrn Gouverneur darauf aufmerksam, daß es ja ganz von ihm abhänge der unerfreulichen Situation, die durch die Ungehörigkeit eines seiner Untergebenen hervorgerufen worden wäre, durch die Aushändigung des Buchs an mich ein Ende zu machen. Als der Gouverneur sich überzeugt hatte, daß mit den dickköpfigen Fremden nichts anzufangen sei, griff er in seinen Busen — nur in demselben oder in seinen weiten Ärmeln konnte der Japaner damals etwas unterbringen, der Chinese benutzt dazu, besonders für Schriftstücke noch seine Stiefeln — und holte aus demselben ein Buch heraus, das er mir mit den Worten: „Da haben Sie das Gewünschte“ überreichte. Ein Blick auf dasselbe überzeugte mich, daß er versucht hatte mich zu täuschen; das Buch war der sogenannte Kamakura Bukan, eine neue Ausgabe eines alten aus den Zeiten der Hodjo (13. Jahrhundert) stammenden Staatskalenders; ich hatte ein Exemplar des historisch wichtigen und interessanten Werkes vor einiger Zeit bei einem Bekannten gesehen, es aber selbst nie bekommen können, da es zu den Werken gehörte deren Verkauf an Fremde von der Regierung ebenfalls verboten war; ich steckte also das mir so gebotene Buch vergnügt ein, erklärte aber dem Gouverneur, daß ich bedauern müsse, ihn noch weiter zu inkommodieren. Nach einigem Zögern befahl denn auch der hohe Herr dem Buchhändler, dem bei dem ganzen Vorgange nicht wohl zu Mute war, zwei Exemplare der neuesten Ausgabe des Bukan herbeizuholen und sie Herrn Metman und mir zu übergeben. Damit war der Kampf zu unsern Gunsten entschieden, wir verabschiedeten uns von dem Gouverneur,

dem wir unser Bedauern darüber aussprachen, daß er wegen einer solchen Dummheit eines Untergebenen einen Teil seiner Nachtruhe habe einbüßen müssen, und kehrten, geleitet und beschützt von etwa hundert Bewaffneten und Laternenträgern, in unseren Tempel zurück, wo wir von unsern Gefährten mit um so größerem Jubel empfangen wurden, als einige derselben unseres Erfolgs doch nicht ganz sicher gewesen waren.

Die Yakunine waren nie übermäßig nützlich gewesen, je größer aber ihre Anzahl wurde — es ist mir oft begegnet in Jedo achtzig und mehr zu meinem Schutz bei mir zu haben —, desto unbrauchbarer und lästiger wurden sie. Als ich einmal trotz dieser respektablen Kriegsmacht von einem angetrunkenen Samurai insultiert worden war, ohne daß einer von meinen Beschützern denselben zu verhaften gewagt hatte, jagte ich schließlich die ganze Gesellschaft fort und verbot ihnen, mir wieder unter die Augen zu kommen, und mein russischer Kollege, der bei mir wohnte, that dasselbe. Am nächsten Tage gingen wir auf die Jagd und es war amüsant zu sehen, wie unsere Leibwache uns auf 5—600 Schritt folgte und sich sorgfältig hinter allen Terainfalten und Häusern deckte, damit wir sie nicht zu Gesicht bekommen sollten. Endlich traf ich ein Abkommen mit der Regierung, durch das ich drei Leute in meinen Dienst nahm, die mich auf Spazierritten u. s. w. begleiteten; genützt würden mir dieselben im Falle eines Angriffs auch nichts haben, aber sie durften mir wenigstens nicht hineinreden, wenn ich etwas kaufen wollte, und ich konnte sie fortschicken wenn ich sie los sein wollte. Ehe ich aber zu dieser befriedigenden Lösung kam, hatte ich noch einen Strauß mit der Gesellschaft auszufechten. Bei den vielfachen Belästigungen auf dem Tokaido zog ich es häufig vor, in meinem japanischen Hausboot, einem tüchtigen, mit einer gedeckten Kajüte versehenen Ruder- und Segelboot, von Yokohama nach Jedo zu Wasser zu fahren. Meine Mannschaft war gut und zuverlässig und mein Steuermann ein tüchtiger Seemann und mir ganz ergeben. Leider wurde ich auch hierbei die Yakunine nicht los, zwei derselben bestanden immer darauf, mich zu begleiten, und

ich konnte sie nicht abschütteln, ohne meinen Leuten Unannehmlichkeiten zu machen, und das wollte ich nicht.

Eines Tages war ich zu einer Konferenz in Jedo gewesen, die länger gedauert, als ich angenommen hatte, und es war schon ganz dunkel als ich an dem Landungsplatz, der Hatoba, anlangte. Das Wetter war sehr schlecht, aber der Wind und die Flut waren günstig und mein Steuermann meinte, wir würden zwar tüchtig geschüttelt werden, aber es würde schon gehen; meine beiden Schutzengel waren aber gar nicht damit einverstanden, die Reise nach Yokohama unter den Umständen anzutreten, und versuchten alles Mögliche mich von meinem Entschlusse abzubringen; ich blieb aber bei demselben und stellte ihnen nur anheim, mich nicht zu begleiten, was aber ihr Pflichtgefühl, oder wie man es nennen will, ihnen nicht erlaubte. Sie krochen also bleich und seufzend in den schwarzen Kasten und die Fahrt ging los. Solange wir noch nicht über die Forts hinaus waren, ging die Sache noch und meine Yakunine hielten sich ziemlich wacker, wenngleich das grüne Gespenst der Seekrankheit ihnen schon über die Schultern schaute, als wir aber einmal in freiem Wasser waren, begann das Boot so zu stampfen und zu rollen und nahm soviele Spritzer über, daß nach wenigen Minuten meine beiden Helden auf den Knien vor mir lagen — die Stellung, in der früher der Untergebene zum Höhergestellten sprach, — und mich bei allen Heiligen des buddhistischen Kalenders beschworen, wieder umzukehren. Ich bewies ihnen, daß Wind und Meer dies nicht gestatten würden, und nun kamen sie mit dem Vorschlage, in Sinagawa zu landen, und in einem der dortigen Theehäuser die Nacht zuzubringen; sie stellten mir ein Fest mit hübschen Wärterinnen und niedlichen Geishas in Aussicht, aber ich lachte sie aus, berief mich auf die Schilderungen, die sie mir früher von den Gefahren der Vorstadt gemacht, und verwies sie auf die Verbote ihrer Regierung; sie schworen, daß das alles falsch sei, und daß es für einen Fremden keinen sicherern Platz als Sinagawa gäbe. Ich weigerte mich aber, der Versuchung zu unterliegen, und verließ die Kabine um draußen zu sehen, wie

die Sache stände; als ich nach einer Viertelstunde zurückkam, lagen meine beiden Yakunine auf dem Boden der Kajüte und rollten bei jeder Bewegung des Boots von einer Seite nach der andern; ich habe selten zwei so vollständige Opfer der Seekrankheit gesehen wie die beiden, die wohl vorher in Jedo gut soupiert gehabt haben mochten, wie sie das gewöhnlich thaten, wenn sie auf mich warteten. Nach sechs Stunden kamen wir wohlbehalten in Yokohama an; meine Yakunine suchten ihre Sachen und sich selbst zusammen und krochen nach Hause, aber seit der Zeit hat mich nie wieder einer von der Gesellschaft auf meinen Seefahrten begleitet. Am nächsten Abend traf ich den englischen Admiral, der mich fragte, ob ich mich in dem Boot mit den beiden Laternen mit dem preußischen Wappen —, die großen Laternen waren das distinktive Abzeichen der höheren Beamten — befunden habe, das in der vergangenen Nacht bei seinem Schiffe vorbeigekommen sei; auf meine bejahende Antwort meinte er, daß ich eine sehr schlechte Fahrt gehabt haben müsse, ich konnte ihm aber mit gutem Gewissen versichern, daß ich mich noch nie so amüsiert gehabt hätte, und als ich ihm die Geschichte erzählte, glaubte er es mir auch.

Während der Anwesenheit des Generalkonsuls in Yokohama, sollte sich auch einer der traurigen Vorfälle ereignen, an denen die Geschichte der ersten zehn Jahre der Beziehungen zwischen Japan und dem Auslande leider so reich war. Am 14. Oktober wurde in der Nähe der Niederlassung auf einem vielbesuchten Wege Leutnant Camus von der französischen Besatzungstruppe ermordet. Camus, ein junger begabter und allgemein beliebter Offizier, der das größte Vertrauen in die Japaner hatte und deshalb nicht bewaffnet war, mußte auf dem Spazierritt, der sein letzter sein sollte, von mehreren Leuten von hinten angefallen worden sein, denn sein Körper wies acht furchtbare Wunden von Säbelhieben auf, von denen jede einzelne tödlich gewesen wäre. Seine Mörder sind nie entdeckt worden. In einigen der sich mit dieser Epoche der japanischen Geschichte befassenden Werke bin ich als der erste genannt worden, der den Leichnam gefunden habe; diese Nachricht beruht

auf einem Irrtum, ich bin allerdings als erster allein fortgeritten, da es mir zu lange dauerte, bis die japanische Eskorte, auf deren Mitnahme der Gouverneur drang, fertig war, aber als ich an dem Ort der That, der nicht genau bekannt war, ankam, fand ich dort bereits mehrere Fremde, darunter den amerikanischen Konsul Fisher, die den Platz auf einem anderen Wege früher erreicht hatten. Zur Sicherheit der Umgegend und um nicht nur dem Gesindel, das sich in der Nähe herumtreiben sollte, sondern auch der Regierung den Beweis zu geben, daß die Fremden nicht gesonnen seien, sich einschüchtern oder verdrängen zu lassen, wurden von den Besatzungstruppen und den Mannschaften der Kriegsschiffe Märsche nach und auf dem Tokaido unternommen. Ich hatte dabei Gelegenheit mit Freuden feststellen zu können, daß die Matrosen von der Gazelle, die doch eigentlich gar keine Übung nach dieser Richtung hin hatten, sehr viel besser marschierten als die Landungskompagnien der englischen Kriegsschiffe. Die Gazelle hatte gar keine Nachzügler, während den Engländern stets ein langer Zug Marodеr folgte.

Doch um auf die Ratifikationsverhandlungen zurückzukommen. Da dieselben gar keine Fortschritte machten, griff Herr von Rehfues schließlich zu dem Mittel, welches 1861 von seiten des englischen Gesandten mit günstigem Erfolge angewendet worden war, das heißt, er erklärte am 2. Dezember, daß er mit Rücksicht auf die von der Regierung behaupteten Schwierigkeiten ihr Zeit geben wolle, dieselben zu überwinden, in der Zwischenzeit aber mit der Gazelle eine Kreuzfahrt in der Inlandsee und an den Küsten unternehmen werde. Das brachte, da eine solche Reise die Möglichkeit eines Konflikts mit einer neuen Macht, in jedem Falle aber eine Steigerung der Aufregung im Lande nahe legte, den hauptsächlichsten Wortführer des japanischen Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten, Takemoto Kainokami, nach Yokohama, freilich erst am 21. Dezember, dem letzten Tage der von dem preußischen Unterhändler gestellten Frist, innerhalb welcher derselbe eine definitive Antwort verlangt hatte. Takemoto versuchte zuerst den Bevoll-

mächtigten dadurch zur Rückkehr nach China zu bewegen, daß er ein schriftliches Versprechen der Regierung in Aussicht stellte, daß der Austausch der Ratifikationen nach einigen Monaten stattfinden solle. Als das nicht verfing, bot er die Auswechslung in Yokohama an, was aber unzulässig erschien, da dieselbe vertragsmäßig in Jedo stattzufinden hatte und die Erfahrungen der letzten Zeit bewiesen hatten, wie gefährlich es sei, den Japanern eine Durchlöcherung der Vertragsbestimmungen, selbst in den unwesentlichsten Punkten zu gestatten. Endlich machte er den Vorschlag, daß die Auswechslung in Jedo stattfinden solle, unter der Bedingung, daß der Bevollmächtigte in einem geheimen Schriftstück die Bereitwilligkeit Preußens erkläre, Yokohama zu räumen, sobald eine andere Macht sich dazu bereit erklärt haben würde, was selbstverständlich abgelehnt werden mußte. Nun verweigerte der Abgesandte der Minister in bestimmter Form die Auswechslung in Jedo, der Verlauf der Besprechung konnte aber trotzdem als ein nicht ungünstiger bezeichnet werden, da in derselben einerseits die Möglichkeit des Austausches der Ratifikationen in Jedo, wenn auch unter unannehmbaren Bedingungen zugegeben worden war, und es sich gleichzeitig herausgestellt hatte, wie unangenehm der Gedanke eines Besuchs der Inlandsee durch die Gazelle der Regierung erschien, und man sich somit von dem Wert dieser Pressionsmittel hatte überzeugen können.

Ein Zufall sollte inzwischen eine der Hauptschwierigkeiten, die sich der Verständigung in den Weg stellten, hinwegräumen. Herr von Rehfues hatte, wie schon bemerkt, eine Audienz beim Taikun zur Übergabe seiner Kreditive verlangt, eine Forderung die der Regierung um so unbequemer war, als mehrere der anderen Vertreter ebenfalls Schreiben ihrer Staatsoberhäupter besaßen, die der Aushändigung harrten, es sich also bei der von japanischer Seite zu treffenden Entscheidung nicht um eine Audienz, sondern um mehrere handelte. Jetzt brannte der Palast des Taikuns am 24. Dezember nieder, was für die Japaner ein unumstößliches Argument gegen die Bewilligung irgend einer Audienz bei demselben

war und auch von Herrn von Rehfues als solches gelten gelassen werden konnte, da auch Graf zu Eulenburg aus derselben Ursache von der persönlichen Überreichung seines Beglaubigungsschreibens Abstand nehmen zu dürfen geglaubt hatte. Es handelte sich jetzt also nur noch um die Frage des Orts, an dem die Auswechslung der Ratifikationen stattfinden sollte. Als bis zum 1. Januar eine bis dahin in Aussicht gestellte Antwort der japanischen Regierung nicht eingelaufen war, legte Herr von Rehfues sich mit der Gazelle vor Jedo und erklärte nach einigen ergebnislosen Zwischenverhandlungen, am 6., daß er am nächsten Tage sich an Land begeben und den ihm von dem französischen Gesandten zur Verfügung gestellten Tempel Saikaidji beziehen werde, um dort die weitere Entwicklung der Angelegenheiten abzuwarten. — Ein Besuch der Gouverneure der Auswärtigen Angelegenheiten an Bord, die dringend vor den Gefahren des Aufenthalts an Land warnten, blieb erfolglos, und am 7. schiffte sich der Gesandte mit seinen Begleitern und einer Seesoldatenwache von zwanzig Mann aus, um sich nach dem französischen Tempel zu begeben, der gewählt worden war, weil er leicht verteidigungsfähig war und vom Meere aus gesehen werden konnte, so daß es möglich war durch Raketen eine Art von Verbindung mit der Gazelle zu unterhalten. Die japanischen Wachen am Landungsplatz machten noch einen Versuch den Marsch nach dem Tempel zu verhindern, indem sie sich weigerten das Thor, welches in die Stadt führte, zu öffnen; um einen Konflikt zwischen den beiderseitigen Soldaten zu vermeiden, der durch einen Zufall oder eine Ungeschicklichkeit leicht hätte zu Blutvergießen führen können, schob ich den Riegel mit eigener Hand zurück und das Weitere verlief ohne Schwierigkeiten. Noch spät am Abend erschienen ein Paar Gouverneure der Auswärtigen Angelegenheiten, um die Warnungen und Proteste der Regierung zu wiederholen, natürlich ohne damit irgend eine Wirkung zu erzielen; ich hatte aber Gelegenheit mich dabei zu überzeugen, daß eine Bemerkung, die ich mit Bezug auf die niederen Klassen gemacht hatte, daß nämlich jeder Angehörige derselben nach seiner Abendmahlzeit einen kleinen Spitz oder wenigstens

einen ganz rothen Kopf hatte, auch auf die Mitglieder der höheren Anwendung finden konnte.

Am nächsten Morgen umgaben einige hundert Mann japanischer Soldaten den Tempel, und unsern Spazierritten wurden alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt, auf jedem derselben waren wir von einer ganzen Schwadron von Yakuninen begleitet. Die Verhandlungen drehten sich jetzt eigentlich nur noch um ein Mittel das „Gesicht der Regierung zu retten", denn diese in China so wichtige Frage hat auch in Japan bei allen Verhandlungen eine sehr große Rolle gespielt; die Minister erboten sich die Auswechslung der Ratifikationen in Jedo an einem bestimmten Tage vorzunehmen, wenn der preußische Bevollmächtigte bis dahin nach Yokohama zurückkehren wolle; Herr von Rehfues weigerte sich aber, die einmal genommene Position aufzugeben, erklärte sich dagegen bereit, die Auswechslung an Bord der Gazelle vorzunehmen, womit die Regierung ihr Einverständnis aussprach, vorausgesetzt, daß er sich in der Zwischenzeit nach Yokohama oder wenigstens an Bord der Korvette begebe; aber auch hiervon wollte der Generalkonsul nichts hören, sondern blieb ruhig in Jedo, die weitere Entwicklung der Dinge abwartend. Nachdem ein Versuch der japanischen Regierung Herrn von Bellecourt dazu zu bewegen uns die Gastfreundschaft in seinem Tempel aufzukündigen, an der Weigerung desselben, sich dazu herzugeben, mißlungen war, kamen die Minister mit der Erklärung, daß der Taikun beabsichtige, sich in den nächsten Tagen, am 17., nach Kioto zu begeben, um dort einer Versammlung der Landesfürsten beizuwohnen, und daß die Auswechslung daher für einige Monate, später Wochen, hinausgeschoben werden müsse, ob der Bevollmächtigte etwa so lange in Jedo zu bleiben beabsichtige? Herr von Rehfues erwiderte, daß er sich in dem Falle mit der Gazelle nach Hiogo begeben werde, um dem Sitz der Verhandluugen näher zu sein und baldmöglichst über die Ergebnisse derselben unterrichtet zu werden; im Übrigen werde er sich nur noch bis zum 19. — eine Frist, die er später bis zum 22. ausdehnte — an sein Anerbieten, die Auswechslung der Ratifikatonen an Bord der

Gazelle vornehmen zu wollen, gebunden erachten. Dies und die Überzeugung, die sich wohl allmählich der japanischen Regierung bemächtigt haben mochte, daß ihre kleinen Mittel und Mittelchen dem preußischen Unterhändler gegenüber nicht verfingen, wie die Thatsache, daß es ihr zur Anwendung größerer, die schließlich doch nur in Gewaltmaßregeln hätten bestehen können, an Mut fehlte, brachten die Entscheidung. Am 19. wurde das bei der Auswechslung zu beobachtende Zermoniell festgestellt und am 21. fand dieselbe in würdiger und daher befriedigender Weise an Bord der Gazelle statt, nachdem zwei Vizeminister der Auswärtigen Angelegenheiten das Beglaubigungsschreiben des Generalkonsuls entgegengenommen hatten. Ein Salut von einundzwanzig Schuß und ein Hoch auf S. M. den König beschlossen den feierlichen Akt, nach dessen Beendigung die japanischen Bevollmächtigten die Gelegenheit wahrnahmen, auf die Frage der Räumung Yokohamas und die zu diesem Zweck an die Regierungen der Vertragsmächte zu entsendende Gesandtschaft zurückzukommen und um freundliche Aufnahme der letzteren auch in Berlin zu bitten. Herr von Rehfues konnte die letztere selbstverständlich zusagen, machte die Japaner aber zugleich darauf aufmerksam, daß sie auf eine Zustimmung zu der Schließung Yokohamas in keinem Falle würden rechnen dürfen. Noch an demselben Nachmittage wurde die Seesoldatenwache aus Saikaidji zurückgezogen und die Gazelle kehrte nach Yokohama zurück, von wo sie wenige Tage später mit den Herrn von Rehfues und von Radowitz die Reise über Nagasaki nach Shanghai antrat.

Der von dem preußischen Diplomaten erreichte Erfolg war der Energie und Beharrlichkeit desselben, in erster Linie aber der Thatsache zuzuschreiben, daß er es verstanden hatte, die japanische Regierung vor die Wahl zwischen zwei Übeln zu stellen, von denen der Austausch der Ratifikationen das kleinere war. Während einer Reihe von Jahren ist dieses Mittel dasjenige gewesen, das der nach unseren Begriffen vernünftigen Erwägungen unzugänglichen japanischen Regierung gegenüber von Erfolg begleitet war; es war für diejenigen, die es anwendeten, allerdings stets mit einiger Gefahr verbunden, denn

es ließ sich nicht in Abrede stellen, daß die vielfachen Mordanfälle gegen Fremde und die noch häufigeren Bedrohungen derselben die Warnungen vor den Gefahren, die ein Aufenthalt in Jedo oder eine Reise im Innern mit sich führte, nicht als blos aus der Luft gegriffen erscheinen ließen. Es ist später, namentlich bei im Dienst der japanischen Regierung stehenden Amerikanern Sitte geworden, alle oder wenigstens die Mehrzahl der Mordthaten auf vorhergegangene Beleidigungen der Thäter oder anderer Japaner durch die Opfer der Angriffe zurückzuführen; dieser Unterschiebung muß auf das Allerentschiedenste widersprochen werden. Es waren in einzelnen, selteneren Fällen Ausbrüche eines wilden Fanatismus, in den meisten aber einfach Handlungen bestialischer Roheit, denen Fremde zum Opfer fielen, und die Thäter waren in diesen letzten Fällen schlechte verkommene Gesellen, die sich auch ihren Landsleuten gegenüber schon mancher Verbrechen, von denen Diebstahl und Raub wohl die geringsten waren, schuldig gemacht hatten. Wenn man jahrelang sein Haus nicht verlassen konnte, ohne daß der Diener mit dem Hut und Mantel auch zugleich den Revolver brachte und man den letzteren in Jedo Tag und Nacht auch im Hause handlich liegen hatte, so stumpft sich das Gefühl für die Bedrohung durch eine Gefahr, deren Vorhandensein freilich immer von Zeit zu Zeit an der Leiche eines ermordeten Freundes oder Landsmannes ad oculos demonstriert wurde, recht schnell ab, und ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß die bei weitem größte Mehrzahl der Fremden in Japan sich in ihren Beschäftigungen und Vergnügungen durch die Bedrohungen der Lohnine ebensowenig stören ließen, wie gekrönte Häupter das durch die der Anarchisten thun. Das Gefühl der stets vorhandenen Gefahr und der durch dasselbe erzeugten Nervosität verschwand sehr bald und man nahm den Revolver aus den Händen des Dieners, wie man unter andern Verhältnissen einen Stock oder Regenschirm genommen haben würde. Wo einer fiel, trat ein anderer an seine Stelle, und ich kenne keinen Fall, in dem, ich will nicht sagen ein Soldat, sondern ein Beamter oder Kaufmann seinen Posten aus Furcht

vor dem stets über ihm hängenden Schwerte des Mörders verlassen gehabt hätte; die Aufregung des Kampfes, die den Soldaten in der Schlacht begeistert, fehlte allerdings, aber sie wurde bei vielen und wohl bei den meisten durch das vielleicht unbewußte Gefühl der Überlegenheit des Kaukasiers über den Asiaten ersetzt, das dem ersteren, selbst wo er sich in verschwindender Minderheit befindet, nicht erlaubt, dem letzteren das Feld zu räumen und dem allein in der That die großen Erfolge der Männer unserer Rasse den erdrückenden Massen der Asiaten gegenüber zu verdanken gewesen sind. Nie genug anerkannt und nur zu schnell vergessen worden ist aber die Ruhe und Humanität der Männer, die während beinah zweier Jahrzehnte die Interessen Europas und Amerikas in Japan zu verteidigen gehabt haben und denen es zu verdanken gewesen ist, daß sich die Umwandlung der Verhältnisse dort vollzogen hat, ohne durch Roheiten von fremder Seite befleckt zu werden, wie sie die Berührung der fremden Zivilisation mit andern Völkern und Ländern nur in zu reichem Maße zu Tage gefördert hat. Ich kann mit um so größerer Entschiedenheit über dieses Thema sprechen als „pars mea minima fuit“ und die Verhältnisse mir erst spät ein persönliches und direktes Eingreifen gestatteten, aber es ist auch mir heute noch ein wohlthuendes Gefühl, auf meine lange Thätigkeit in Ostasien zurückblicken zu können, ohne in ihr einen Akt der Überhebung oder der Willkür zu finden, dessen ich mich in Europa geschämt haben würde.

IV.

Simonoseki, 1864—1865.

Ermordung eines Gesandten des Mikados in Kioto. — Sendung Ongasawaras nach dort; seine Entlassung und Bestrafung. — Ermordungen japanischer Kaufleute in Osaka. — Angriffe auf japanische Schiffe bei Simonoseki. — Versuch Choshius sich der Person des Mikados zu bemächtigen. — Zurückziehung der Note Ongasawaras und Verlangen der Schließung Yokohamas. — Japanische Mission nach Frankreich. — Japanischer Versuch ihre Kaufleute aus Yokohama zu vertreiben. — Die Großherzogin von Gerolstein. — Zwei Kundgebungen des Mikados. — Antwort des Siouns. — Weitere Kundgebung des Mikados. — Zugeständnisse des Siouns. — Rückkehr Sir Rutherford Alcocks. — Ankunft des französischen Gesandten Mr. Léon Roches. — Mr. Duchésne de Bellecourt. — Konferenz der fremden Vertreter vom 20. Mai 1864. — Antwort des Taikuns. — Rückkehr von Ito und Inouye aus England. — Mission derselben nach Simonoseki. — Protokoll der Vertreter vom 22. Juni. — Fremde militärische und maritime Vorbereitungen. — Rückkehr der japanischen Gesandtschaft aus Frankreich. — Weigerung des Taikuns, die von derselben abgeschlossene Konvention zu ratifizieren. — Weisungen an die Admirale. — Erneuter mißlungener Versuch Choshius sich der Person des Mikados zu bemächtigen. — Expedition nach Simonoseki. — Erfolg derselben. — Abkommen mit dem Prinzen von Choshiu. — Verhandlungen der fremden Vertreter mit der japanischen Regierung über die Ratifikation der Verträge durch den Mikado. — Die Regierung übernimmt die Zahlung der von Choshiu geforderten Entschädigung. — Sir R. Alcock abberufen. — Graf Russels Schwankungen. — Sir H. Parkes. — Charakteristik Sir R. Alcocks. — Die Ermordung Major Baldwins und Leutnant Birds. — Meine schwere Erkrankung. — Shimidzu Seiji. — Kämpfe zwischen Taikun und Choshiu. — Verständigung zwischen Satzuma und Choshiu. — Saigo. — Niederlage der Armee des Taikuns. — Französische Pläne. — Abberufung des amerikanischen

Gesandten. — Japanische Zugeständnisse. — Der Mikado und der Siogun. — Ratifikationsverhandlungen vor Hiogo. — Der Erfolg. — Meine Thätigkeit.

Die Erledigung der Entschädigungsforderung für den 1862 auf den Engländer Richardson und seine Gefährten gemachten mörderischen Angriff war leider weit entfernt, auf die Beziehungen zwischen Japan und dem Auslande die beruhigende Wirkung auszuüben, die man von ihr, vielleicht mit Unrecht, erwartet hatte. Im Gegenteil, die Lage wurde von Tage zu Tage bedrohlicher. Die Schwierigkeiten, die sich der Austreibung der Fremden in den Weg stellten, erregten am Hofe des Mikados großes Mißfallen, das unter den in Kioto versammelten unruhigen Elementen starken Wiederhall fand, und schließlich am 4. Juli 1863 zu der Ermordung eines der früher vom Mikado an den Taikun geschickten Gesandten Ané no koji führte; durch einen Satzumaner, wie das Gerücht sagte, aber auch in diesem Falle blieb der Thäter unentdeckt. Die Zahlung der Entschädigung durch die Regierung des Taikuns war ein anderer Punkt, der derselben in Kioto sehr übel vermerkt wurde, obgleich nicht allein die Minister, sondern auch der im Auftrage des Mikados in Jedo befindliche Fürst von Mito sich dahin ausgesprochen hatten, daß die Zahlung eine unumgängliche Notwendigkeit sei, wenn man sich nicht sofortigen Angriffen von seiten der Fremden aussetzen wolle. Ongasawara mußte schließlich für seine, man kann wohl mit Recht sagen, verständige und den Umständen entsprechende Haltung büßen. Der verlängerte Aufenthalt des Taikuns in Kioto erregte die Besorgnisse der Regierung, da man glaubte, daß derselbe dort mit Gewalt zurückgehalten werde; Ongasawara wurde daher mit einigen hundert Mann Truppen zur See nach Osaka geschickt, um von dort nach Kioto zu marschieren und den Taikun nach Jedo zurückzubringen. Als er in Fushimi vor den Thoren von Kioto eintraf, hörte er nicht allein, daß der Abreise des Taikuns kein Hindernis in den Weg gelegt werde, — derselbe hatte seine Abschiedsaudienz beim Mikado am 18. Juli gehabt, verließ Kioto am 24. und traf am

31. d. M. in Jedo ein, — sondern auch daß die zahlreichen in Kioto versammelten Lohnine über sein Kommen so entrüstet seien, daß sie beschlossen hätten, sich seiner Person zu bemächtigen; er wagte darum nicht sich nach der Hauptstadt zu begeben, sondern kehrte nach Osaka zurück, wo ihn sehr bald ein Befehl des Taikuns erreichte, durch den er aller seiner Ämter und Würden entsetzt und in Gewahrsam genommen wurde. Der gesetzlose Zustand, unter dem Kioto seit längerer Zeit gelitten hatte, begann sich auch auf Osaka auszudehnen, und einige der reicheren Kaufleute, die Beziehungen mit Yokohama unterhielten, wurden dort von Lohninen ermordet. Das nachstehende Plakat, das in Kioto und Osaka vielfach angeschlagen wurde, giebt Aufschluß über die Motive der Thäter: „Der Siogun unterhält geheime Verbindungen mit den Fremden durch unsere schlechten Kaufleute, die Geschäfte mit ihnen machen. Diese Kaufleute gehen nach Yokohama und verkaufen dort Seide, Thee und andere Landeserzeugnisse, so daß alles sehr teuer wird und das Volk in Unruhe gerät. Wenn wir keine Sorge tragen, wird alles bedrückt werden. Wir haben den Auftrag erhalten, die Kaufleute zu bestrafen. Wenn Ihr den Yokohama-Kaufleuten Geld schuldet, so bezahlt dasselbe nicht, und wenn sie sich bei den Beamten in Jedo beschweren, so macht Euch deswegen keine Sorge, sagt, daß Ihr veranlassen würdet, daß sie in Stücke gehauen werden. Kaufleute aus den Seidenprovinzen, merkt Euch dies! Hütet Euch, daß Ihr keine Seide, Thee oder Baumwolle (letztere bildete damals einen Ausfuhrartikel) nach Jedo schickt; wenn Ihr diese Warnung mißachtet, werdet Ihr, Eure Kinder und alle Eure Verwandten vernichtet werden!" Die Plakate waren „Die Vollstrecker der Gerechtigkeit" unterzeichnet, und man nahm damals allgemein an, daß sie mit oder wenigstens nicht gegen den Willen der Behörden veröffentlicht würden. Jedenfalls war es auffallend, daß fast zu gleicher Zeit der Versuch gemacht wurde, das Eintreffen von Seide auf dem Markt von Yokohama zu verhindern; ein energischer Protest der Konsuln und Gesandten räumte diese Schwierigkeit wenigstens für den Augenblick

hinweg, aber es unterlag keinem Zweifel, daß ein großer Teil der in den Samurai-Kreisen gegen die Fremden bestehenden Abneigung und Feindseligkeit auf die Verteuerung der für den Lebensunterhalt derselben notwendigen Landesprodukte zurückzuführen war, die früher billig gewesen und jetzt durch die starke Ausfuhr sehr erheblich im Preise gestiegen waren. Seide spielte dabei eine große Rolle, da der Samurai bei allen amtlichen Verrichtungen, und sein Leben bestand fast ganz in solchen, seidene Gewänder tragen mußte und daher gerade unter der Verteuerung dieses Materials besonders litt.

In der Straße von Simonoseki fand inzwischen ein neuer Angriff auf ein diesmal dem Taikun gehöriges Dampfschiff statt.[1]) Die Regierung hatte es für nötig gehalten, einige Beamte in die westlichen Provinzen zu entsenden, um sich von der Stimmung der Landesfürsten dort zu überzeugen; am 4. September befanden sich dieselben auf dem Wege nach Kokura, wo sie landen wollten, als in der Straße von Simonoseki eine der von dem Prinzen von Choshiu errichteten Batterien das Feuer auf das Schiff eröffnete; eine an Land geschickte Botschaft, daß das Schiff ein japanisches sei, erhielt nur die Antwort, daß das keinen Unterschied mache; jedes Schiff fremder Bauart, gleichgiltig wem dasselbe gehöre, müsse, wenn es versuche die Straße zu passieren, zerstört werden. Auf die Erwiderung, daß das Schiff Abgesandte des Taikuns an Bord habe, die sich teils nach Kiusiu, teils zum Fürsten von Choshiu begeben wollten, erhielten sie den Befehl, auf die Küste von Choshiu zuzuhalten. Kaum hatten sie sich derselben genähert, als sämtliche Batterien ihr Feuer eröffneten und bald darauf eine Anzahl Bewaffneter mit wilden Drohungen an Bord stürzte. Die Kokura Lotsen, auf die es wohl hauptsächlich abgesehen war, begingen Selbstmord, die Ometzkes, amtliche Aufpasser, Spione, wie man sie nannte, wurden an Land geschleppt und dort später von Lohninen

---

1) Am 1. Januar 1864 wurde dann auch ein dem Fürsten von Satzuma gehöriges Dampfboot in der Straße von Simonoseki durch die Batterien des Fürsten von Choshiu in Brand geschossen und zerstört.

ermordet. Der Vorfall erregte große Entrüstung in Jedo und bildete wohl den Anfang zu dem Zerwürfnisse zwischen dem Taikun und dem Fürsten von Choshiu, das bald weitere Folgen nach sich ziehen sollte. Am 30. September machten die in und bei Kioto befindlichen Truppen des Fürsten von Choshiu im Verein mit einer Anzahl hochgestellter Kuges einen Versuch, sich der Person des Mikados zu bemächtigen, der aber durch die mit dem Schutz, in Wirklichkeit mit der Bewachung des Mikados beauftragten Anhänger des Taikuns, an ihrer Spitze der Fürst von Aidzu, die seit längerer Zeit ein solches Attentat gegen die geheiligte Person des Kaisers gefürchtet und erwartet hatten, ohne Blutvergießen vereitelt wurde. Der Mikado entschloß sich zu der Erklärung, daß, obgleich er den Augenblick, in dem er gegen die Barbaren zu Felde ziehen wolle, noch nicht bezeichnet gehabt habe, die Choshiu-Leute und die mit ihnen verbündeten Kuges, seine Intentionen, zu seinem großen Leidwesen, falsch verstanden gehabt hätten. Zwar stehe seine Absicht, selbst gegen die Barbaren zu ziehen und sie auszutreiben, immer noch fest, aber er müsse seinen Aufbruch für den Augenblick aufschieben. So blieb den Truppen Choshius nichts übrig, als sich zurückzuziehen und sich mit den sieben Kuges in das Gebiet ihres Herrn zu begeben. Unter den Kuges, die so den mißlungenen Versuch mit der Verbannung vom Hofe büßen mußten, befanden sich Sanjo Sane Yoshi, der spätere langjährige Premierminister, Higashi Kuze, später Gouverneur von Kanagawa und Sawa Mondonokami, später Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.

Trotz dieses unleugbaren Erfolgs, den die Partei des Taikuns in Kioto errungen hatte, fuhr die Regierung desselben fort, im Sinne der Wünsche des Hofes und der fremdenfeindlichen Fürsten zu wirken. Am 25. Oktober wurden der Ministerresident der Vereinigten Staaten nnd der Generalkonsul der Niederlande nach Jedo zu einer Konferenz mit den Ministern des Taikuns eingeladen, und als sie sich am nächsten Tage dorthin begaben, gegen allen bisherigen Gebrauch in einem am Landungsplatz gelegenen Hause von denselben empfangen. Dort wurde

ihnen mitgeteilt, daß die politische Lage eine sehr bedenkliche sei und zwar hauptsächlich in Folge der Eröffnung von Yokohama; wenn der Handel dort fortdauere, würde sich die Lage noch verschlimmern; der Handel würde darunter leiden und schließlich ganz aufhören und damit auch die Freundschaft. Letztere sei aber die Hauptsache bei den Verträgen, der Handel spiele nur eine untergeordnete Rolle und die Minister hätten stets verstanden, daß diejenigen, die die Verträge abgeschlossen, dieselben nur als einen Versuch angesehn hätten, der nur so lange dauern solle, wie Japan dadurch nicht geschädigt werde. Darum müsse, um die Freundschaft zu erhalten, Yokohama für den Handel geschlossen werden, da dies die einzige Möglichkeit sei, die bestehende Aufregung zu beschwichtigen. Die Minister ersuchten die beiden fremden Vertreter ihre Regierungen zu benachrichtigen, daß die Note Ongasawaras, die die Vertreibung der Fremden aus Japan fordere, zurückgezogen werden solle, und sie zu bitten, ihre Zustimmung dazu zu geben, daß der Handel nach Nagasaki und Hakodate übertragen werde. Weitere Veränderungen in den Verträgen wünsche die Regierung des Taikuns nicht. Die Vertreter der Vereinigten Staaten und der Niederlande waren um so erstaunter über dieses Verlangen, als nichts dasselbe hatte erwarten lassen. Auf ihre Frage, warum man die Mitteilung nicht allen fremden Vertretern gleichzeitig gemacht habe, erwiderten die Minister, daß sie dies gethan hätten, weil die ersten Verträge mit den beiden Ländern abgeschlossen worden seien; sie bäten zugleich, den Vertretern Englands und Frankreichs nichts von der heute erfolgten Mitteilung zu sagen, da sie sich vorbehielten, dieselbe in den nächsten Tagen selbst zu machen, eine Zumutung, welche die fremden Vertreter mit Entrüstung zurückwiesen, ebenso wie die Aufforderung, mit den Gouverneuren der Auswärtigen Angelegenheiten weiter über die Frage zu verhandeln. Zur Entschuldigung der japanischen Regierung muß angeführt werden, daß der Unterhändler des ersten in 1858 abgeschlossenen Vertrages, der Ministerresident der Vereinigten Staaten Townsend Harris bei seinen Verhandlungen mit der Re=

gierung des Taikuns wiederholt das Argument gebraucht hatte, daß die Regierung den Vertrag mit ihm wie mit den binnen kurzem erwarteten Gesandten Englands und Frankreichs (Lord Elgin und Baron Gros) ja nur versuchsweise abzuschließen brauche und etwa durch die Verhältnisse notwendig werdende Modifikationen sich später leicht herbeiführen lassen würden. Bei einer andern Gelegenheit erkärten die Japaner, daß auch Kommodore Perry sich in diesem Sinne ausgesprochen gehabt habe. Wenn daher auch die Form, in der die Japaner ihren Wunsch vorbrachten, eine möglichst ungeschickte war, so hatten sie doch im Grunde eine gewisse Berechtigung, einen besseren Empfang ihres Vorschlags zu erwarten, sie hatten sich aber in der Bedeutung, die sie den mündlichen Äußerungen der amerikanischen Unterhändler beilegten, geirrt und dieselbe weit überschätzt. Durch den ersten Mißerfolg nicht entmutigt, wendeten die Minister sich noch einmal am 27. Oktober an den Vertreter der Vereinigten Staaten mit der Bitte, seine Kollegen dazu zu bewegen, eine für den 31. Oktober an sie gerichtete Einladung nach Jedo zu einer Besprechung des Vorschlags anzunehmen und selbst zu derselben zu erscheinen. Alle Vertreter lehnten es ab dieser Aufforderung nachzukommen, indem sie es der Regierung des Taikuns anheimstellten, ihnen schriftlich mitzuteilen, was sie zur Kenntnis der Regierungen der Vertragsmächte gebracht zu sehn wünsche. Am 11. November zogen die Minister des Taikuns die Note Ongasawara Dsusionokamis zurück, und am 1. Dezember machten sie dem Ministerresidenten der Vereinigten Staaten die erste Mitteilung von ihrer Absicht, sich in der in Frage stehenden Angelegenheit an die Regierungen der Vertragsmächte zu wenden, und da die Sache sich nicht in einem Schreiben erschöpfend behandeln lasse, eine Gesandtschaft mit den erforderlichen mündlichen Erläuterungen zu beauftragen. Es dauerte indessen bis zum 5. Februar 1864, ehe die Mission sich nach Frankreich einschiffte, und dann war es mit dem ostensiblen Zweck der französischen Regierung, die Entschuldigungen der japanischen wegen der Ermordung des Leutnant Camus zu überbringen. Man wird wohl nicht fehlgehen,

wenn man annimmt, daß der ursprüngliche Anstoß zu dem Gedanken der Entsendung einer Mission nach Europa von Admiral Jaurès und Mr. de Bellecourt ausgegangen war, von denen der letztere binnen kurzem nach Frankreich zurückzukehren beabsichtigte, und daß die Regierung des Taikuns denselben aufgenommen hatte, in der Hoffnung, durch die in Paris vorzubringenden Entschuldigungen in Betreff der Ermordung von Camus das Terrain für die Frage der Schließung Yokohamas vorzubereiten. Ebenso war ein Nebenzweck der Gesandtschaft vermutlich der Ankauf von Kriegsmaterial resp. Kriegsschiffen, da derselben durch eine der in Yokohama etablierten fremden Banken ein Kredit von über sechs Millionen Franken in Paris eröffnet wurde. Gleichzeitig mit der Aussendung der Gesandtschaft wurde aber der Versuch gemacht, den Fremden in Yokohama zu beweisen, daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, den Handel dort lahm zu legen. Diesmal wendeten sich die Behörden an die japanischen Kaufleute, und es dauerte nicht lange, bis ungefähr zwanzig der größeren derselben ihre Geschäfte geschlossen und einige unter ihnen sogar ihre Wohnhäuser und Speicher niedergerissen hatten. Gleichzeitig wurde der Transport von Rohseide von Jedo nach Yokohama fast ganz eingestellt. Auf die Beschwerden der Konsuln antwortete der Gouverneur, daß das Verlassen von Yokohama durch die japanischen Kaufleute wohl daher kommen möge, daß dieselben schlechte Geschäfte gemacht hätten; einige von ihnen seien außerdem von Lohninen getötet worden, was den andern wohl Furcht eingeflößt haben könne. Es ist übrigens charakteristisch für die Art und Weise, in welcher die Japaner damals Politik trieben, daß, während sie eine Mission an die Höfe der Vertragsmächte sendeten, um die Schließung des wichtigsten der Vertragshäfen herbeizuführen, und zugleich alles thaten, um den Verkehr in demselben zu behindern und zu schädigen, sie nicht allein mit dem Vertreter der Vereinigten Staaten am 28. Januar 1864 eine Konvention abschlossen, durch die sie auf eine Anzahl von Einfuhrartikeln den Zoll von 20 Prozent auf 5 Prozent herabsetzten und bei andern ganz aufhoben, sondern auch am Tage

der Abreise der Gesandtschaft einen Vertrag mit der Schweiz unterzeichneten, der ganz nach dem Muster der früheren abgefaßt war.

Mit Bezug auf die Gesandtschaft nach Paris mag hier eine Anekdote Platz finden, von der man sagen kann, daß sie wenn nicht wahr, doch hübsch erfunden sei. Als die Mitglieder der Gesandtschaft in Paris vom Kaiser Napoleon in feierlicher Audienz empfangen werden sollten, handelte es sich darum, ein Musikstück zu finden, das bei der Gelegenheit als japanische Nationalhymne figurieren könnte: ein Spaßvogel schlug das — C'est le sabre c'est le sabre de mon père — aus Offenbachs „Grande Duchesse“ vor, was auch angenommen worden sein und nicht wenig zur Erhöhung der Stimmung bei dem feierlichen Akt beigetragen haben soll.

In Yokohama waren einige Tage vor dem Abgang der Gesandtschaft zwei Kompagnien des englischen 20. Regiments angekommen, die mit der Zustimmung der japanischen Behörden in der Stadt einquartiert wurden; die japanische Regierung hatte schon vor längerer Zeit die Sicherheit der fremden Niederlassung dem englischen und französischen Admiral übergeben, die auf Grund davon bereits im Sommer 1863 den Bau einer Batterie seitens des Gouverneurs verhindert hatten, die bestimmt gewesen war, den Hafen zu bestreichen.

In Kioto dauerte inzwischen die Agitation gegen die Fremden und die Verträge fort, wenn auch in etwas anderer, gemäßigterer Weise als früher. Der Taikun begab sich auf den Befehl des Mikados nach dort, wo er am 20. Januar eintraf und wenige Tage später eine Rangerhöhung erhielt. Bei der Audienz, die er am 28. des Monats hatte, wurden zwei Edikte des Mikados verlesen, die sich mit den schwebenden Fragen beschäftigten. In dem ersten derselben beklagte der Mikado die Lage, in der sich Japan befände. Die Gesetze würden mißachtet, die Bande der Gesellschaft gelockert, das Land werde im Innern von der Last des Elends erdrückt und von Außen sei es den Beleidigungen durch die fünf Stämme der hochmütigen Barbaren ausgesetzt, die es zu vernichten drohten. Die Unterwerfung der garstigen Barbaren sei die Grundlage der kaiser-

lichen Politik und ein Heer müsse aufgestellt werden, das imstande sei, ihnen Schrecken einzuflößen und sie zu züchtigen. Aber die Sache müsse vorsichtig angefaßt werden und der Taikun erhalte daher den Auftrag, sie gründlich in Erwägung zu ziehen und seine Pläne dem Kaiser zu unterbreiten. Die Hauptsache sei, einen Mann zu finden, der der Aufgabe gewachsen sei; unter den vielen tüchtigen Leuten in Japan könne es doch an einem solchen nicht fehlen, und der Kaiser empfehle dem Taikun besonders die Fürsten Aidzu, die Inkios (abgedankten Fürsten) von Etzisen, Uwadjima und Tosa (die später eine bedeutende Rolle bei der Restauration des Mikados spielten) und Shimadzu Saburo, mit denen er sich beraten möge.

In der zweiten Botschaft ging der Mikado näher auf die inneren Zustände des Landes ein. Seit dem Jahre 1853 (der Ankunft Perrys) seien die fremden Barbaren mit Gewalt in die Häfen des Landes eingedrungen, so daß dasselbe sich in großer Gefahr befände: die Preise aller Gegenstände seien gestiegen und das Volk leide große Bedrängnis. Nach einem Frieden von über zweihundert Jahren gestatte die militärische Macht des Reiches nicht, die fremden Feinde niederzuhalten, und er, der Mikado, scheue sich daher, die alten Gesetze der Warnung und der Strafe (d. h. der Vertreibung der Fremden) wieder in Kraft zu setzen, um den Staat nicht in unabsehbares Unheil zu stürzen. Die Regierung des Siogun habe seinen Willen überall verkündet, die alten Gesetze verbessert und mehr als das gethan, sie habe die Verpflichtung der Landesfürsten, sich in Jedo aufzuhalten, aufgehoben und ihnen ihre Frauen und Kinder zurückgesandt; sie habe die unnützen Ausgaben eingeschränkt, auch die laufenden ermäßigt und eine große Kriegsflotte (?) gesammelt. Auch sei die Wiederbelebung der alten Sitte, daß der Siogun sich an den Hof begebe, anzuerkennen. Aber leider hätten Sanjo und andere Kuges dem heftigen Drängen gemeiner und roher Menschen Glauben geschenkt und ohne Rücksicht auf die Lage und die Sicherheit des Reichs die Befehle des Kaisers gefälscht und den gemeinen Soldaten den Befehl erteilt, die Barbaren zu vertreiben und Krieg gegen den Siogun zu führen. Die leidenschaftlichen

Diener des Fürsten von Choshiu hätten ihren Fürsten zum Narren und zum Werkzeug ihrer Pläne gemacht; sie hätten ohne Veranlassung auf die Schiffe der Barbaren gefeuert, die Boten des Siogungs ermordet und Sanjo und seine Genossen in ihre Provinz gelockt. Solche Leute müßten natürlich bestraft werden, aber die Hauptschuld liege doch an seiner, des Mikados, Unvollkommenheit. Wenn man die Kriegsschiffe Japans mit denen der fremden Barbaren vergleiche, so sähe man, daß dieselben noch nicht hinreichten, die Wildheit der stolzen Barbaren zu zügeln, die das Reich fortwährend beleidigten. Die Küsten der Inlandsee müßten daher befestigt und die garstigen Barbaren unterworfen und ausgetrieben werden. Im vorigen Jahre seien der Siogun und die Landesfürsten viel unterwegs und in Kioto gewesen; jetzt sei aber die Zeit der Sparsamkeit gekommen, alle unnützen Ausgaben müßten vermieden und alle Kräfte für den einen Zweck, die Austreibung der Barbaren, angespannt werden.

Wenn man zwischen den Zeilen dieser beiden Kundgebungen liest, so wird man kaum daran zweifeln können, daß der Mikado die Haltung seiner Freunde, Sanjos und der anderen Kuges, wie des Fürsten von Choshiu, hauptsächlich deswegen tadelt, weil ihr Anschlag mißlungen war: er schmeichelt dem augenblicklichen Sieger, dem Siogun, sucht ihn aber dadurch, daß er ihm aus den Reihen der seiner, des Mikados, Sache günstigen Fürsten Berater zur Seite stellt, daran zu verhindern, von seinem Erfolg einen zu ausgiebigen Gebrauch zu machen. Die vom 31. März datierte Antwort des Siogungs bestätigt diesen Eindruck. In derselben beschuldigt sich der Siogun in echt orientalischer Demut, die Befehle des Mikados für die Vertreibung der Barbaren und selbst für die Schließung des Hafens von Yokohama noch nicht ausgeführt zu haben, sowie deswegen, daß nicht einmal ein bestimmter Termin für die Durchführung dieser Maßregeln angegeben werden könne; wenn der Mikado sich trotzdem lobend über ihn geäußert habe, so sei das ein Ausfluß seiner Gnade gewesen; er, der Siogun, werde alle Befehle des Mikados befolgen, alle von ihm angeordneten

Maßregeln ausführen und zum Schluß auch die alten Gesetze (der Austreibung der Barbaren) in Kraft setzen. Er werde aber der Weisung des Mikados Folge leisten und nicht rücksichtslos und unvorsichtig vorgehen. Er habe bereits eine Gesandtschaft nach Europa geschickt, um die Schließung des Hafens von Yokohama zu betreiben, und hoffe wenigstens dies zu erreichen; aber die Absichten der Barbaren seien schwer zu ergründen, und er werde daher eifrigst mit der Befestigung der Seeküste fortfahren, alle Pflichten eines militärischen Vasallen erfüllen und im Sinne der Durchführung der Wünsche des Landes handeln. Auf der einen Seite wolle er die Wut der stolzen Barbaren zügeln, auf der andern das Leben des Volkes schützen und das kaiserliche Herz beruhigen. — Am 3. Juni hatte der Siogun eine weitere Audienz beim Mikado, der sich bei der Gelegenheit aufs Neue dahin aussprach, daß es die Aufgabe der Regierung desselben sei, das Land in Frieden zu regieren und die Barbaren zu unterwerfen; lange Zeit sei das Land in Trägheit versunken gewesen, jetzt aber seien der Siogun und die Fürsten in Kioto zusammengetroffen und hätten sich über den besten Plan geeinigt. Darum habe er, der Mikado, die volle Gewalt in die Hände der Regierung des Sioguns gelegt, damit alle Befehle von einem Mittelpunkt ausgingen und die Zweifel und der Argwohn des Volkes beruhigt würden. Die Schließung von Yokohama müsse durchgesetzt werden; in Betreff der Bestrafung von Choshiu und der entflohenen Kuges werde ihm freie Hand gelassen. — Diese Erklärung des Mikados bestätigte den augenblicklichen vollständigen Sieg des Sioguns über seine politischen Gegner unter den Landesfürsten und bei Hofe. Freilich hatte er denselben mit neuen Zugeständnissen an den Mikado erkaufen müssen. Die wichtigsten unter denselben waren, daß in Zukunft der Siogun und alle Landesfürsten die Investitur aus den Händen des Mikados in Kioto empfangen und sich dorthin auch begeben sollten, wenn ihnen neue Titel und Würden verliehen würden, daß alle Landesfürsten dem Mikado jährlich aus den Erzeugnissen ihrer Gebiete Geschenke machen, d. h. Tribut entrichten und bei dem Tode von

Prinzen des kaiserlichen Hauses oder der Minister des Mikados das Spielen von Musikinstrumenten im ganzen Lande untersagt sein solle. Am 10. Juni verließ der Taikun Kioto und traf am 23. zur See wieder in Jedo ein, wohl mit dem, anscheinend auch berechtigten Gefühl, aus der Krisis, die seinen Untergang herbeiführen zu sollen schien, als Sieger hervorgegangen zu sein.

Am 2. März kehrte der englische Gesandte, jetzt Sir Rutherford Alcock, nach Yokohama zurück und übernahm die Leitung der Gesandtschaft, und am 27. April traf der neue französische Gesandte Herr Léon Roches, mit einem Attaché, Vicomte de Turenne, ein. Sein Vorgänger, Herr de Bellecourt, verließ Japan einen Monat später. Letzterer ist in seiner Thätigkeit nie recht gewürdigt worden; einige persönliche Sonderbarkeiten, die er mit manchen seiner Landsleute, und ganz besonders mit denen teilte, die man weit entfernt von ihrem Vaterlande anzutreffen pflegt, ließen ihn manchmal als einen homme peu sérieux erscheinen, trotzdem würde es ungerecht sein, wenn man die vielen guten Eigenschaften verkennen wollte, die er in der That besaß, sowie die großen Verdienste, die er sich um die Entwickelung der Dinge in Japan erworben hat. Er war ein unermüdlicher Arbeiter und sehr viele von den statistischen und historischen Nachrichten, wie die Verzeichnisse der Landesfürsten u. s. w., die man in den englischen Blaubüchern der Zeit findet, verdanken ihm ihren Ursprung, ohne daß das besonders anerkannt worden wäre. Auch die Treue, mit der er zu den allgemeinen fremden Interessen hielt, ohne den Versuch zu machen, im eigenen persönlichen oder nationalen Interesse besondere Politik zu treiben, verdient höchstes Lob. Seine Fehler waren die seiner Nation, und er wurde in der Übertreibung derselben vielfach wohl dadurch bestärkt, daß seine Regierung ihm nicht die Mittel zur Verfügung stellte, deren er zu bedürfen glaubte, um sie neben seinem englischen Kollegen würdig zu vertreten. Wenn er aber um ebenso wie derselbe eine berittene Eskorte zu haben, ein Dutzend Matrosen von einem als Wrack in den Hafen von Yokohama eingelaufenen Transportschiff „La Dordogne“ in etwas phantastischer Tracht auf japanische Ponies

setzte und sich möglichst oft in Begleitung seiner „Chasseurs de la Dordogne“, wie sie spottweise genannt wurden, zeigte, so ging dies doch von dem nicht unrichtigen Gefühl aus, daß „la France“ neben der „perfide Albion“ auch äußerlich nicht zurückstehen dürfe, und wenn seine Regierung ihn später die dafür aufgewendeten Beträge aus der eigenen Tasche zahlen ließ, so war das eine der Knickereien, deren sich die Bureaus in allen Ländern der Welt nur zu gern schuldig machen. Seine Regierung war doppelt ungerecht gegen ihn, weil sie die persönlichen Gefahren und Unannehmlichkeiten übersah, die er während einer langen Reihe von Jahren in Japan ertragen hatte. Er starb, nachdem er Bevollmächtigter Minister in Japan, Geschäftsträger in Tunis, Generalkonsul in Batavia und Verweser des dortigen Konsulats gewesen, als er zum Minister-Residenten in Quito ernannt worden war, auf der Reise dorthin. — Sein Nachfolger war ein Mann von anderer Art. Als Beamter der Bureaux Arabes hatte er in Algier eine gewisse Rolle gespielt; in die Hände Abdelkaders gefallen, rettete er sein Leben durch den Übertritt zum Islam und die Heirat mit einer Verwandten des Emirs; später befreit, war er während einiger Zeit der erste Dolmetscher der Armee in Algier gewesen und von der französischen Regierung zu einer oder zwei Sendungen an den Scherif von Mekka benutzt worden, um von demselben ein Fetwa (Urteilsspruch) zu erlangen, daß Mohammedaner Unterthanen einer christlichen Regierung sein dürften. Er kam von Tunis, wo er die Stelle als Generalkonsul bekleidet hatte, und war nach äußerer Erscheinung und innerer Anlage durchaus der Mann, den Japanern zu imponieren und sich gleichzeitig bei ihnen zu insinuieren; die Mittel, die seine Regierung ihm reichlich zur Verfügung stellte, trugen dazu bei, seine Stellung in den Augen der Japaner zu erhöhen und er beherrschte eine Zeit lang die Situation, bis er mit dem Taikun zusammen im Jahre 1868 fiel. In der Geschichte dieser Jahre wird nicht zu vergessen sein, daß, wenn Sir Rutherford Alcock, als Doyen der diplomatischen Korps und Vertreter der Macht, die die größten materiellen Interessen in Japan und die bedeutendsten Machtmittel in Ostasien be-

saß, die größere Rolle zu spielen schien, der treibende Geist in vielen Fällen und ganz besonders bei der Erledigung der Simonoseki-Angelegenheit der französische Gesandte war.

Die erste gemeinsame Aktion der Vertreter Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und der Niederlande in dieser Frage wurde durch die Widersprüche hervorgerufen, die sich zwischen den eben angeführten Vorgängen in Kioto und den von der Regierung des Taikuns ergriffenen Maßregeln einer- und den von der letzteren den fremden Diplomaten gegenüber abgegebenen Erklärungen andererseits herausstellten. Im Mai erschien der oft genannte Takemoto Kainokami in Yokohama, um den fremden Vertretern den Wunsch der Regierung auszusprechen, von allen Zwangsmaßregeln gegen den Fürsten von Choshiu Abstand zu nehmen. Die Regierung sei, nachdem die Dinge in Kioto eine für sie günstige Wendung genommen hätten, entschlossen, gegen den Fürsten von Choshiu vorzugehen und denselben für seine Angriffe gegen die Fremden und den Taikun zu bestrafen, verschiedene der Landesfürsten hätten dazu ihre Hülfe zugesagt und, falls Choshiu sich für den Taikun als zu stark erweisen sollte, würde derselbe nicht anstehen, auch die Unterstützung der Vertragsmächte in Anspruch zu nehmen. Aber während diese im Grunde durchaus befriedigenden Zusicherungen gegeben wurden, fuhr die Regierung fort, die Befestigungen von Jedo zu verstärken und neue am Eingang der Bucht von Jedo bei Uraga zu errichten, die gut bemannt und armiert, imstande gewesen sein würden, das Ein- und Auslaufen fremder Schiffe zu einer Unmöglichkeit zu machen. Die Vertreter der vier Mächte kamen unter diesen Umständen zu der Überzeugung, daß es notwendig sei, der Regierung des Taikuns gegenüber eine festere Haltung einzunehmen und sie auf die Gefahren der von ihr befolgten Politik aufmerksam zu machen. In einer am 20. Mai abgehaltenen Konferenz bezeichneten sie die Nichtbeantwortung der gemeinschaftlichen Note vom 25. Juli 1863, die Mitteilungen, welche ihnen zu verschiedenen Zeiten in Betreff der Schließung des Hafens von Yokohama gemacht worden seien, und die Maßregeln, die gemeinschaftlich ergriffen werden müßten, um die durch

die Verträge gewährleisteten Rechte zu wahren, Leben und Eigentum der Fremden zu schützen und die Regierung des Taikuns an einer Weiterführung der Politik zu verhindern, welche dieselbe eingeschlagen habe, als die Gegenstände ihrer Beratung und Verständigung, und richteten an demselben Tage identische Noten an die Minister, in welchen sie sich dahin aussprachen, daß sie von ihren Regierungen angewiesen seien, mit Bezug auf die Forderung der Schließung von Yokohama die Erklärung abzugeben, daß solche Konzession nicht gemacht werden könne und sie daher die Zurücknahme der dahin gehenden Forderung verlangen müßten. Sie fügten hinzu, daß der Taikun nicht länger auf die Nachsicht ihrer Regierungen rechnen dürfe und daß von ihm erwartet werde, daß er sich willig und fähig zeige, die Hindernisse, welche der freien Schiffahrt in der Inlandsee durch den Fürsten von Choshiu in den Weg gestellt würden, hinwegzuräumen. Für jeden Versuch, den sich in Japan aufhaltenden Fremden Gewalt anzuthun oder ihnen Schaden an Leib, Eigentum und Interessen zuzufügen, die alle unter dem Schutz der Verträge und des Völkerrechts ständen, würde die Regierung des Taikuns verantwortlich gehalten werden.

Die Antwort der letzteren ließ lange auf sich warten; sie erfolgte erst am 30. Juni und wiederholte dann in Betreff der Frage der Eröffnung der Inlandsee nur die bereits früher abgegebene Erklärung, daß die Regierung dieselbe nicht aus den Augen verloren habe, aber wegen der inneren Schwierigkeiten langsam und vorsichtig vorgehen und daher um eine weitere Frist bitten müsse. Was die Forderung der Schließung von Yokohama für den fremden Handel angehe, so sei man zu der Überzeugung gekommen, daß dies Mittel das einzige sei, um die Aufregung im Lande zu beruhigen und die guten Beziehungen zum Auslande wieder herzustellen. Die Regierung ersuche daher die fremden Vertreter, diese Frage in dem angedeuteten Sinne in wohlwollende Erwägung zu ziehen.

Diese Antwort wurde von den Vertretern der vier Mächte mit Recht als eine durchaus unbefriedigende angesehen und führte zu einer weiteren Verständigung zwischen denselben, die zur Folge hatte,

daß sie eine neue gemeinsame Note an die Minister des Taikuns richteten, in der sie eine bestimmte Antwort auf die früheren Forderungen verlangten; sie kamen zugleich dahin überein, daß sie, im Fall auf diese Note innerhalb von zwanzig Tagen keine befriedigende Antwort einliefe, ohne weitere Rücksicht auf die Regierung des Taikuns selbst zur Eröffnung der Straße von Simonoseki schreiten würden. Bevor indessen dieser Termin herankam, trat ein Ereignis ein, das die fremden Vertreter veranlaßte, die in Aussicht genommene Expedition in die Inlandsee aufzuschieben. Am 20. Juni kehrten zwei von fünf jungen Leuten, die 1863 durch den Fürsten von Choshiu zu ihrer Ausbildung nach England geschickt worden waren, nach Yokohama zurück. Es waren dies Ito Shunske und Inouyé Bunda, beide berufen, in der Geschichte ihres Landes später eine große Rolle zu spielen, der zweite als Minister der Finanzen und der Auswärtigen Angelegenheiten, der andere als Premierminister, seit einer Reihe von Jahren unter dem Titel des Grafen Ito auch in Europa wohl bekannt. Die beiden waren auf die Nachricht von dem Vorgehen ihres Landesherrn gegen die Fremden aus England zurückgekehrt und boten jetzt dem englischen Gesandten und durch ihn den anderen Vertretern an, sich nach Simonoseki zu begeben und dort im Sinne seiner friedlichen Beilegung der Angelegenheit zu wirken. Die Vertreter glaubten diese Gelegenheit, die Anwendung von Gewalt zu vermeiden, nicht vorübergehen lassen zu dürfen, und Admiral Kuper sendete daher am nächsten Tage zwei seiner Schiffe, die Korvette Barossa und den Aviso Cormorant mit den beiden Choshiu-Leuten nach der Straße von Simonoseki. Dieselben waren von den Diplomaten mit Schreiben an den Fürsten versehen worden, in welchem derselbe aufgefordert wurde, den Verkehr in der Straße freizugeben unter Androhung der Folgen, die ein weiteres Verharren auf der angenommenen Haltung für ihn haben müsse. Ito und Inouyé wurden in der Nähe der Straße am 26. Juli gelandet und begaben sich, als Ärzte verkleidet, nach der Hauptstadt Yamaguchi, wo sie den Fürsten sahen und ihm die Schreiben der vier Vertreter überreichten; sie kehrten von dort am 6. August zurück und brachten die

mündliche Antwort, daß das feindliche Vorgehen ihres Fürsten auf Befehlen des Mikados und des Taikuns beruhe und derselbe daher darin ohne höhere Genehmigung keine Änderung eintreten lassen könne; er sei aber bereit, wenn man ihm eine Frist von drei Monaten geben wolle, sich an den Mikado zu wenden und die Aufhebung der früheren Befehle zu erbitten, da er von der Hoffnungslosigkeit des Widerstandes gegen die verbündeten Streitkräfte überzeugt sei. Da die beiden Abgesandten kein Schriftstück, nicht einmal eine Empfangsbescheinigung für die ihnen anvertraut gewesenen Schreiben besaßen, wurde ihnen, obgleich man an der Zuverlässigkeit ihrer vielleicht in der Form abgeschwächten Mitteilungen nicht zweifelte, eröffnet, daß ihre Mission als beendet angesehen werden müsse. Sie wurden auf ihren Wunsch an Land gesetzt.

Während der Abwesenheit der beiden Schiffe waren die Vertreter der vier Mächte am 22. Juli zusammengetreten und hatten sich über die Grundlagen ihres gemeinsamen Vorgehens nach den folgenden Grundsätzen geeinigt. Erstens, die Neutralisation Japans und die Aufrechterhaltung dieses Prinzips in den geöffneten Häfen; zweitens, eine gemeinsame Verständigung und ein ebensolches Vorgehen zum Schutz der Freiheit des Handels; drittens, gemeinsame Maßregeln zum Schutz der Personen und des Eigentums der Fremden in den geöffneten Häfen; viertens, die Verpflichtung, besondere Zugeständnisse, besonders auch mit Bezug auf Gebietserwerbungen, weder zu verlangen noch anzunehmen, und fünftens, die Enthaltung von jeder Einmischung in die Gerichtsbarkeit der japanischen Behörden über ihre Landsleute und die Streitigkeiten zwischen den politischen Parteien. — Die so in ihren Grundzügen gezeichnete entente cordiale hat sich nicht allein während der Regelung der Simonosekifrage, sondern auch bei den späteren ernsteren Verwickelungen, die der Kampf zwischen dem Mikado und dem Taikun hervorrief, vortrefflich bewährt, und ihr ist es in erster Linie zu verdanken gewesen, daß die sehr schwierigen Verhältnisse ohne ernste Schädigung der fremden Interessen und der Beziehungen zwischen Japan und dem Auslande entwirrt und zu einem befriedigenden Ausgange geführt werden konnten.

Die sich immer mehr zuspitzende politische Lage war die Veranlassung für die Ansammlung nicht unbedeutender fremder Land- und Seestreitkräfte in Yokohama geworden. Neben 4 holländischen Kriegsschiffen mit 56 Geschützen und 951 Mann und 3 französischen mit 64 Geschützen und 855 Mann, zu denen 370 Marinesoldaten kamen, bestand das englische Geschwader aus 19 Schiffen mit 143 Geschützen und 3530 Mann (ein Bataillon Seesoldaten einbegriffen), während zugleich 56 Offiziere und 1295 Mann mit 15 Geschützen zur Verwendung am Lande vorhanden waren. Diese englischen Truppen bestanden aus dem 2. Bataillon 20. Regiments, einem Detachement des 67. und einem solchen des 2. Belutschi-Regiments. Die Vereinigten Staaten allein hatten nur die Segelkorvette Jamestown, 21 Geschütze und 218 Mann, zur Stelle, die merkwürdigerweise in die ostasiatischen Gewässer entsandt worden war, um die amerikanische Schiffahrt in denselben gegen den südstaatlichen Kaper Alabama zu schützen, den man während einiger Zeit dort vermutet hatte. An der Expedition gegen den Fürsten von Choshiu beteiligte sich schließlich ein gemieteter Handelsdampfer Takiang, auf den ein Geschütz und 17 Mann unter dem Befehl eines Schiffsfähnrichs gesetzt worden waren.

Nach der Rückkehr der beiden englischen Schiffe aus der Inlandsee wurden die Vorbereitungen für die Expedition in dieselbe emsigst betrieben und sie sollte am 20. August in See gehen, als ein neues Ereignis eintrat, das den Beginn der Operationen wieder verzögerte. Die Anfang Februar nach Europa entsandte japanische Gesandtschaft kehrte unerwarteter Weise plötzlich zurück, — ich muß wieder daran erinnern, daß eine telegraphische Verbindung zwischen Europa und Ost-Asien damals nicht bestand — und brachte ein am 20. Juni zu Paris abgeschlossenes Übereinkommen mit, durch welches Japan sich verpflichtete, eine Entschädigung von 140 000 Dollars zu zahlen (davon die Regierung des Taikuns 100 000 und der Fürst von Choshiu 40 000) und innerhalb dreier Monate die Straße von Simonoseki zu öffnen, falls erforderlich, in Übereinstimmung und mit Unterstützung des französischen

Admirals. Glücklicherweise weigerte die Regierung des Taikuns sich, das Abkommen zu ratifizieren; sie erklärte bereits am 25. ihre Absicht, dies nicht zu thun, sowie daß die Abgesandten, die gegen ihre Weisungen gehandelt hätten und ohne Erlaubnis zurückgekehrt seien, streng bestraft werden würden, was auch geschah. Ich sage glücklicherweise, denn wie die Sachen lagen, hätte eine Annahme der Konvention, zu deren Ausführung der Regierung des Taikuns die Mittel fehlten, im günstigsten Falle eine Verzögerung von drei Monaten bedeutet, wahrscheinlicherweise aber die Sprengung des Konzerts der vier Mächte bewirkt, denn wenige Tage nach dem schließlich am 29. August erfolgten Abgang der Expedition trafen Weisungen des Grafen Russell an den englischen Gesandten ein, welche jede militärische Operation im Innern Japans untersagten und erklärten, daß die Regierung Ihrer Majestät mit Bedauern die Anwendung von feindlichen Maßregeln gegen die Regierung des Taikuns oder Landesfürsten sehen würde, selbst wenn dieselben sich auf maritime Operationen beschränkten, es sei denn, daß dieselben absolut als Notwehr erforderlich würden. Welche Folgen es aber für die Interessen der Gesamtheit gehabt haben würde, wenn Frankreich allein die Regelung der Frage in die Hand genommen hätte, lassen manche späteren Machenschaften des französischen Gesandten erkennen.

Bevor sich die Admirale und kommandierenden Offiziere zu der Expedition gegen Simonoseki entschlossen, verlangten sie (12. August) von den Vertretern der Mächte eine Erklärung, durch welche dieselben sie aller Verantwortlichkeit für die Verteidigung und Sicherheit der fremden Niederlassung enthöben. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesen Schritt englischen Bedenklichkeiten und die Übernahme der geforderten Verantwortlichkeit seitens der diplomatischen Vertreter den energischen Erklärungen des französischen Gesandten und Admiral Jaurès zuschreibe. In einem vom 15. August datierten Memorandum nahmen die Vertreter diese Verantwortlichkeit auf sich und erteilten zugleich den Seeoffizieren die Weisung, ohne Verzug die Batterien und sonstigen Befestigungen des Fürsten von Choshiu

in der Straße von Simonoseki zu zerstören und dies auch in dem Falle zu thun, daß der Fürst eingeschüchtert durch das Erscheinen des Geschwaders keinen Widerstand leiste. Gleichzeitig wurde der Wunsch ausgesprochen, daß alle diplomatischen Verhandlungen mit dem Fürsten vermieden, dieselben vielmehr der Regierung des Taikuns und den Vertretern vorbehalten werden möchten, und ebenso wurden alle anderen Operationen besonders in der Nähe von Osaka als unerwünscht bezeichnet, da dadurch weitere Verwickelungen hervorgerufen und der Expedition der Charakter der Züchtigung eines Piraten genommen werden könne. Durch ein weiteres Protokoll vom 25. August wurden die Admirale ferner ersucht, wenn möglich, einen die Straße beherrschenden Punkt in Besitz zu nehmen und zu halten, bis die Frage der von dem Fürsten von Choshiu zu zahlenden Entschädigung geregelt sei, sowie sich darüber zu vergewissern, ob Simonoseki selbst oder ein in der Nähe gelegener Platz sich zur Öffnung für den fremden Handel eigne.

Während diese Dinge in Yokohama vor sich gingen, schien sich in Jedo eine Art Palastrevolution abgespielt zu haben; ein Anschlag auf das Leben des Taikuns durch seine Köche und Ärzte sollte entdeckt und vereitelt und die Schuldigen hingerichtet worden sein. Jedenfalls wurde, was immer an diesen Gerüchten Wahres gewesen sein mag, eine Anzahl höherer und niederer Beamten, von denen man behauptete, daß sie den Verträgen und den Fremden feindlich gesinnt seien und sich geweigert hätten, gegen die aufsässigen Fürsten vorzugehen, aus ihren Ämtern entfernt. Takemoto Kainokami, der als wahrer Sturmvogel immer erschien, sobald die Luft so voll von Elektrizität war, daß eine Entladung drohte, kam wieder nach Yokohama; er erklärte, daß, obgleich der Taikun nicht daran zweifle, daß die Expedition gegen Choshiu für seine Interessen von Nutzen sein werde, er doch weder zu derselben treiben, noch sie ermutigen könne. In für die japanischen Verhältnisse charakteristischer Weise fügte Takemoto gleich den Vorschlag hinzu, man möge doch während der Dauer der Operationen gegen Simonoseki Yokohama räumen oder wenigstens die Frauen und Kinder aus der Nieder-

lassung entfernen. Ich habe bei den klügsten Ost-Asiaten oft diese Mischung von scharfem Verstande und großer diplomatischer Gewandtheit mit den allerkindlichsten Ideen und Wünschen gefunden, die dann bei mit den Betreffenden weniger bekannten Persönlichkeiten den Eindruck besonderer Verschlagenheit und Unzuverlässigkeit hervorzurufen pflegen, während sie thatsächlich nur Symptome eines geistigen Defektes, einer in der Fähigkeit logischen Denkens bestehenden Lücke sind. Die letzten Tage vor dem Abgang der Expedition brachten überdies Nachrichten aus Kioto, die dem Taikun die Expedition gegen seinen Gegner in einem seinen Interessen noch vorteilhafteren Lichte erscheinen lassen mußten.

Der Einfluß, den der Taikun nach dem mißlungenen Versuche der Choshiuleute sich der Person des Mikados zu bemächtigen in Kioto gewonnen, hatte das Gebiet des Fürsten von Choshiu zum Sammelplatz aller ihm feindlichen Elemente gemacht; die Lohnine aus dem ganzen Reiche strömten dort zusammen und bildeten unter dem Namen „Kiheitai“ „Irreguläre Banden“, geschlossene Verbände. Gleichzeitig wurden im Fürstentum alle Vorbereitungen für einen erneuten Versuch gegen Kioto gemacht. Am 22. Juli verließen die Kiheitai Choshiu, gingen zur See nach Osaka und zogen nach Yamazaki, einem Platz am Yodogawa, von dem sie am 26. Besitz nahmen; gleichzeitig hatten über Land gekommene Truppen des Fürsten sich in dem oft erwähnten Fushimi festgesetzt. Die Aufregung in Kioto war groß; wer die Stadt verlassen konnte, flüchtete und um und in dem Palast des Mikados wurden alle Maßregeln ergriffen, einem Angriff der Gegner zu begegnen. Die Sache zog sich indessen wochenlang hin und am Hofe arbeiteten die Parteien gegeneinander, als es sich darum handelte, eine Petition der Kiheitai entgegenzunehmen, in der dieselben sich darüber beschwerten, daß der Sinn des Mikados sich plötzlich geändert habe und ihnen nicht allein die Wache am Thore des Palastes abgenommen, sondern sogar der Aufenthalt in der Hauptstadt verboten worden sei. In der Hoffnung, daß der Mikado sich wieder zur

Vertreibung der Barbaren entschließen werde, seien jetzt sie, die Choshiuleute und die Diener der verbannten Kuges zurückgekehrt und bäten in Thränen wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden. Der Mikado, auf das Drängen des Fürsten von Aidzu, der mit seinem Schutz beauftragt war, lehnte es ab, diese Petition entgegen zu nehmen. Inzwischen mehrte sich die Zahl der Choshiuleute in der Umgegend durch täglich aus dem Fürstentum eintreffende neue Zuzüge, wie auch die Meisten der Minister des Fürsten von ihm nach der Hauptstadt entsandt wurden, um die Leitung der Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Der Quambaku, Prinz In no Miya, gewissermaßen Regent und höher im Range, als der Taikun, und Aidzu drängten darauf, daß der Mikado die Choshiuleute streng zurückweise, während andere Mitglieder der kaiserlichen Familie mit über siebzig Kuges und die Vertreter verschiedener Clans sich an die Milde des Mikados wendeten und zu Gunsten der Choshiuleute sprachen. Endlich am 19. August entschloß sich der Mikado dazu, den letzteren und ihren Genossen ihr ungehöriges Betragen zu verweisen und ihnen und allen Bewohnern des Fürstentums, wie allen, die sich an den Unruhen beteiligt hätten oder beteiligen würden, mit strenger Strafe zu drohen; am folgenden Tage rückten die so Bedrohten gegen die Stadt und den kaiserlichen Palast vor, um, wie sie sagten, die Rotte der Verräter zu vernichten, die sich des Ohrs des Mikados bemächtigt hätten. Der Kampf in den Straßen Kioto's, der sich in den einheimischen Berichten fast wie die Beschreibung eines der Kämpfe um Troja liest, wurde dadurch, daß die in Kioto versammelten Kontingente der verschiedenen Fürsten und namentlich das von Satzuma zu Hitutsbashi und Aidzu hielten, zu Ungunsten der Choshiuleute entschieden; eine Anzahl von ihnen und ihren Genossen fielen, andere entleibten sich auf der Flucht und die Gefangenen, die Berichte sprechen nur von einigen dreißig, wurden hingerichtet. Über 30000 Häuser, Paläste, Tempel und Vorratshäuser wurde an diesem Tage in Kioto ein Opfer der Flammen. Ein Vorstoß, den der Fürst von Choshiu nach diesem ersten Mißerfolge mit seiner gesamten Macht gegen Kioto zu unter-

nehmen beabsichtigte, unterblieb wegen des Erscheinens der vereinigten Geschwader vor Simonoseki.

Am 29. August hatten dieselben in der Stärke von acht englischen; drei französischen, vier holländischen Kriegsschiffen und dem unter amerikanischer Flagge fahrenden Handelsdampfer Takiang, von denen die englischen Schiffe ein Bataillon, die französischen 300 Mann Marine-Infanterie an Bord hatten, Yokohama verlassen, am 5. September begann der Angriff auf die Batterien, die in wenigen Stunden zum Schweigen gebracht wurden. Noch in derselben Nacht landeten Offiziere und Mannschaften von einem englischen (Perseus) und einem holländischen Schiff (Medusa) und vernagelten die Geschütze einer Batterie, am folgenden Tage geschah dies durch eine stärkere Macht mit denen von sieben weiteren Batterieen; am 8. wurden die beiden letzten Batterieen beschossen und genommen und am 10. befanden sich sämtliche Geschütze aller Batterieen an Bord des vereinigten Geschwaders. Die der Flotte gestellte Aufgabe war mit leichter Mühe und ohne erhebliche Verluste glänzend gelöst worden. An den Kämpfen von Simonoseki beteiligte sich auf dem „Tartar" ein preußischer Offizier, der Hauptmann von Blanc, der zur Marine übergetreten war und seine Lehrzeit auf einem englischen Kriegsschiffe machte; er ist später aus der deutschen Marine als Vize-Admiral ausgeschieden.

Schon am 8. war ein Abgesandter des Fürsten an Bord des englischen Flaggschiffs erschienen, um eine Einstellung der Feindseligkeiten zu erbitten; er legte Schreiben seines Herrn vor, in welchen derselbe erklärte, daß er in Zukunft die freie Fahrt durch die Simonosekistraße nicht mehr stören werde, und brachte andere Schriftstücke zur Bestätigung seiner Behauptung bei, daß der Fürst bei seiner Handlungsweise nur den Befehlen des Mikados und des Siooguns nachgekommen sei. Es mag hier daran erinnert werden, daß die von dem Mikado beschlossene, dem Siogun zur Ausführung anvertraute Austreibung der Fremden auf den 20. Juni 1864 festgesetzt gewesen war, daß die Note Ongasawara Dzusionokami's, welche den fremden Gesandten den Befehl des Mikados übermittelte, vom

24. Juni datiert war und der erste Angriff auf ein fremdes Schiff am 25. desselben Monats stattfand. Die Admirale erklärten, daß eine Bitte um Einstellung der Feindseligkeiten durch den Fürsten direkt an sie gerichtet werden müsse, und bewilligten einen zweitägigen Waffenstillstand, um dem Abgesandten zu erlauben, sie zu beschaffen. Am 10. kehrte derselbe mit vier gleichlautenden Schreiben für die vier Befehlshaber zurück, in welchen der Fürst erklärte, daß die Befehle des Kaisers und des Siogun sich widersprächen und daß, weil er die Befehle des ersteren ausgeführt habe, er jetzt als Rebell bezeichnet werde, er habe die Fremden nie gehaßt, bedaure den Ausbruch der Feindseligkeiten und wünsche nur Freundschaft. Weitere Verhandlungen mit den Abgesandten endigten in dem Abschluß einer Konvention, welcher der Fürst am 16. September seine Zustimmung erteilte. Das Abkommen enthielt die Bestimmungen, daß es allen Schiffen freistehen solle, die Straße von Simonoseki zu passieren und im Notfall Kohlen und Provisionen dort einzukaufen, daß die Batterien weder wieder hergestellt, noch armiert, noch neue errichtet werden dürften, daß ein Lösegeld dafür, daß die Stadt Simonoseki geschont worden, bezahlt werden solle und der Fürst sich verpflichte, alle Ausgaben für die Expedition zu ersetzen, in der Höhe, wie dieselbe von den diplomatischen Vertretern festgesetzt werden werde. Von der Besitznahme eines Platzes an der Straße hatten die maritimen Befehlshaber abgesehen, dagegen, um die Offenhaltung derselben zu sichern, drei Schiffe in derselben stationiert.

Während und nach diesen Vorgängen in der Straße von Simonoseki waren weder die Regierung des Taikuns noch die fremden Vertreter unthätig gewesen. Die erstere hatte zuerst die Paläste des Fürsten von Choshiu in Jedo als die eines Rebellen rasieren lassen, dann ihn selbst und seinen Sohn wegen der Vorgänge in Kioto in den Bann gethan, ihm seine Titel und Würden und sein Gebiet, die Provinzen Suwo und Nagato, abgesprochen und mit militärischer Exekution für den Fall gedroht, daß er sich nicht unterwerfe; und schließlich am 30. September einen Befehl

erlassen, durch den die ein Jahr früher den verschiedenen Landesfürsten erteilte Erlaubnis, Jedo mit ihren Familien zu verlassen und nur in längeren Zwischenräumen dorthin zurückzukehren, zurückgenommen und die Wiedereinführung des früheren Gebrauchs angeordnet wurde, ein Beweis, wie sicher die Regierung des Taikuns sich nach dem Siege der fremden Geschwader über den Fürsten von Choshiu fühlte.

Was die fremden Vertreter anbetraf, so hatten dieselben sofort nach dem ersten Eintreffen der Nachricht von den Erfolgen des Geschwaders, den Ministern des Taikuns von denselben Mitteilung gemacht und in einer am 18. September stattgehabten Besprechung auf der Notwendigkeit bestanden, einerseits die Frage der zu zahlenden Entschädigung zu regeln und anderseits die Ratifikation des Mikados für die vom Taikun abgeschlossenen Verträge zu erlangen; letzteres erklärte auch Takemoto Kainokami für sehr wünschenswert, wies aber den Gedanken, daß während der darauf bezüglichen Verhandlungen die Vertreter mit einigen Schiffen vor Hiogo auf die Entscheidung des Mikados warten sollten, als geeignet zu ernsten Schwierigkeiten zu führen, zurück. In einer zweiten Beratung am 23. September erklärte Takemoto, der wohl mit Recht als der hauptsächlichste Berater der Regierung in auswärtigen Angelegenheiten galt, daß der Taikun sich jetzt entschlossen habe, alle Ausflüchte fallen zu lassen und entschieden die Ratifikation und Aufrechterhaltung der Verträge in ihrem vollen Umfange vom Mikado zu verlangen, aber gleichzeitig das Ersuchen wiederholen müsse, daß die fremden Schiffe aus der Straße von Simonoseki zurückgezogen werden möchten, da dies für die gegen Choshiu zu sendende Strafexpedition hinderlich sein könne. Als einen Beweis ihrer freundlichen Gesinnung werde die Regierung alle dem Handel in Yokohama hinderlichen Maßregeln aufheben und denselben in jeder Weise zu fördern suchen.

Da diese Verhandlungen, wenigstens in Betreff der Ratifikation der Verträge, zu keiner bestimmten Abmachung führten, fanden weitere Besprechungen am 6. und 7. Oktober in Jedo statt, in denen die fremden Vertreter auf ihrer Auffassung der Notwendigkeit der Bestätigung der Verträge durch den Mikado bestanden und, um

derselben weiteren Nachdruck zu geben, den japanischen Ministern vier an den Taikun gerichtete Schreiben übergaben, in denen sie auf die Notwendigkeit einer Entscheidung in ihrem Sinne hinwiesen. Wenn diese Schritte auch für den Augenblick zu keinem Ergebnis führten, so hatten sie auf der anderen Seite den Erfolg, eine Verständigung in der Frage der von dem Fürsten von Choshiu zu zahlenden Entschädigung vorzubereiten, die schließlich in einem am 22. Oktober unterzeichneten Abkommen dahin geregelt wurde, daß die Regierung die Verpflichtung zur Zahlung des auf drei Millionen Dollars festgesetzten Betrages in nach dem Eintreffen der Ratifikationen der Konvention durch die Regierungen der vier Mächte zu beginnenden vierteljährlichen Raten von einer halben Million Dollars übernahm. Die Vertreter erklärten dagegen, daß, da nicht Geld, sondern die Herstellung besserer Beziehungen der Zweck der unternommenen Expedition gewesen sei, es der Regierung des Taikuns freistehen solle, an die Stelle der Zahlung der Entschädigung die Eröffnung von Simonoseki oder eines anderen Hafens in der Inlandsee treten zu lassen. Gleichzeitig verständigten sich die Vertreter durch ein an demselben Tage unterzeichnetes Memorandum dahin, daß nach Maßgabe der zu Paris am 20. Juni 1864 abgeschlossenen, vom Taikun nicht bestätigten Konvention als Entschädigungssumme für die drei angegriffenen Schiffe je 140000 Dollars in Aussicht genommen werden und im Übrigen die Entscheidung über die Verteilung der Entschädigung den Regierungen überlassen bleiben solle.

Noch während Sir R. Alcock mit diesen Verhandlungen beschäftigt war, erhielt er den Befehl, nach London zurückzukehren und dort die erforderlichen Aufklärungen über die von ihm beobachtete Haltung zu geben. Diese Abberufung, die vom 8. August datierte, war wohl durch die Besorgnis vor Verwickelungen verursacht worden, von denen Graf Russell befürchtete, daß sie durch das Vorgehen des Gesandten hervorgerufen werden könnten. Daß die Maßregel durch die schleswig-holsteinsche Frage hervorgerufen worden sei, die einen Konflikt in Ost-Asien ganz besonders unerwünscht hätte erscheinen lassen, wie in einigen Werken über diese Periode ange-

geben wird, ist sehr unwahrscheinlich, da bereits am 1. August die Friedenspräliminarien und ein dreimonatlicher Waffenstillstand zwischen Preußen und Österreich einer- und Dänemark andererseits unterzeichnet worden waren. Es handelte sich vielmehr wohl einfach um die so häufig bemerkbare Abneigung maßgebender Stellen in der Heimat, die Konsequenzen aus ihren eigenen Handlungen und Weisungen an Ort und Stelle ziehen zu lassen. Sir Rutherford Alcock hatte die unter dem 17. Dezember 1863 vom Grafen Russell unterzeichnete Instruktion erhalten, vom Taikun und den Fürsten die Ausführung der Verträge zu verlangen und sich mit dem Admiral und dem Befehlshaber der Landtruppen in China über etwaige Maßregeln zu verständigen, die für den Admiral die Landung von Truppen und die Zerstörung von Batterien, die errichtet worden seien, um den freien Verkehr zu hindern, einschlossen, unter der Bedingung, daß keine unbefestigten und friedlichen Städte beschossen würden (aus Rücksicht auf die Aufregung im Parlamente über Kagosima). Als die Zeit herankam, die praktischen Folgerungen aus diesen Weisungen zu ziehen, verlor Graf Russell den Mut, den sein Agent besaß; er sandte erst die bereits früher erwähnten Instruktionen, die ein feindliches Vorgehen untersagten, entdeckte dann, daß die Frage der Schließung der Inlandsee im Grunde den ganzen Lärm nicht wert sei, daß der Taikun ja alles verspräche, was man wolle, und daß, wenn der Mikado und der Taikun die Streitkräfte sähen, über welche die englische Regierung in Ost-Asien verfüge, sie von selbst ihre bösen Pläne aufgeben würden, und rief schließlich den gefährlichen Vertreter zurück. Der Erlaß, welcher diese Nachricht brachte, erregte in Yokohama einen Sturm der Entrüstung, der sich in einer Petition an die Königin Luft machte, und Graf Russell, dem die inzwischen eingegangenen Berichte Sir R. Alcocks bewiesen hatten, daß nicht er, sondern der Gesandte richtig gesehen und gehandelt hatte, schrieb am 31. Januar 1865 an den in Ungnade gefallenen Minister: „Ich wünsche, daß Sie sofort wieder nach Japan zurückkehren, um dort weiter so vortreffliche Dienste zu leisten, wie von ihrer bewährten Geschicklichkeit und

langen Erfahrung erwartet werden können." Auch die japanische Regierung bat dringend, man möge den Gesandten auf seinem Posten belassen, aber Sir Rutherford weigerte sich, auf denselben zurückzukehren, da er nach dem Vorfall nicht mehr glaube, das erforderliche Ansehen zur Erfüllung seiner Aufgabe in Japan zu besitzen. Er erhielt den Posten in Peking und sein Nachfolger in Japan wurde Sir Harry Parkes, bisher Konsul in Shanghai, der am 18. Juli in Yokohama eintraf.

Wie bei manchem der fremden Vertreter in Japan und in Ost-Asien überhaupt, die bei der Wahrnehmung der eigenen nationalen wie der allgemeinen fremden Interessen nicht nur eine ehrenvolle, sondern eine bedeutsame Rolle gespielt haben, trugen auch bei Sir Rutherford Alcock Äußerlichkeiten dazu bei, ihn im persönlichen Umgange weniger bedeutend erscheinen zu lassen, als er wirklich war. Nach seiner Rückkehr nach Japan 1864 traten, vielleicht infolge äußerer, aus seiner nächsten Umgebung stammender Einflüsse — er hatte sich während seiner Anwesenheit in England zum zweiten male verheiratet, ein Witwer mit einer Witwe — manche seiner Schattenseiten, vor allem eine unbändige, nach seiner ganzen Veranlagung manchmal etwas konfuse und wortreiche Eitelkeit in unangenehmer Weise hervor, die sich wiederholt recht scharfe Zurückweisungen und Enttäuschungen gefallen lassen mußte. Es war daher nicht unerklärlich, daß man, als er Japan verließ, den Diplomaten mit Bedauern, den Menschen nicht ungern scheiden sah. Er debütierte in Peking damit, daß er bei seiner Ankunft von den anderen dort beglaubigten Diplomaten den ersten Besuch beanspruchte, ein Versuch, der selbstverständlich mißlang, aber den Mann charakterisiert.

Der 22. November sollte der fremden Gemeinde von Yokohama eines der traurigsten Ereignisse bringen, an denen die Geschichte der ersten Zeit der Beziehungen zwischen Japan und dem Auslande nur zu reich war, und mir den Anfang langer Leiden. Gegen zwei Uhr morgens wurde ich mit der Nachricht geweckt, daß der Gouverneur von Kanagawa mich zu sprechen wünsche; ich stand

auf und erfuhr von ihm, daß er soeben die Nachricht erhalten habe, daß zwei englische Offiziere in Kamakura ermordet worden seien, der ungefähr 28 Kilometer von Yokohama entfernten alten Hauptstadt der Siogune der Hodjo-Dynastie, die mit ihren Tempeln und der weit berühmten großen Buddha-Statue, dem Daibutz, ein von den Fremden oft und gern besuchtes Ausflugsziel war. Da der Gouverneur mir auf meine Frage, ob die englischen Behörden benachrichtigt seien, geantwortet hatte, daß dies sofort geschehen sei, legte ich mich wieder zu Bett. Nicht lange darauf kam der damalige schweizer Konsul und Chef eines deutschen Handlungshauses, Dr. Rudolf Lindau, und fragte, ob ich ihn nach Kamakura begleiten wolle; ein bei ihm wohnender Freund, ein Franzose, Marquis de Bonnai, sei mit zwei Engländern, dem im Osten wohlbekannten Photographen Beato und dem nicht minder bekannten genialen Zeichner Wirgman nach Kamakura gegangen und er fürchte, daß dieselben die Opfer des Überfalls geworden sein könnten; einer von ihnen habe sich vielleicht, um schnellerer Hülfe und besserer Behandlung sicher zu sein, für einen Offizier der in Yokohama stehenden englischen Truppen ausgegeben. Ich stand sogleich auf, ließ mein Pferd satteln und wir ritten los, nur von einem japanischen Stallknecht meines Freundes zu Fuß begleitet. Wir waren nach einem kalten und bei der herrschenden Dunkelheit für unsere und unserer Pferde Glieder nicht ungefährlichen Ritt die ersten, die bei den Leichen der Ermordeten eintrafen, die mitten im Wege unter einem Paar alter japanischer Matten lagen und wie gewöhnlich durch Säbelhiebe schrecklich zugerichtet waren. Wir erkannten keinen der Getöteten, aber der bald darauf mit einer berittenen Eskorte eintreffende englische Vize-Konsul bezeichnete die Opfer als Major Baldwin und Leutnant Bird vom 20. Regiment. Rudolph Lindau hat den Ritt sowie die Entdeckung und Bestrafung der Mörder in seinen „Erzählungen und Novellen" unter dem Titel: „Shimadzu Seiji," dem Namen des hauptsächlichsten Thäters, geschildert, aber weder ihm, noch mir, noch irgend Jemand anderem ist es gelungen, ein furchtbares Rätsel zu lösen, das im Zusammenhang mit dem

Vorgang steht. Die japanischen Zeugen sagten übereinstimmend aus, daß einer der beiden Angegriffenen, der jüngere, also Leutnant Bird, mehrere Stunden, nachdem sie ihn gefunden, d. h. von fünf Uhr nachmittags bis zehn Uhr abends, gelebt, gesprochen und versucht habe, Thee und Medikamente, die ein hinzugerufener japanischer Arzt ihm gereicht hatte, zu sich zu nehmen, während die englischen Ärzte erklärten, daß eine der Verwundungen desselben, die die Halswirbel und das Rückenmark vollständig durchschnitt, den Tod augenblicklich herbeigeführt haben müsse. Es blieb also, wenn man den japanischen Zeugen Glauben schenken wollte, und es lag kein Grund vor, die Aussage derselben zu bezweifeln, nur die Annahme übrig, daß die Mörder oder andere mehrere Stunden nach Vollbringung der That zurückgekehrt seien und ihr blutiges Werk vollendet hätten. Verdächtig war auch, daß der Gouverneur, der die Nachricht von dem Verbrechen gegen acht Uhr abends gehabt haben mußte, dieselbe erst gegen ein Uhr morgens den englischen Behörden mitteilte; er wurde aus seiner Stelluug entlassen, aber das schreckliche Rätsel ist nicht gelöst worden. Ich selbst erkrankte am Abend des Tages schwer, die Überarbeitung der letzten Monate und Jahre, eine Erkältung und die Erregung und Anstrengung der letzten vierundzwanzig Stunden, — außer allem andern, was ich in denselben zu thun gehabt, hatte ich eine für die nächsten Tage angesetzte Vorstellung in einem der großen Theater in Yokohama abbestellen müssen — und die falsche Behandlung des englischen Arztes brachte mich bald so weit, daß ich vollständig arbeitsunfähig wurde und selbst an meiner Wiederherstellung zu zweifeln begann. Endlich nach langen schweren Wochen, nachdem der englische Arzt meinen Freunden, die ihn auf meinen Wunsch befragten, da er mir gegenüber nicht mit der Sprache heraus wollte, erklärt hatte, daß ich an Gehirnerweichung litte und verloren sei, gab mir die Ankunft des Chefarztes des neu errichteten französischen Marine-Hospitals, Dr. Dubourquois, Gelegenheit, eine andere ärztliche Ansicht einzuholen. Dr. D. erklärte, daß er sich nach so langer Zeit nicht über die Ursache meiner Erkrankung, die vielleicht auf eine Erkältung zurück-

zuführen sei, aussprechen könne, daß er aber glaube, annehmen zu dürfen, daß die Mehrzahl der Symptome, unter denen ich litte, auf die irrige Behandlung zurückzuführen sei, da man mir anstatt kalmirender Mittel, aufregende, wie Chinin und alkoholische Getränke gegeben habe — von letzteren hatte ich glücklicherweise viel weniger genossen, als der Arzt vorgeschrieben hatte; — er sei der Ansicht, daß er mich in einigen Wochen soweit herstellen könne, daß ich meine Arbeit ohne Schaden für meine Gesundheit wieder aufzunehmen imstande sein werde, daß ich aber, wenn ich nicht einen vollständigen Wechsel in Beschäftigung, Klima und Umgebung eintreten ließe, die Folgen meiner Erkrankung noch während einer Reihe von Jahren und bis ich größere Körperfülle gewonnen, spüren würde. Ich muß dazu bemerken, daß ich in den englischen Karrikaturen der Zeit stets als ein Strich mit einer Mütze darauf dargestellt wurde. Die Diagnose von Dr. Dubourquois bestätigte sich vollkommen, und ich habe in mancher frohen und schweren Stunde meines späteren Lebens noch oft an seine Voraussagung und die sorgliche Behandlung und Pflege gedacht, die er mir hatte zuteil werden lassen.

Ungefähr vier Wochen nach der Ermordung der beiden englischen Offiziere wurde der eine ihrer Mörder, der schon genannte Shimidzu Seiji verhaftet; in einem öffentlichen Hause in Jedo, in dem er mit einer Dirne wohnte und in dem er sich in der Trunkenheit mit seiner That gebrüstet hatte. Bei der Untersuchung, in der er den Mord nicht leugnete, stellte sich heraus, daß er nicht lange Zeit vor der Begehung der That mit seinem Genossen einen wohlhabenden Japaner beraubt hatte. Er wurde zum Tode verurteilt und vor der Hinrichtung gebunden auf einem Packpferde durch die Straßen der fremden Niederlassung und der japanischen Stadt geführt, wobei er während der ganzen Zeit Verwünschungen gegen die Fremden ausstieß oder in einer Art Recitativ seinen Namen, seine That und sein Schicksal verkündete. „Mein Name ist Shimidzu Seiji," sang er. „Ich bin ein Lohnin von Awamori und sterbe, weil ich Fremde getötet habe. Heute Abend fällt

mein Kopf und morgen wird er auf dem Marktplatz von Yokohama ausgestellt sein. Die Fremden werden dann ein Gesicht sehen, das sie bis zum Tode nie gefürchtet hat. Es ist ein harter Tag für Japan, an dem ein Mann von edler Geburt sterben muß, weil er einen Fremden getötet hat. Ich hätte verstanden, mit Mut, wie ein Samurai, zu sterben (durch Begehen des Harakiri), aber ich bin den Feinden Japans überliefert worden und der Tod eines gemeinen Verbrechers erwartet mich. Männer von Yokohama, die ihr mich hört, sagt den Patrioten von Japan, daß der Lohnin Shimidzu Seiji vor dem Tode nicht gezittert hat." Sein Kopf fiel am nächsten Tage, dem 31. Dezember 1864, in Gegenwart der englischen Garnison, nachdem er noch einmal sein Totenlied gesungen hatte. „Jetzt stirbt Shimidzu Seiji, der Lohnin; er stirbt ohne Furcht und ohne Reue, denn einen Fremden getötet zu haben, gereicht einem Patrioten zur Ehre", dann rief er dem Scharfrichter „Jetzt" zu, streckte den Kopf vor und empfing den Todesstreich. Die Prozession und Hinrichtung machten auf die japanische Bevölkerung einen entschieden schlechten Eindruck, die Zuschauer, leicht bewegt, wie alle Japaner dies sind, bewunderten und bedauerten den Verbrecher, statt ihn zu verabscheuen. Dies war vielleicht der Grund, warum bei der Hinrichtung seines Genossen, die am 30. Oktober 1865 stattfand, eines jungen siebzehnjährigen Satzumaners, die Behörden von dem Aufzuge durch die Straßen Abstand nahmen und der Verurteilte in einem Zustande vollständiger Betrunkenheit oder Betäubung auf den Richtplatz gebracht wurde.

Trotz des Erfolges der Expedition gegen Choshiu blieb die politische Lage immer noch eine unsichere und gespannte; der Streit zwischen dem Taikun und dem Fürsten war weit entfernt davon, entschieden zu sein, und in Betreff der Ratifikation der Verträge durch den Mikado war man von seiten der Regierung nicht über allgemeine Redensarten und vage Zusicherungen herausgekommen. Auch die Frage der Simonoseki-Indemnität blieb in der Schwebe und es sollte nicht lange dauern, bis sich Anzeichen eines beginnenden

Zwiespalts zwischen den bis dahin einig gewesenen Vertretern der vier Mächte bemerkbar machten.

In Choshiu hatte der Mißerfolg des Versuchs, sich der Person des Mikados zu bemächtigen, zu einem Bürgerkriege geführt, in dem die Anhänger der von ihren Gegnern sogenannten „Gewöhnlichen Ansichts-Partei" zuerst den Sieg davon trugen; die Führer des Unternehmens gegen Kioto wurden hingerichtet und mit dem Führer der Exekutionsarmee des Taikuns, dem abgedankten Fürsten von Owari, ein Abkommen getroffen, durch welches der Fürst sich unterwarf, zu Gunsten seines Sohnes abdankte und einen geringen Teil seines Gebiets verlor, während fünf von den sieben Kuges, die sich zu ihm geflüchtet gehabt hatten, in das Gewahrsam der Fürsten von Satzuma, Chikuzen und Higo gegeben wurden, einer von den sieben war gestorben und der letzte, Sawa, war geflohen und hielt sich auf Kiusiu verborgen. Kaum aber hatten sich die Truppen des Taikuns im Februar aus dem Gebiet von Choshiu zurückgezogen, als neue Unruhen in demselben ausbrachen. Der Führer der Kiheitai, Takasugi Shinsaku, dem es gelungen war, sich dem Geschick seiner Genossen durch die Flucht zu entziehen, erschien wieder, sammelte schnell eine Schar seiner früheren Anhänger um sich, griff die Gegenpartei an, schlug sie, ließ ihre Führer hinrichten und bemächtigte sich der Person des Fürsten. Zugleich trat ein Umschwung in den Beziehungen Satzumas zu Choshiu ein. Man war in beiden Fürstentümern zu der den Verhältnissen und Interessen derselben durchaus entsprechenden Ansicht gekommen, daß es ein Fehler sei, sich im Kampfe unter- und gegeneinander zu schwächen und dadurch der Sache des Taikuns zu nutzen und der eigenen zu schaden, und daß man besser thun würde, vereint gegen den gemeinsamen Feind vorzugehen. In Satzuma war es besonders der in späteren Jahren wohlbekannte und als der Repräsentant des wahren Samuraitums berühmte und von seinen Landsleuten hochverehrte ältere Saigo, Saigo Kichinoske, der diese Ansicht vertrat und ihr zum Siege verhalf. Die Folge davon war, daß man in Choshiu, ohne sich absolut zu weigern, doch die dem Taikun gegenüber eingegangenen

Bedingungen nicht erfüllte und den letzteren zu neuen Anstrengungen gegen den unbotmäßigen Vasallen nötigte. Choshiu hatte umsomehr ein Interesse daran, die Sache in die Länge zu ziehen, als ein an seiner Küste, trotz der Anwesenheit der fremden Kriegsschiffe und trotz der Verbote der fremden Vertreter (21. Juli 1865) und der Proteste der Regierung (4. August), durch fremde Schiffe und Kaufleute eifrig betriebener Schmuggelhandel in Waffen und Munition ihm gestattete, seine Rüstungen zu vervollständigen. Als der Siogun gegen ihn vorgehen wollte, legte sich die Hofpartei ins Mittel und es gelang den Vorstellungen derselben, den Siogun zu bewegen, dem Fürsten eine Frist bis zum 13. Dezember d. J. zur Erfüllung der ihm von Owari gestellten Bedingungen zu gewähren. Aber auch diese Maßregel blieb ohne Erfolg. Der Clan, es ist wohl richtiger von demselben zu sprechen als von dem Fürsten, beharrte auf seinem Widerstande, in dem er vielleicht durch den Besuch des neuen englischen Gesandten, Sir Harry Parkes, Ende November in Simonoseki ermutigt wurde. Es war dies der erste Schritt, der zu direktem Verkehr zwischen demselben und den Landesfürsten führte, auf dessen Beweggründe und Folgen ich später eingehender zurückzukommen haben werde. Da die verschiedenen Verhandlungen zwischen dem Siogun und Choshiu zu keinem Ergebnis führten, stellte der erstere im Frühjahr 1866 ein Ultimatum, das eine Herabminderung der Einkünfte des Fürstenhauses um 100 000 Koku (nach dem damaligen Preis von Reis ebensoviele Pfund Sterling), lebenslängliche Haft für den Fürsten und seinen Sohn, den Übergang der Herrschaft auf den Enkel des ersteren und die Vernichtung der Familien der drei hauptsächlichsten Leiter des Unternehmens gegen Kioto forderte. Als hierauf keine Antwort erfolgte, gingen die durch Kontingente der Landesfürsten, nur Satzuma hatte sich ausgeschlossen, da er den Krieg für ungerecht erklärte, verstärkten Truppen des Sioguns im Juli 1866 zum Angriff vor. Die Choshiuleute waren viel besser bewaffnet als ihre Gegner, von denen die Mehrzahl wohl auch nur mit halbem Herzen fochten, die Truppen des Sioguns machten keine Fortschritte und wurden endlich im September 1866

so geschlagen, daß sie sich nach dem in Aki, der Nachbarprovinz von Suwo gelegenen, später während des chinesisch-japanischen Krieges viel genannten Hiroshima zurückziehen mußten, wohin die Gegner ihnen folgten. Der bald darauf erfolgte Tod des Siogun's veranlaßte dann die Auflösung der gegen Choshiu im Felde stehenden Armee, wenigstens soweit die Truppen der Landesfürsten in Betracht kamen.

Die schärfer veranlagte Eigenart des neuen französischen Vertreters, Mr. Roches, mußte denselben bald veranlassen, den Versuch zu machen, seinem Lande besondere Vorteile zu sichern, zuerst in der hauptsächlichsten, wenn nicht ausschließlichen Beschaffung von Kriegsmaterial und Schiffen für den Taikun in Frankreich. Da es der Regierung an barem Gelde fehlte, lag für dieselbe die Versuchung nahe, einen der Hauptexportartikel des Landes, Rohseide, zu der während der letzten Jahre wegen des Ausbruchs der Seidenwurmkrankheit in Frankreich und Italien Seidenwurmeier gekommen waren, zu der Bezahlung der Bestellungen zu benutzen und aus der Ausfuhr derselben ein Monopol der Regierung zu machen. Der Versuch, der trotz des Ableugnens von Mr. Roches unzweifelhaft gemacht worden war, mißlang infolge des Einspruchs der Vertreter Englands, diesmal der Geschäftsträger Dr. Winchester, und der Niederlande; der amerikanische Minister-Resident, der auf denselben Pfaden wie sein französischer Kollege wandelte, schloß sich demselben nur in sehr verklausulierter Weise an. Er wurde kurze Zeit darauf durch seine Regierung abberufen. Mr. Pruyn war während meines langen Aufenthalts in Japan der einzige Vertreter der Vereinigten Staaten, den seine Landsleute und die Angehörigen der anderen Nationen nicht nur ohne Bedauern, sondern mit Befriedigung scheiden sahen. Als Geschäftsträger fungierte bis zur Ankunft des neuen Gesandten, Generals van Valkenburgh, der Legationssekretär Portman.

Verhandlungen mit der japanischen Regierung führten zu allerhand Zugeständnissen derselben für die Befreiung des fremden Handels von ungesetzlichen Verboten und lästigen Bestimmungen und für die Fremdenniederlassung in Yokohama zu der Zuweisung

eines bedeutenden Terrains auf dem die Stadt überragenden Hügel für Ansiedelungszwecke, sowie eines solchen für eine Rennbahn und der Anlegung einer zehn Kilometer langen Fahrstraße nach der sogenannten Mississippi-Bai. Zu dieser letzteren Maßregel gab die Regierung umso lieber ihre Zustimmung, als dadurch der Fremdenverkehr von Tokaido abgelenkt wurde.

In Betreff der Simonoseki-Entschädigung lehnte die Regierung des Taikuns endgültig die Eröffnung eines Hafens in der Inlandsee an Stelle der Entrichtung derselben ab und leistete am 1. September 1865 die erste Teilzahlung mit 500 000 Dollars, nachdem sie die vorläufige Stundung der weiteren Zahlungen nachgesucht hatte.

Die Frage der Ratifikationen der Verträge durch den Mikado machte größere Schwierigkeiten. Den diplomatischen Vertretern der Vertragsmächte ist von Schriftstellern späterer Jahre oft vorgeworfen worden, daß sie die politischen Institutionen des Landes und namentlich die Beziehungen zwischen dem Mikado und dem Taikun weder gekannt noch richtig aufgefaßt und behandelt hätten. Dieser Vorwurf ist unbegründet und ungerechtfertigt. Japan war, als Perry 1853 dorthin gelangte, für alle Fremden ein Buch mit sieben Siegeln und auch später, als die fremden Vertreter durch den Abschluß der Verträge von 1858 das Recht erhielten, in Jedo zu residieren, war es für sie nicht leicht, sich über die staatsrechtliche und internationale Bedeutung des Siogunats Aufklärung zu verschaffen. Von Seiten des letzteren geschah im eigenen Interesse alles, um die Sachlage zu verdunkeln und die fremden Vertreter dadurch, daß man sie von jedem Verkehr mit allen Japanern soviel wie möglich abschloß, an der Erforschung der Wahrheit zu verhindern; außerdem war während zwei Jahrhunderten der Siogun nicht nur derjenige gewesen, durch den der ganze Verkehr mit der Außenwelt vermittelt wurde, sondern auch thatsächlich der unumschränkte Herr des Landes. Der Mikado war erst während der letzten Jahrzehnte, um den persönlichen und politischen Interessen Unzufriedener zu dienen, aus der Rumpelkammer historischer Erinnerungen hervorgesucht und ihm eine Bedeutung beigelegt worden, die er thatsächlich

seit dem Beginn der Tokugawa-Dynastie der Siogune, d. h. seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, nicht besessen hatte. Von dem Augenblick, da die fremden Vertreter die Sachlage zu erkennen imstande gewesen waren und die Entwickelung der Verhältnisse den Mikado mehr in den Vordergrund gerückt hatte, war ihr Bestreben darauf gerichtet gewesen, die Zustimmung desselben zu den Verträgen zu erlangen, eine Aufgabe, deren Lösung um so schwieriger war, als die Regierung des Taikuns erst spät zugestand, daß sie diese Zustimmung nie erhalten habe, und andererseits andere dringendere Fragen, wie die durch die Haltung der Fürsten von Satzuma und Choshiu hervorgerufenen Zwischenfälle, die Aufmerksamkeit der Regierungen der Vertragsmächte und der Vertreter derselben in Anspruch nahmen. Es war den neuen englischen und französischen Vertretern vorbehalten, die Politik ihrer Vorgänger in dieser Frage weiter und zu einem befriedigenden Abschluß zu führen, und Sir Harry Parkes wie Mr. Roches waren ganz geeignet dazu, diese Aufgabe in die Hand zu nehmen, wenn auch vielleicht aus verschiedenen Gesichtspunkten und mit verschiedenen Absichten.

Die Verschiedenheit in der Auffassung der Tragweite der Bestimmungen des Abkommens vom 22. Oktober 1864 in Betreff der Simonoseki-Entschädigung seitens der Regierungen der Vertragsmächte, hatte dieselben veranlaßt, ihren Vertretern die Regelung der Frage zu überlassen, die durch das Verlangen der japanischen Regierung nach einer Hinausschiebung der zweiten Ratenzahlung dieser Entschädigung entstanden war. Von englischer und holländischer Seite forderte man entweder die genaue Durchführung der erwähnten Konvention oder, gegen die Stundung eventuell den Nachlaß von zwei Dritteln der Entschädigung, die Ratifikation der Verträge durch den Mikado, die Eröffnung von Hiogo und Osaka am 1. Januar 1866 und die Revision des Zolltarifs in der Weise, daß die Sätze für die meisten Artikel fünf Prozent betragen, in keinem Falle zehn Prozent übersteigen dürften. Die französische Regierung hatte sich dieser Auffassung angeschlossen und nur zu be-

denken gegeben, daß die Eröffnung von Hiogo und Osaka in diesem Augenblick dem Taikun Schwierigkeiten bereiten und vielleicht einen neuen Ausbruch des Fremdenhasses hervorrufen könne. Der amerikanische Geschäftsträger war ohne Instruktionen. Die Vertreter beschlossen, den englisch-holländischen Vorschlag zur Grundlage der Verhandlungen zu machen, dabei aber alles zu vermeiden, was die von der französischen Regierung befürchteten Folgen hervorrufen könne. Da die Abwesenheit des Taikuns und seiner Minister in Osaka — der Taikun war am 9. Juni über Land dorthin aufgebrochen — Verhandlungen in Jedo als wahrscheinlich ergebnislos, zum mindesten als sehr zeitraubend erscheinen ließ, beschlossen die Vertreter, um dem Sitz der Regierung näher zu sein, sich ebenfalls nach Osaka zu begeben. Am 4. November schifften sie sich, — der amerikanische Geschäftsträger, dem kein eigenes Schiff zur Verfügung stand, auf einem der englischen Kriegsschiffe — in Yokohama nach dort ein; das vereinigte Geschwader bestand aus neun Schiffen, fünf englischen, drei französischen und einem niederländischen, der älteste Seeoffizier war der englische Vizeadmiral St. Vincent King, der Nachfolger von Sir Augustus Kuper; das französische Geschwader stand unter Kontreadmiral Roze, an Stelle des vor kurzem nach Frankreich zurückgekehrten Kontreadmirals Jaurès. Am 11. und 14. November fanden an Bord des englischen Flaggschiffs „Prinzeß Royal" auf der Rhede von Hiogo Besprechungen zwischen den englischen, amerikanischen und niederländischen Vertretern und einigen Abgesandten des Mikados statt, denen der französische Gesandte nicht beiwohnte, der, wohl diplomatisch leidend, die Japaner an Bord des französischen Flaggschiffs „La Guerrière" allein empfing. Der Inhalt der Gespräche läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Japaner sich hinter die Schwierigkeiten verschanzten, die die inneren Verhältnisse und in letzter Linie das Verhalten von Choshiu dem Wunsche des Taikuns, die Bestätigung der Verträge durch den Mikado herbeizuführen, in den Weg gesetzt hätten; sie bemerkten bei der Gelegenheit, daß der Taikun früher als Regierer des Reiches („le Micado régnait, le Taicoun gouver-

nait", nach dem französischen konstitutionellen Rezept) — das Recht gehabt habe, selbständig Häfen zu öffnen, daß die Verhältnisse jetzt aber anders lägen und die Genehmigung des Mikados nicht allein für neue Abmachungen, sondern auch für die alten erlangt werden müsse, damit der Taikun sie ausführen könne. Von fremder Seite wurde darauf aufmerksam gemacht, daß verschiedene der Landesfürsten sich für den Verkehr mit den Fremden ausgesprochen hätten und bereit seien, ihre Häfen denselben zu öffnen, und man daher kaum an die Feindseligkeit derselben glauben könne. Eine Bemerkung, daß man vielleicht am besten thun würde, sich direkt an die Landesfürsten zu wenden und in den Häfen derselben Handel zu treiben, wurde von den Japanern mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß dies seitens des Mikados verboten sei, während die Andeutung, daß die fremden Vertreter sich nach Osaka begeben könnten, um durch ihre Anwesenheit dort die Bemühungen des Taikuns beim Mikado zu unterstützen, die Erwiderung hervorrief, daß dies durch die Aufregung, die es unfehlbar verursachen würde, viel mehr schaden als nützen dürfte. Den Hauptnachdruck legten die Vertreter darauf, daß das englisch-japanische Abkommen vom 6. Juni 1862, durch das England in den Aufschub der Eröffnung der verschiedenen Plätze gegen gewisse Zugeständnisse eingewilligt habe, unter denen das hauptsächlichste die Aufhebung der alten Verbote gegen die Fremden gewesen, seitens der Japaner immer noch nicht ausgeführt worden sei. Endlich erklärten die Japaner, daß der Taikun, der soeben erst aus Kioto zurückgekehrt sei, wo er mit dem Mikado über die Choshiu-Angelegenheit verhandelt habe, sich aufs Neue dorthin begeben werde, um die Ratifikation der Verträge zu urgieren, und es wurde von den fremden Vertretern eine Frist von zehn Tagen gestellt, innerhalb welcher sie eine bestimmte Antwort verlangten. Am 23. November erließ der Mikado den folgenden Befehl an den Taikun: „Die kaiserliche Zustimmung zu den Verträgen wird gegeben und Ihr sollt die erforderlichen Maßregeln mit Bezug auf dieselben treffen"; am 24. wurde dieses Schriftstück den fremden Vertretern übermittelt. Was in der Zwischenzeit vorgegangen, ist

nur aus japanischen Quellen bekannt und in denselben in mehr oder weniger dramatischer Weise behandelt. Das erste Ergebnis der in Kioto zur Herbeiführung der Ratifikation gethanen Schritte war ein Zornausbruch seitens des Mikados; derselbe entließ, ein bis dahin nie geschehener und ganz unerhörter Schritt, aus eigener Machtvollkommenheit die beiden Minister des Taikuns, Abé Bungonokami und Matzumai Idzunokami, die in der Frage am thätigsten gewesen waren und von denen der erstere die letzten Unterhandlungen mit den fremden Vertretern geführt hatte, und man befürchtete unter den Anhängern des Taikuns, daß derselbe auch vom Mikado seiner Stellung enthoben werden würde. Unter dem Eindruck dieser gegen seine Minister gerichteten Maßregel soll der Taikun selbst daran gedacht haben, sein Amt niederzulegen, sein darüber an den Mikado gerichtetes Schreiben soll nach den einen von seinen Räten zurückgehalten, nach anderen an seine Bestimmung gelangt und vom Mikado abschläglich beschieden worden sein. Jedenfalls waren die Nachrichten, die nach Hiogo gelangten, so beunruhigend, daß die Vertreter sich entschlossen, identische Schreiben an den Taikun zu richten, in denen sie an die von ihnen gestellte Frist erinnerten und vor Ablauf derselben eine bestimmte Antwort verlangten; sie erklärten zugleich, daß sie keine Antwort als eine ablehnende ansehen und danach handeln würden. Da diese Briefe am 21. geschrieben wurden und erst am 22. abgingen, ist es nicht wahrscheinlich, daß sie einen besonderen Einfluß auf die schließliche Entscheidung ausgeübt haben werden. Die Erklärung des Taikuns, daß die Fremden, falls ihr Verlangen abgelehnt werde, selbst nach Kioto kommen und ihre Forderungen direkt beim Mikado vorbringen würden, und daß keine Mittel vorhanden seien, sie daran zu verhindern, die Thatsache, daß er selbst mit seiner ganzen Truppenmacht bis vor die Thore von Kioto rückte und die Bemühungen Hitutsbashi's, des Inkios von Owari und des wieder zu Gnaden aufgenommenen Ongasawara Iki- (früher Dzusio-) nokamis, die in nächtelangen Beratungen mit den Agenten der Fürsten und den Kuges dieselben von der Notwendigkeit des Nachgebens zu überzeugen suchten,

werden die Entscheidung herbeigeführt haben; auch die Erwägung, daß die Ratifikation das einzige Mittel sei, die Eröffnung von Hiogo noch länger hinauszuschieben, dürfte von durchschlagender Wirkung gewesen sein. Die Erzählung, daß im letzten Augenblick die vorher erwähnten Fürsten mit den höchsten Beamten des Taikuns sich dem Mikado zu Füßen geworfen und erklärt hätten, auf der Stelle Harakiri begehen zu wollen, wenn er ihre Bitten nicht erhöre, und daß Hitutsbashi sogar den Ärmel des kaiserlichen Kleides ergriffen und gedroht habe, denselben nicht loslassen zu wollen, bis die Entscheidung gefallen sei, dürfte wohl in den Bereich der ausschmückenden Fabeln zu verweisen sein, an denen die Geschichte aller Länder und Zeiten so reich ist. Charakteristisch für die japanischen Zustände ist aber, daß sofort nach der Ratifikation den fremden Vertretern Schreiben seitens der japanischen Minister zugingen, in denen dieselben erklärten, daß jetzt für die Fremden besondere Vorsicht geboten sein werde, da möglichenfalls einzelne der mit der Entscheidung des Mikados Unzufriedenen versuchen könnten, ihre Enttäuschung und ihren Ärger an denselben auszulassen. So fehlte dem Becher der Freude nicht der Tropfen Wermut.

Inbetreff der anderen Fragen erklärte die Regierung des Taikuns, daß von der Eröffnung von Hiogo und Osaka vorläufig nicht die Rede sein könne, da sie die Simonoseki-Entschädigung bezahlen werde, daß sie aber bereit sei, in die Verhandlungen über die Zolltarifrevision einzutreten.

In allen bisher erzählten Vorgängen mit Ausnahme der auf die Auswechslung der Ratifikationen des provisorischen Vertrages bezüglichen, hatte ich selbstverständlich meiner konsularischen Stellung wegen keine Rolle spielen können; sie waren für mich eine Lehrzeit, in der ich versuchte, mich in den Irrgängen der äußeren und inneren japanischen Politik zurecht zu finden und mich auf den Anteil vorzubereiten, den ich hoffte dereinst an derselben nehmen zu können. In der Zwischenzeit fiel mir die nicht minder mühsame Aufgabe zu, mit meinem kosularischen Kollegen auf der einen Seite den Kampf gegen die immer wiederkehrenden Versuche der japanischen Behörden

zu führen, dem Handel der Fremden, besonders was die Ausfuhr anging, Schwierigkeiten zu bereiten und auf der anderen die Munizipalverwaltung Yokohamas einzurichten. Letzteres war weder eine leichte noch eine angenehme Arbeit, da die Wünsche und Ansprüche der beiden Parteien, der fremden Kaufleute und der japanischen Behörden, meistens weit auseinander gingen und auch die Konsuln selten im Stande waren, soviel von ihren Rechten und Pflichten zu opfern, als von der ersten und den ihr folgenden Munizipal-Verwaltungen verlangt wurde. Indessen Reibung erzeugt Wärme und wie ich meinen früheren Gefährten im Lande der aufgehenden Sonne und häufigen Gegnern in munizipalen und anderen Fragen ein gutes Andenken bewahrt habe, ist mir auch von ihnen im späteren Leben manches Zeichen freundlicher Erinnerung geworden. Mit den fremden Vertretern, mit denen ich mich persönlich meistens vortrefflich stand, bin ich nur einmal in offenen Konflikt gekommen, als ich sie darauf aufmerksam machen mußte, daß sie wohl für ihre eigenen Staatsangehörigen, aber nicht für die anderer Länder Anordnungen erlassen könnten, was sie nach einigem Zögern auch so freundlich waren zuzugeben.

V.

1866.

Urlaub in die Heimat. — Schreiben der deutschen Gemeinde in Yokohama. — Der „Omnibus“ in Hongkong. — Der „Tibre“ der Messageries Impériales. — Monsun und drohender Schiffbruch. — Erste politische Nachrichten. — Österreichische Siegesnachrichten und Aufregung in Alexandrien. — Gewonnene Wetten. — Marseille illuminiert. — Nach Paris. — Berlin. — Görlitz. — Mit dem Feldjäger nach Brünn. — Campagne-Eindrücke. — Böhmisch- und Mährisch-Trübau. — S. K. H. der Kronprinz. — Nach Nikolsburg. — In der Schusterherberge. — Eine Pferdekur. — Meldungen. — Zum Adjutanten des General-Gouverneurs von Mähren ernannt. — Nach Brünn. — Auf der Suche nach einem Quartier. — Im Damenstift. — In der Statthalterei. — Ein findiger Polizei-Kommissar. — Attentatsgerüchte. — Zusammensetzung des Stabes. — Österreichischer Überfall. — Razzia auf Wagen. — Die ungarische Legion. — Österreichische Liebenswürdigkeiten. — Benedetti und Barral. — Quartier-Schwierigkeiten. — S. M. der König. — Auf dem großen Generalstabe. — Die Cholera. — Tod eines Kameraden. — Schwere Verluste durch die Epidemie. — Das österreichische Tabaksmonopol. — Differenzen mit der Statthalterei. — Beziehungen zu der Bevölkerung. — Meine Blutdürstigkeit. — Drohender Konflikt am letzten Tage der Occupation. — Meine Erkrankung. — Herr von Puttkamer. — Angenehme Kur. — Ein Erlaß des Grafen von Bismarck.

Das Jahr 1866 brachte mir einen erbetenen und sehr notwendigen Urlaub nach der Heimat. Neben der Wiederherstellung meiner durch die früher erwähnte Erkrankung und ununterbrochene übermäßige Arbeit ernstlich mitgenommenen Gesundheit lag für mich die Notwendigkeit vor, eine Änderung in meiner dienstlichen Stellung zu beantragen und zu erlangen, und ich wußte, daß dieses Ziel auf mündlichem Wege leichter und schneller zu erreichen sein würde, als

auf dem umständlicheren und unsicherern schriftlichen. Die mir gegebene Zwitterstellung, in der ich mit konsularischem Rang und Titel diplomatische Dienste thun sollte und mußte, wenn ich anders die mir übertragenen Interessen erfolgreich wahrnehmen wollte, war auf die Dauer nahezu unerträglich geworden; sie brachte mich in fortwährende Gefahr eines Konflikts mit den auf ihre Stellung eifersüchtigen diplomatischen Vertretern der andern Mächte sowie mit der japanischen Regierung, die in ihr einen willkommenen Vorwand fand, mich sich vom Leibe zu halten, und zwang mich dadurch zu einem Aufwand von Arbeitskraft, Geduld und Energie, die anderweitig nützlichere Verwendung hätten finden können. Auch in den Kreisen der deutschen wie der fremden Gemeinde überhaupt, fühlte man das Unzulängliche meiner Stellung. Die in Yokohama ansässigen Deutschen, die mir in einer vom 10. März datierten Zuschrift warme Anerkennung und Dank aussprachen, schlossen dieselbe mit den Worten: „Wir hegen die Hoffnung, daß wir Sie nach Wiederherstellung Ihrer Gesundheit bald wieder in unserer Mitte sehen werden und zwar in einer Stelluhg, in der es Ihnen leichter werden wird, einen bestimmenden Einfluß auf die allgemeinen Beziehungen zwischen Europäern und Japanesen auszuüben, wie dies die Bedeutung des von Ihnen vertretenen Landes erfordert", und der Japan Herald, das Organ der englisch redenden Gemeinde, sprach sich in seiner Nummer vom 11. Mai in gleicher Weise aus.

Ich wählte diesmal zur Heimreise die seit kurzem eingerichtete Linie der „Messageries Impériales", wie sie damals genannt wurden, woraus später die „Messageries Maritimes Nationales" wurden. Am 12. März verließ ich Yokohama auf dem „Labourdonnais" und traf am 22. in Hongkong ein, wo meine Ankunft in der am nächsten Tage erscheinenden zweiten Nummer der wohl nur wenigen Personen bekannten ersten deutschen Zeitung in Ost-Asien, dem „Omnibus, Blätter für Ernst und Scherz" sympathisch begrüßt wurde. Die Zeitung, die, wie ich glaube, kein langes Leben gehabt hat, erschien zweimal monatlich zum Preise von Doll. 4, damals M. 20 per Jahr und brachte, ohne einer bestimmten politischen Färbung

zu huldigen, Artikel über alles Mögliche. So enthielt die Nummer, von der ich spreche, außer einem Artikel über die Ziele des Blattes solche über die Commercial Bank of China and the East, die heißen Quellen von Yong-mäk, Mitteilungen aus dem Gebiet der Physiologie, eine nordische Stimme (die des Grafen Manderström) gegen Handels-Konsuln, eine Theaterkritik, zwei Gedichte, ein Schultze- und Müller-Gespräch und einige Tagesneuigkeiten. Sie wurde, wenn ich nicht irre, von an der Firma Pußtau & Co. Beteiligten herausgegeben und ging nach nicht langer Zeit an den Schwierigkeiten ein, die sich einem solchen Unternehmen in kleinen, besonders deutschen Kreisen stets in den Weg stellen müssen.

In Hongkong wechselte ich auf den M.-I.-Dampfer „Tibre", ein vortreffliches Schiff, auf dem Behandlung, Bedienung und Kost in der angenehmsten Weise gegen das abstachen, was man auf den Schiffen der P. & O. anzutreffen gewohnt war. Wenn die Reise trotzdem eine schlechte und langsame war, so lag dies daran, daß die Jahreszeit eine ziemlich späte war und wir wenige Tage, nachdem wir Colombo verlassen hatten, in einen sehr heftigen Südwest-Monsun gerieten, der den Kapitän zwang, weit nach Süden zu gehen, um dann an der Ostküste von Afrika heraufzukriechen.

Der Aufenthalt an Bord war geradezu entsetzlich; seit zehn Tagen war unten alles hermetisch verschlossen, auf Deck zu sein war wegen der Seeen, die wir übernahmen, wenn nicht unmöglich, so doch wenigstens höchst ungemütlich und die Mehrzahl der Passagiere waren seekrank, was auch für die Gesunden die Reise nicht angenehmer machte. Ich hatte es längst aufgegeben, in meiner Kabine auszuhalten, und mir eine Lagerstelle auf einem Aufbau am Ende des Salons ganz am Hinterteil des Schiffes zurechtmachen lassen; ich lag dort in dem bekannten chinesischen Nachtkostüm auf einer Matratze und hatte einen Arm und ein Bein durch an der Bordwand befestigte Schlingen gesteckt, sodaß ich wenigstens sicher war, auch bei dem stärksten Überholen des Schiffes nicht heruntergeworfen zu werden. In einer Nacht, wir hofften binnen kurzer Zeit in ruhiges Wasser zu kommen, wurde ich durch einen großen Lärm

geweckt; jedenfalls war etwas nicht in Ordnung, das Schiff holte einige Male furchtbar über, ein Tisch und einige Bänke im Salon brachen durch die heftige Bewegung los und wurden gegen die Kabinenwände geschleudert, die Passagiere stürzten heraus und das Ganze bot ein Bild vollkommener Panik, wie man es sich besser kaum wünschen konnte. Ich sah von meinem sicheren Platz auf die bewegte Scene und freute mich über eine sehr niedliche Französin, die im leichtesten aller Nachtkostüme aus ihrer Kabine gestürzt war und ein Paar französische Missionare zu fassen bekommen hatte, an denen sie mit dem Ruf: „mes pères, ne m'abandonnez pas“ krampfhaft festhielt. Den beiden hochwürdigen Herren war die Situation ersichtlich nicht angenehm, besonders da sie sich über Gebühr verlängerte, weil ihre junge Landsmännin auch nachdem der Steward den Rest der Passagiere mit der Versicherung beruhigt hatte, daß keine Gefahr vorhanden sei, fortfuhr, sich an sie zu klammern. Als ich später auf Deck ging, erfuhr ich, daß wir in der That knapp einem Schiffbruch entgangen seien, wir waren, wie das manchen Schiffen vor und nach uns gegangen, in die sogenannte falsche Bucht geraten und hatten dies erst bemerkt, als die Brecher an der Küste auf wenige Kabellängen von dem Schiffe gesehen wurden. Wir hatten gerade Zeit gehabt, zu wenden, und die durch die Änderung des Kurses hervorgerufenen heftigen Bewegungen des Schiffes hatten die Vorgänge im Salon veranlaßt. Am nächsten Mittag hatten wir Kap Guardafui passiert und befanden uns in ruhigem Wasser ohne eine Spur von Luftzug; die vollständige Stille nach dem Toben der Elemente, unter dem wir seit zehn Tagen unausgesetzt gelitten, hatte etwas geradezu Unheimliches und die Stimmung wurde dadurch nicht verbessert, daß wir in den nächsten achtundvierzig Stunden vier unserer Mitpassagiere an Erschöpfung und Hitzschlag verloren.

In Aden erfuhr ich den am 14. Juni erfolgten Austritt Preußens aus dem Deutschen Bunde. Für mich konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß dies den Krieg mit Österreich und dessen eventuellen Verbündeten bedeute, aber man wird sich die Aufregung

vorstellen können, mit der ich weiteren Nachrichten entgegensah. Da damals die telegraphische Verbindung nur bis Suez ging, so wußte man bei meiner Abreise von Yokohama wenig oder nichts von den Wolken, die sich im Frühjahr an dem politischen Horizont Europas zusammenzogen, und auch die spärlichen Nachrichten, die wir unterwegs erhalten hatten, waren nicht geeignet gewesen, uns eingehender über das, was vorging, zu unterrichten. Näheres konnten wir erst in Suez erfahren, aber es dauerte sieben Tage, bis wir dorthin gelangten, und außer Gerüchten, die alle den preußischen Waffen ungünstig lauteten, war dort auch nichts zu erfahren. In Alexandrien, damals wurden die Passagiere aus Indien und Ost-Asien noch in Suez gelandet und mit der Eisenbahn durch Ägypten befördert, nahmen diese Gerüchte eine bestimmtere, aber noch ungünstigere Form an. Die preußischen Truppen waren wiederholt geschlagen worden, der Kronprinz verwundet, 11000 Zündnadelgewehre auf den Schlachtfeldern aufgelesen worden und Ähnliches mehr. Der damalige preußische Generalkonsul Teremin war in einem Zustande hochgradiger Aufregung; sein österreichischer Kollege überbrachte alle diese Unglücksbotschaften, sowie sie ankamen, dem Pascha, der dann auf das preußische Generalkonsulat schickte, wo man ihm antworten mußte, daß man ohne alle Mitteilungen aus Berlin sei. Ich that mein Bestes meinen Kollegen zu beruhigen, indem ich ihm meine feste Überzeugung aussprach, daß die Nachrichten von den österreichischen Siegen, wenn nicht ganz unbegründet, jedenfalls sehr übertrieben sein müßten; ein Mißerfolg der preußischen Waffen sei ja nicht ausgeschlossen, aber derselbe werde sich jedenfalls von viel geringerer Bedeutung als gemeldet herausstellen. Teremin bat mich, in Berlin dahin zu wirken, daß man ihn nicht ganz ohne Nachrichten lasse, aber ich kam mit meiner dahin gehenden Anregung glücklicherweise zu spät; die Erfolge der preußischen Waffen unterlagen, als ich in Berlin eintraf, keinem Zweifel mehr und ich erhielt nur die Antwort, daß man anderes zu thun gehabt habe, als sich um Ägypten zu kümmern.

An Bord des Messagerie-Dampfers, der die Passagiere von

Alexandrien nach Marseille weiter beförderte, herrschte erklärlicherweise die größte Aufregung und, wie ich hinzufügen muß, eine Preußen wenig freundliche Stimmung. Die französischen Offiziere, von denen wir einige aus China und Cochinchina an Bord hatten, schlossen von den in dem italienischen Kriege gemachten eigenen Erfahrungen auf die Schwierigkeiten, denen die junge preußische Armee im Kampfe mit den Österreichern begegnet sein müsse, die den französischen krieg- und sieggewohnten Truppen einen so schwer zu überwindenden Widerstand entgegengesetzt hatten, und hielten ein Unterliegen Preußens nicht nur für erklärlich, sondern auch gewissermaßen für selbstverständlich. Weniger logisch, dafür aber desto lärmender und unangenehmer in der Bethätigung ihrer Befriedigung über die angeblichen preußischen Mißerfolge waren die zahlreichen Engländer, die sich an Bord befanden; den braven Insulanern war damals wie auch später in ihrer Kurzsichtigkeit die Bedeutung, welche eine Niederlage der protestantischen und liberalen Vormacht des Kontinents auch für Großbritannien haben mußte, gänzlich abhanden gekommen. Mir wurde die Sache schließlich zu bunt und ich benutzte die erste sich darbietende Gelegenheit, und sie ließ nicht lange auf sich warten, den Herren zu sagen, daß ich zwar hoffte in nicht zu langer Zeit etwas Besseres für meine Überzeugung einsetzen zu können, daß ich aber bis dahin bereit sei, mein Geld daran zu wagen, daß die ersten authentischen Nachrichten, die wir erhielten, uns Berichte von preußischen Siegen bringen würden. Ich fand eine Menge Gegner und ich muß sagen, daß sie fast alle, wenn auch mit saurer Miene die verlorenen Wetten bezahlten, als wir in Messina, wo unser Dampfer die Post abgab, die Nachrichten von dem siegreichen Vordringen der ersten und zweiten Armee in Böhmen erhielten. Den französischen Offizieren gingen die erreichten Erfolge, die in der Ausbeute von Trophäen damals schon weit das überstiegen, was die französische Armee im Feldzuge von 1858 errungen hatte, über allen Spaß, und ich konnte bemerken, in wie erheblichem Maße ihr Selbstgefühl durch die preußischen Erfolge verletzt worden war. Am 6. Juli liefen wir

nach eingebrochener Dunkelheit in den Hafen von Marseille ein; die Stadt strahlte im Lichtmeer einer glänzenden Erleuchtung und wir zerbrachen uns den Kopf darüber, was die Veranlassung zu derselben sein könne; der nach einer langen Stunde vom Hafenpolizeiamt zurückkehrende Schiffsarzt brachte die Nachricht, daß der Kaiser von Österreich dem Kaiser Napoleon Venetien abgetreten habe, und erst spät in der Nacht erfuhr ich im Hotel aus den Zeitungen von dem Siegeslauf der preußischen Armeen und der Schlacht bei Königgrätz. Ich setzte meine Reise so bald wie möglich fort und traf in der Nacht vom 9. auf den 10. in Paris ein. Als ich mich am nächsten Morgen auf der Gesandtschaft meldete und frug, ob man dort irgend etwas für mich habe, mußte ich auf den Wunsch des Grafen Goltz in Paris bleiben, um Depeschen mit nach Berlin zu nehmen. Prinz Reuß (Heinrich VII, später Botschafter in Wien), der als Legationssekretär in Paris bei dem Kaiser Napoleon sehr wohl angesehen und auch bei der Kaiserin Eugenie persona gratissima gewesen war, sollte am Vormittage aus dem Hauptquartier anlangen, und man nahm mit Recht an, daß seine mit Ungeduld von allen Teilen erwartete Ankunft die Verhandlungen in schnelleren Fluß bringen werde. Mir verging die Zeit in Paris schnell genug, wenngleich die Notwendigkeit stets zu hinterlassen, wo ich in jedem Augenblick zu finden sei, meiner Bewegungsfreiheit und -Lust erhebliche Fesseln anlegte; meine französischen Bekannten, Vte. de Turennes, Mr. Rameau, Lt. de vaisseau Lespès (ein Bruder von dem unter dem Pseudonym Timothée Trimm bekannten Journalisten Léo Lespès) u. a., machten mir in der freundlichsten Weise die Honneurs der Hauptstadt, und wenn die Erbitterung über die Politik des Kaisers sich manchmal auch in recht kräftiger Weise Luft machte, so ließ man mich doch die Erfolge unserer Politik, die ich jetzt erst in ihrem ganzen Umfange kennen lernte, in keiner Weise entgelten. Am Nachmittag des 14. konnte ich endlich meine Reise nach Berlin fortsetzen, wo ich am Abend des nächsten Tages eintraf und nachdem ich meine Depeschen auf dem Auswärtigen Amt abgegeben hatte, mich zu meinen Eltern begab, die ich seit vier

Jahren nicht gesehen hatte. Ich fand bei denselben meinen Bruder, den schwere körperliche Leiden an der Teilnahme an dem Feldzug verhindert hatten und der im Nebenetat des großen Generalstabes das Nachrichtenwesen leitete; als derselbe mich nach einigen Stunden in das nahegelegene Hotel begleitete, in dem ich abgestiegen war, sagte ich ihm, daß er unsere Mutter darauf vorbereiten möge, daß ich sofort zur Armee abgehen werde, worauf er erwiderte, daß sie darauf gefaßt sei und nichts thun werde, um mich an der Ausführung meines Entschlusses zu hindern. Der nächste Tag (15.) war der angestrengtesten Arbeit gewidmet, ich mußte mir meine ganze Ausrüstung und einen Geleitschein des Kriegsministeriums besorgen und mich auf dem Auswärtigen Amt nach der Lage der Dinge erkundigen. Was ich dort erfuhr, war nicht gerade ermutigend, man riet mir ab den Versuch zu machen, das Hauptquartier zu erreichen, da der Chef (Graf von Bismarck) ausdrücklich verboten habe, daß irgend ein diplomatischer oder konsularischer Beamter ihn dort aufsuche oder dorthin nachgeschickt werde, und man beruhigte sich erst, als ich in der bestimmtesten Weise erklärte, daß ich auf eigene Hand und Verantwortlichkeit und nur in meiner Eigenschaft als Offizier die Reise zu unternehmen beabsichtige. Von anderer Seite wurde ich auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die ich haben würde, überhaupt in das Hauptquartier zu gelangen, und mir wurden Fälle angeführt, in denen mit dienstlichen Aufträgen abgesandte Offiziere, ja selbst Fürstlichkeiten, dasselbe nur mit vieler Mühe und großem Zeitverlust zu erreichen imstande gewesen seien. Ich blieb aber bei meinem Entschluß, da ich mich nicht wieder der Gefahr aussetzen wollte, vielleicht zu einem Reservebataillon geschickt zu werden.

Am Abend des 16. stand ich fertig ausgerüstet auf dem Bahnhofe, um nach Görlitz zu fahren. Da ich erfuhr, daß ein Feldjäger mit Depeschen den Zug benutzen würde, ließ ich meine Sachen in das für denselben reservierte Coupé bringen, in der Hoffnung, daß es mir so gelingen werde, durch dessen Unterstützung schneller vorwärts zu kommen. Meine Erwartung sollte mich nicht getäuscht

haben, wir freundeten uns schnell an, und ehe wir am nächsten Morgen in Görlitz eintrafen, machte mir der Kamerad — dessen Namen ich leider vergessen habe, dem ich aber, falls ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, hier nochmals meinen wärmsten Dank für den mir damals erwiesenen großen Dienst sage — den Vorschlag, mich in dem für ihn bereit stehenden Postwagen mitzunehmen. Meine Freude war groß, sollte aber leider nicht von langer Dauer sein; als ich eben in den Wagen steigen wollte, erschien das Schicksal in Gestalt des Postdirektors und erklärte, daß Graf von Bismarck ausdrücklich verboten habe, daß irgend jemand mit dem Feldjäger fahre; alles Verhandeln war vergeblich, der Postdirektor blieb fest und ich sagte schließlich in ärgerlichem Tone: „Da war es auch recht überflüssig, daß Herr von Philippsborn mir besondere Empfehlungen mitgab.“ Mein Gegner sah mich einen Augenblick an, machte kurz kehrt und verschwand um die nächste Ecke, und während ich noch beschäftigt war, meine Habseligkeiten aus dem Wagen zu entfernen, kam ein jüngerer Postbeamter und flüsterte mir zu: „Wenn Sie einsteigen wollen, wird der Herr Direktor es nicht sehen.“ Erst als wir aus dem Bahnhof herausrasselten, wurde mir klar, welchen diplomatischen Coup ich unbewußterweise ausgeführt hatte. Herr von Philippsborn war Direktor im Auswärtigen Amt, sein Bruder Generalpostmeister, wie der Chef des Postwesens damals hieß; ich hatte den ersten gemeint, der Postmann hatte den zweiten verstanden, und so kam es, daß ich froh und munter auf mein Ziel losfuhr, während ich noch sehen konnte, wie eine ganze Anzahl inaktiver Stabsoffiziere, die zur Wahrnehmung von Etappenkommandanturen zu den im Felde stehenden Armeen kommandiert und mit demselben Zuge wie ich gekommen waren, ratlos auf dem Bahnhofe die Köpfe zusammensteckten. Was mir während des kurzen Aufenthalts in Görlitz am meisten auffiel, waren die Berge von Kommisbroten und Hafer, die ganze grünbewachsene Hügellandschaften bildeten, während die Truppen im Felde wegen Mangel an Transportmaterial vielfach sehen mußten, wie sie ohne Brot auskamen. Sonst unterschied sich die Fahrt in

nichts von einer Vergnügungsfahrt, die man im tiefsten Frieden durch das schöne Böhmerland hätte machen können. An einer Stelle standen ein Dutzend österreichischer Geschütze, vor denen ein preußischer Posten auf- und abging, an einer anderen tanzten preußische Soldaten mit böhmischen Mädchen und überall sah man große Gänseheerden, die ungestört ihrem Futter nachgingen. Ein Beweis für die treffliche Disziplin der preußischen Armee, aber auch für die lodderige Art der Kriegsführung seitens der Österreicher; ein Paar Schwadronen Husaren oder ein Paar Freikorps hätten in wenigen Tagen im Rücken der preußischen Armee einen Schaden anrichten können, den gutzumachen Wochen in Anspruch genommen haben würde. Als wir in der Nacht bei Königgrätz vorbeikamen, wurde uns ein Musketier als Bedeckung auf den Bock gesetzt, während einzelne Kanonenschüsse, die durch die Nacht schallten, uns daran erinnerten, wie ungenügend vorkommendenfalls eine solche Eskorte sein würde. Am Morgen erreichten wir die Eisenbahn, ich glaube in Wildenschwerdt. Der Zufall führte mich im Coupé mit dem Kommandeur der 1. Ulanen, Oberst von Treskow, zusammen, der bei Nachod schwer verwundet worden war und jetzt zu seinem Regiment zurückkehrte. Ich hatte aus früheren Zeiten manche Beziehungen zu dem Regiment, das zu der Division meines Vaters gehört hatte, und so kamen wir schnell ins Plaudern. Oberst von Treskow erzählte sehr interessant von dem ruhmreichen Gefecht, das sein Regiment und die 8. Dragoner am 27. Juni gegen die Kürassiere des Prinzen Solms bestanden hatten, wobei preußischerseits zwei österreichische Standarten genommen worden waren; wie die Regimenter sich gegenseitig durchbrochen gehabt und es zu einem heftigen Gefecht Mann gegen Mann gekommen sei, bei dem die Österreicher, wie er sagte, wie versessen auf seine Epauletten gewesen seien. „Wenn die Kerle soviel nach meinem Kopf, wie nach meinen Schultern gehauen hätten, säße ich jetzt nicht mehr hier," fügte er hinzu. — In Böhmisch-Trübau traten die Schrecken des Krieges zum ersten Mal an mich heran: ein unmittelbar hinter dem Stationsgebäude liegendes Haus war zum Teil abgedeckt,

viele der Dachsparren und Hölzer, die Thüren und Fensterkreuze herausgerissen:

„In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.“

Auf der nächsten Station, Mährisch-Trübau, herrschte reges Leben, Hunderte von Offizieren und Soldaten saßen in der Bahnhofrestauration und aßen und tranken; auch für unseren Zug wurde hier Mittag gemacht. Ich frug den geschäftigen Wirt, während er mich bediente, woher es komme, daß hier alles in Ordnung sei, während auf der Nebenstation solche Anzeichen von Zerstörung vorhanden seien. „Weil mein Bruder, dem der Gasthof gehörte, ein Esel ist,“ war die Antwort. „Statt zu bleiben, wie ich das gethan habe, ist er davon gelaufen. Wenn der Soldat abends ins Quartier kommt, will er zu essen haben oder wenigstens Holz, um sich sein Essen selbst kochen zu können, und wenn er das nicht bekommt, nimmt er es sich selbstverständlich, wo er es findet. Mein Bruder, der davongelaufen ist, hat schwere Verluste, ich bin auf dem Platze geblieben, mir ist auch nicht ein Teller oder Glasböswilligerweise zerschlagen worden und ich mache so gute Geschäfte, daß, wenn der Krieg noch sechs Wochen dauert, ich ein reicher Mann sein werde.“ Der Mann hatte vollständig recht, wie nicht nur die Kriege von 1866 und 1870 bewiesen haben, sondern auch jeder Krieg beweisen wird und muß.

In dem Augenblick, als der Zug, in dem ich mich befand, gegen vier Uhr nachmittags in den Bahnhof in Brünn einfuhr, fuhr S. M. der König, von einigen Zügen der berittenen Stabswache begleitet, an demselben vorbei, um sich, wie ich bald erfuhr, nach Nikolsburg zu begeben, wohin das Hauptquartier an dem Tage verlegt worden war. Mir war diese Nachricht sehr unangenehm, denn wenn ich hatte hoffen dürfen, mich in Brünn, der größeren Stadt, unbemerkt dem Hauptquartier nähern zu können, fiel diese Möglichkeit in dem kleineren Nikolsburg fort, und ich konnte

nicht umhin, mich der Warnung der Herren im Auswärtigen Amt und des Vorfalls in Görlitz zu erinnern. Ein gewisser Trost für mich war, daß ich zugleich mit der Mitteilung von der Verlegung des Hauptquartiers die Nachricht erhielt, daß S. K. H. der Kronprinz in kürzester Zeit in Brünn erwartet werde. Ich begab mich also auf den Platz vor der Statthalterei, wo für den hohen Herrn Quartier gemacht worden war, und hatte die Genugthuung, ihn eine halbe Stunde später in Begleitung der Generale von Stosch und von Blumenthal und einiger anderen Offiziere, unter denen ich meinen früheren Kollegen, Grafen August Eulenburg, erkannte, ankommen zu sehen. Da der hohe Herr mit seiner Begleitung im Gespräch auf dem Platze verweilte, ging ich bis auf dreißig Schritte an die Gruppe heran und blieb dann stehen; der Prinz sah sich ein-, zweimal nach mir um und kam dann auf mich zu: „Na, Chinese, was machen Sie denn hier?" ich meldete mich und der Prinz winkte den Grafen Eulenburg heran. „Kennen Sie den?" Eulenburg, der mich überall wo anders, als in Brünn vermuten mochte und mich außerdem immer nur mit kurz geschorenem Haar und Bart gesehen hatte, während ich jetzt aus Widerspruchsgeist, Bart und Haar trug, wie es bis zum Beginn des Feldzuges vorschriftsmäßig gewesen war, zog die Schultern. „Schämen Sie sich, daß Sie Ihren alten Kollegen nicht erkennen," fuhr der Prinz fort und erkundigte sich dann in seiner gewohnten leutseligen Weise, wie ich nach Brünn gekommen und was meine weiteren Pläne seien. Er lachte sehr über die Art und Weise, wie ich es verstanden, meine Reise zu beschleunigen, und meinte dann, da ich es soweit gebracht, werde es mir wohl auch weiter nicht fehlen. —

Am nächsten Morgen fuhr ich in einem mit großer Mühe und für vieles Geld aufgetriebenen Wagen nach Nikolsburg und passierte dabei einige Batterien und Bataillone vom, wenn ich nicht irre, VI. Corps. Da ich in Überrock und Mütze fuhr, mochte man mich für einen Ordonnanzoffizier von irgend einem Stabe halten, und fast von jedem Zuge oder Kompagnie tönte mir die Frage entgegen: „Was Neues, Herr Kamerad?" Meine Antwort: „Bayern

bei Aschaffenburg geschlagen" fand wenig Widerhall, aber wenn ich hinzufügte: „Frankfurt besetzt, sechs Millionen Gulden Kontribution" brach ein Jubel aus, der bewies, wie wenig grün man damals in der Armee der freien Reichsstadt und ihren Bewohnern war. In Nikolsburg war ich unangenehm überrascht, in dem Städtchen kein Unterkommen finden zu können; schließlich erbarmte sich die Wirtin der Schusterherberge, wie ich nachher erfuhr, das Rendezvous der Offiziere des Hauptquartiers, meiner und erklärte, wenn ich nichts dagegen habe, auf der Erde und in einem Zimmer mit ihr und ihrer Tochter zu schlafen, getrennt durch einige auf einem durch das Zimmer gezogenen Strick aufgehängte Laken und Kleider, so ließe sich die Sache schon machen. Ich schlug ein und habe in meinem Leben schon schlechtere Nächte zugebracht, wobei ich allerdings hinzufügen muß, daß dieselben meistens ziemlich kurze waren, da namentlich die jüngeren Mitglieder des Hauptquartiers nicht früh ihre Lagerstätten aufzusuchen pflegten.

Mein Debut in Nikolsburg war kein übermäßig günstiges. Die Cholera hatte angefangen einzelne Opfer zu fordern und man war mehr oder weniger auf dem qui vive ihr gegenüber; ich bekam bald nach meiner Ankunft starke Magenkrämpfe, und um der Sache möglichst schnell ein Ende zu machen, goß ich den Inhalt einer mir von meiner vorsorglichen Mutter mitgegebenen Flasche Senfspiritus auf ein Taschentuch, legte mir dasselbe auf den Leib, band ein dünnes Handtuch darüber, zog mich an und begann meine Meldungen zu machen. Zuerst suchte ich den Chef des Militärkabinets, General-Major von Treskow auf und bat um Verwendung bei einer der Armeen, was der General damit beantwortete, daß er mir versprach, ich würde sofort einem Bataillon zugeteilt werden. Er mochte mir wohl anmerken, daß mich der Gedanke im Frontdienst Verwendung zu finden, nicht sonderlich anmutete, und begann nach der Frage, ob mir das etwa nicht passe, mit einem scharfen Ausfall gegen die Herren, die immer etwas Besonderes wollten und nie zufrieden seien. Ich ließ ihn ruhig ausreden und sagte dann, daß ich selbstverständlich ohne Einwendung und Murren

auf jeden Posten gehen würde, auf den man mich schickte, ich möchte indessen zu erwägen geben, daß ich sechs Jahre fast ununterbrochen in Ost-Asien thätig gewesen und aus Gesundheitsrücksichten mit Urlaub nach Hause gekommen sei, es scheine mir daher zweifelhaft, ob ich die Strapazen eines Feldzuges zu Fuß aushalten würde, während ich glaubte in anderer Stellung Brauchbares leisten zu können. Der General, der, während ich sprach, wieder ruhig geworden war, fragte mich eingehend nach meinen früheren und jetzigen Dienstverhältnissen und entließ mich in sehr freundlicher Weise, indem er mir versprach mich wissen zu lassen, was über mich bestimmt werden würde. Ich ging nun zum Kriegsminister, General von Roon, um mich bei demselben zu melden, konnte aber nicht gleich vorgelassen werden und trat bei seinem mir bekannten Adjutanten, Major von Hartmann, späteren General der Infanterie und Gouverneur von Ulm, ein, um dort zu warten. Während wir plauderten, sagte der Major auf einmal: „Donnerwetter, Brandt, riechen sie nichts, es stinkt ja hier furchtbar." Ich erzählte nun von meiner Pferdekur und benutzte die Gelegenheit mich in einer Ecke des Zimmers des Handtuchs und des Taschentuchs, sowie einiger an dem letzteren klebenden Hautfetzen zu entledigen und die ganze Geschichte aus dem Fenster zu werfen. Die Magenkrämpfe war ich los, aber die Narben, die die Kur hinterlassen, habe ich noch lange getragen. Gleich darauf ließ mich General von Roon rufen, der mich sehr freundlich aufnahm und versprach, sich für mich zu verwenden. Ich meldete mich dann noch bei dem General von Moltke, den ich im Schloßpark traf und der mich mit einem „Ich danke, lieber Brandt," empfing und entließ, was mir doch etwas kurz vorkam. Ich muß hier gleich hinzufügen, daß der General noch an demselben Tage beim Vortrage beim Könige sich dahin äußerte, daß, falls Seine Majestät für den Lt. von Brandt keine andere Verwendung habe, er denselben sehr gern in seinen Stab aufnehmen werde. Ich hatte dem großen Schweiger also gründlich Unrecht gethan. Den guten Empfang, den ich überall fand, hatte ich übrigens zum größten Teil, wenn nicht ausschließlich der That-

sache zu verdanken, daß die Herren, an die ich mich wendete, langjährige Freunde oder Bekannte meines Vaters waren.

Der Aufenthalt in der Schusterherberge, in die ich nach abgestatteten Meldungen zurückkehrte, war nicht unangenehm, die Wirtin kochte nicht schlecht, und am Abend versammelte sich in der Wirtsstube eine sehr heitere Gesellschaft. Oberstleutnant von Krosigck, Kommandant des Hauptquartiers, Major von Grolmann, Kommandeur der Stabswache, früher Adjutant meines Vaters, Hauptmann Bronsart von Schellendorff, der spätere erste Kriegsminister des Namens, Major von Hartmann und andere, denen ich bis zur frühen Morgenstunde von Japan erzählen mußte, dem damals noch aller Nimbus eines Fabellandes anklebte. Dabei wurden Geschichten aus dem Feldzuge erzählt und über Maledetto (Benedetti) geschimpft, der seit dem 12. Juli im Hauptquartier spukte. Am nächsten Mittage ließ mich General von Treskow rufen und teilte mir mit, daß Seine Majestät mich zum Adjutanten bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, dem Kommandeur des II. Reserve-Korps, ernannt habe und daß ich mich am nächsten Tage bei der Paroleausgabe bei Seiner Majestät melden solle, der mir mündliche Aufträge für den Großherzog mitgeben wolle. Der Abend wurde wieder in der Herberge verbracht. Unter den Geschichten, die erzählt wurden, war auch die von den vom General von Blumenthal an seine Gemahlin geschriebenen bekannten Brief, der von den Österreichern aufgefangen und veröffentlicht worden war. Derselbe enthielt sehr scharfe Kritiken über hohe und höchste Personen, die aber in edelster Weise von denselben ignoriert wurden. Die einzige Notiz, die der König von der Sache nahm, soll nur darin bestanden haben, daß er, als der General zum erstenmal wieder ins Hauptquartier kam, als Losung und Feldgeschrei „Leo" (der Vorname des Generals) und „Maulkorb" ausgab.

Als ich am nächsten Vormittage (20. Juli) im Schlosse erschien, um mich bei Seiner Majestät abzumelden, sagte mir General von Treskow, daß am Nachmittage die österreichischen Unterhändler für den Abschluß eines Waffenstillstandes erwartet würden, ich würde

wahrscheinlich eine andere Bestimmung erhalten und solle jeden Tag zur Paroleausgabe kommen, um rechtzeitig benachrichtigt werden zu können. Ich erhielt dann am 23. die Mitteilung von meiner Ernennung zum Adjutanten bei dem General-Gouvernement von Mähren, mit dessen Führung der Generalleutnant Herzog von Ujest beauftragt worden war,*) bei welcher Gelegenheit General von Treskow mir sagte, daß auch anderweitig für mich gesorgt sei, da der Kronprinz den Wunsch ausgesprochen habe, daß ich bei einer Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zu seinem Stabe kommandiert werden möchte. Ich meldete mich dann an dem Tage noch bei Seiner Majestät dem Könige und meinem neuen Chef, und hatte bei der Gelegenheit die Genugthuung die Stabsoffiziere begrüßen zu können, mit denen ich am 16. die Fahrt von Berlin nach Görlitz gemacht hatte. Dieselben waren soeben erst in Nikolsburg eingetroffen und konnten nicht genug von den Unbequemlichkeiten und Strapazen ihrer Reise erzählen. Am nächsten Morgen früh fuhr ich nach Brünn, um dort Quartier für das Personal des General-Gouvernements, drei Offiziere, den Civil-Kommissar und zwölf Mann, zu machen. Auf der Fahrt nach dort fand ich, daß die zahlreichen Keller, die sich in den an der Straße gelegenen Weinbergen befanden und die ich am 19. in gutem Zustande gesehen hatte, zum großen Teil erbrochen und geplündert waren. Erkundigungen ergaben, daß dies von dem Troß der Armee, Marketendern, Händlern und ähnlichem Gesindel geschehen war, dessen Ausschreitungen dann nur zu häufig auf das Konto der an denselben ganz unschuldigen Soldaten gesetzt werden.

Bei meiner Aukunft in Brünn ging ich zu dem Bürgermeister Dr. Giskra, um mir von demselben ein Quartier für das General-

---

*) Die Königliche Kabinetsordre, die mir über Berlin zuging, trägt das Datum des 20. Juli als das der Ernennung des Herzogs von Ujest zum General-Gouverneur von Mähren und meiner Überweisung als Adjutanten an denselben; ich möchte annehmen, daß dieselbe vielleicht aus Gründen der Politik vordatiert worden ist, um die Creierung des General-Gouvernements vor den Beginn der Waffenstillstands-Unterhandlungen zu setzen.

Gouvernement anweisen zu lassen; ich fand ihn in einem großen Saale, in dem an einer Menge von Tischen hundert oder mehr Leute arbeiteten, und erhielt die Antwort, daß nur zwei Quartiere frei seien, in einem adligen Damenstift, das unter der Witwe eines Feldmarschallleutnants Kuhn stände, und im Statthalterei=Gebäude, wo aber der kommandierende General des I. Reservekorps, General=leutnant von der Mülbe bereits einquartiert sei. Dem letzteren ging ein nicht unverdienter Ruf großer Grobheit voraus, so daß ich beschloß, mein Glück zuerst auf dem Damenstift zu versuchen. Mein Erscheinen dort machte auf die Dienerschaft und besonders auf den Majordomus des Hauses, einen würdigen Offizianten in Schuhen, Strümpfen und Kniehosen einen Eindruck, als wenn ich der leibhaftige Gottseibeiuns gewesen wäre. „Was wird Ihre Exzellenz sagen, wir haben ja doch eben erst zwei Generale in Quartier gehabt," jammerte der Brave, als ich ihn ersuchte, mich bei der Dame des Hauses zu melden. Ich wurde in einen Salon geführt, in den nach wenigen Minuten die Frau Vorsteherin, eine ältliche vortrefflich aussehende Dame hereinrauschte und mich auf — Französisch anredete. Wenn sie geglaubt hatte, damit einen ersten Erfolg davon tragen zu können, so hatte sie sich getäuscht; ich sprach reichlich so gut wenn nicht besser Französisch als die Dame, was einen gewissen Eindruck auf sie zu machen schien. Sie setzte mir auseinander, daß sie und ihre Damen bereits wiederholt durch die Anwesenheit von Feinden belästigt worden seien, worauf ich ihr erwiderte, daß sie dabei Gelegenheit gehabt haben würde, sich zu überzeugen, daß preußische Offiziere, wenn sie auch als Feinde kämen, doch allen Pflichten der Courtoisie gerecht zu werden verständen; schließlich, nachdem sie mir erklärt hatte, daß sie und ihre Damen schon auf das Engste beschränkt seien, warf sie mit einer wahren Herrscheringeberde eine Thür zurück und forderte mich auf, mich selbst zu überzeugen, wie unzureichend die zur Verfügung stehenden Räume seien. Ich ging dieselben durch und war mir sehr bald klar darüber, daß, wenn auch der Aufenthalt in einem Damen=stift manches Verlockende haben mochte, die vorhandenen Räumlich=

keiten absolut ungenügend zur Unterbringung der Personen und Bureaus des General-Gouvernements waren. Ich erklärte dies der Dame, vermutlich zu ihrer großen Befriedigung, wenngleich die Form meiner Erklärung, daß die Zimmer in der That für die Unterbringung des Preußischen General-Gouverneurs von Mähren und seines Stabes nicht ausreichten, einen Stachel in ihrer Seele zurückgelassen haben dürfte. Spätere Erkundigungen haben mir kaum einen Zweifel darüber gelassen, daß der Hinweis gerade auf dieses Quartier eine kleine Bosheit seitens der Stadtbehörden gewesen sein dürfte, die mit den Bewohnerinnen des Stifts und besonders mit der Vorsteherin desselben, seit lange auf dem Kriegsfuß standen. Mir blieb nach diesem ersten Mißerfolge nichts anderes übrig als den Bären in seiner Höhle aufzusuchen; ich hatte mich denn auch in dem Empfang, der mir zu teil wurde, nicht getäuscht; auf meine Meldung, daß ich komme, um Quartier für den General-Gouverneur von Mähren, Generalleutnant Herzog von Ujest, zu machen, wurde ich mit den Worten angefahren: „Ich kenne keinen General-Gouverneur von Mähren". Auf meine Erwiderung, daß Seine Majestät am Tage vorher die Gnade gehabt hätten, mir meine Ernennung zum Adjutanten bei demselben mitzuteilen, wurde der General milder und frug, was meine Zivilstellung sei; die Antwort: „Konsul in Japan" hatte den gewöhnlichen Erfolg, persönliches Interesse zu erregen, und nach einigen Minuten des Gesprächs sagte der General: „Ich habe nichts dagegen, wenn Sie für Ihren Chef hier Quartier machen. Platz genug ist da, aber ich weiß nicht, worauf er sitzen will, die paar Möbel, die da waren, habe ich mir genommen und die behalte ich auch." Ich mußte mich bald überzeugen, daß der General Recht hatte, die vorhandenen Räumlichkeiten, soweit sie nicht mit Beschlag belegt waren resp. freigehalten werden mußten, waren ganz leer; ich konnte mich also weiter auf die Suche machen. Auf dem Gang durch die Stadt sah ich in unmittelbarer Nähe der Hauptwache ein hübsches Privathaus, an dessen Hofthüre mit Kreide angeschrieben stand, 8 Offiziere, 16 Mann, 12 Pferde. Die müssen raus, war mein erster Ge-

danke; ich klingelte, befahl dem verdutzten Portier, mir das Haus zu zeigen, und fand dasselbe — ganz leer. Ich legte sofort Beschlag auf das Haus, das einem reichen Industriellen gehörte, meldete meinem Chef, daß und wo ich Quartier für ihn gemacht, verteilte die mit großem Luxus eingerichteten Räumlichkeiten nach Bedürfnis und ließ durch den mich begleitenden Gensdarmen mein Gepäck holen und den dem General-Gouvernement beigegebenen Polizeikommissar (wenn ich nicht irre, namens Krusius) benachrichtigen, wo er mich finden könne. Derselbe erschien sehr bald, und ich teilte ihm die ihm gewordenen Aufträge mit, die darin bestanden, nach geheimen Druckereien und Futtervorräten zu suchen und beide mit Beschlag zu belegen, was, wie der sehr tüchtige Mann versicherte, keine Schwierigkeiten haben würde, da er aus seiner früheren amtlichen Thätigkeit Beziehungen zu der österreichischen Polizei in Brünn habe, deren untergeordnete Organe ihm zu Diensten sein würden. In der That konnte er mir schon am Nachmittage den Erfolg seiner Schritte melden; ich mußte ihm gleich einen neuen Auftrag geben, da Graf Eberhard Stollberg, der Chef des Johanniterdienstes bei den Armeen, mir soeben mitgeteilt hatte, daß nach einer aus Florenz eingetroffenen Nachricht zwei Italiener, denen man Attentatsabsichten auf Seine Majestät zutraue, sich nach Brünn begeben haben sollten. Gegen Mitternacht machte mir mein unermüdlicher Kommissar die Meldung, daß die Leute, die übrigens einen sehr unschuldigen Eindruck machten, verhaftet worden seien; ich stand auf und ging zum Grafen Stollberg, den ich im Hôtel in einem Dienerzimmer fand, dem einzigen, das frei gewesen war; er machte mir, als ich meinen Namen nannte, im Hemde auf und sprang wieder ins Bett, ich setzte mich auf dasselbe, da auf dem einzigen Stuhl, der sich in dem Zimmer befand, seine Kleider lagen, und berichtete, was ich in Erfahrung gebracht. Wir trösteten uns mit dem Gedanken, daß es eben Krieg sei.

Am nächsten Tage traf der Herzog von Ujest mit seinem andern Adjutanten, dem Leutnant Grafen von Kleist-Zützen vom Regiment Gardes du Corps ein; und einige Tage später kam der zum Civil-

kommissar für Mähren ernannte damalige Landrat von Puttkamer an, der spätere Minister des Innern, der vor nicht langer Zeit als Oberpräsident von Pommern gestorben ist. Nicht lange nachher wurde der Hauptmann von Rotz vom 2. Garderegiment zu Fuß, der bisher zum Oberkommando der 2. Armee kommandiert gewesen war, dem General-Gouvernement als Generalstabs-Offizier beigegeben und schließlich wurde Leutnant von Brauneck von einem Ulanen-Regiment zum dritten Adjutanten des Herzogs ernannt. Für so viele Leute gab es kaum etwas zu thun; die wirklich musterhafte Disziplin unserer Truppen war die Veranlassung, daß wenig oder keine Reklamationen über willkürliche Schädigungen oder unberechtigte Requisitionen zu erledigen waren und bis der Rückmarsch unserer Truppen begann, der wegen der mit Frankreich drohenden Verwicklungen sehr beeilt wurde, war auch in anderer Beziehung wenig Arbeit. Am meisten Mühe machten uns die eigenen Etappenkommandanten, die sich nicht enthalten konnten, wegen der geringfügigsten Fragen den Telegraphen Tag und Nacht zu mißbrauchen; dies nahm schließlich so überhand, daß sie generell angewiesen wurden, von der telegraphischen Berichterstattung nur im Fall eines drohenden oder stattgehabten feindlichen Angriffs Gebrauch zu machen. Daß ein solcher trotz des abgeschlossenen Waffenstillstands nicht unmöglich war, sollten wir bald erfahren. Sofort nach Ablauf der ersten fünftägigen Waffenruhe hatte ein österreichischer Hauptmann von Vivenot, der von der Verlängerung derselben wohl nicht rechtzeitig Kenntnis erhalten haben mochte, mit einer zum Teil aus herrschaftlichen Förstern und Waldläufern bestehenden Freischaar die Feindseligkeiten im Rücken der preußischen Armeen wieder begonnen und sich am 28. Juli der Stadt Znaim bemächtigt und ein dort befindliches Feldlazareth gefangen genommen. Auf die in Brünn von diesem Vorfall eingetroffene Nachricht wurde beschlossen eine Kompagnie Garde-Landwehr zu Wagen nach dort zu entsenden, und ich erhielt den Befehl die nötigen Fuhrwerke zu besorgen. Ich begab mich zum Oberbürgermeister Giskra und ersuchte denselben um Stellung der erforderlichen Anzahl Wagen, erhielt aber zur

Antwort, daß in Brünn überhaupt nur noch zwei Wagen disponibel seien, von denen der eine zur Verfügung des General-Gouvernements, der andere zu seiner, des Oberbürgermeisters, stehe. Ich ließ mir die Erklärung schriftlich geben und begab mich dann zu dem Kommandeur unserer Bedeckungsschwadron (Landwehr-Husaren) Rittmeister von Puttkamer und verabredete mit demselben, daß nach jeder Richtung Patrouillen mit dem Befehl entsandt werden sollten, alle Wagen, die sie auf einer Entfernung von zwei Meilen träfen, anzuhalten, die Insassen aussteigen zu lassen, und die Wagen nach Brünn zu bringen. Am Abend standen auf dem als Rendezvous bezeichneten Platze 283 Wagen, ein Beweis, mit welcher Rücksicht in Feindesland die Bewohner und ihr Eigentum von den preußischen Truppen behandelt worden waren. Im eigenen Lande war man anscheinend häufig weniger rücksichtsvoll gewesen, wenigstens haben sich bei mir wiederholt Leute, besonders aus der Provinz Sachsen gemeldet, die mit ihrem Gespann für einen Marsch requiriert und dann während des ganzen Feldzugs mitgeführt worden waren. Manchmal mag der abenteuernde Sinn der Kutscher sie selbst zu solchen Extravaganzen verleitet haben, im allgemeinen wird man aber wohl annehmen dürfen, daß die praktische Auffassung der Kommandirenden der durch ein besonders gutes Paar Pferde oder einen besonders intelligenten Kutscher nahegelegten Versuchung im Interesse ihrer Kompagnie oder Schwadron nachgegeben hatte. In Brünn expedierten wir unsere Kompagnie und schickten die übrig gebliebenen Fuhrwerke zurück, unter denen sich eine ganze Anzahl herrschaftlicher Wagen befanden, mit denen die Besitzer auf dem Wege zur Kirche gewesen waren.

Auf der anderen Seite machte die ungarische Legion uns allerhand Sorgen. Dieselbe, die in Oderberg konzentriert gewesen war, hatte am 4. August auf eigene Hand die ungarische Grenze überschritten, war aber bereits am 6., scharf bedrängt, wieder auf preußisches Gebiet zurückgekehrt. Österreichischerseits wünschte man natürlich über die Bewegungen der Legion, deren Absicht, wenn sie bei ihrem eigenmächtigen Vorgehen überhaupt eine solche hatte, nur

die Insurgierung Ungarns sein konnte, so genau wie möglich unterrichtet zu sein und schickte uns allerlei Agenten ins Haus, die unter dem Vorwande, sich der Legion anschließen zu wollen, Fragen nach dem Verbleib derselben stellten. Da wir selbst gar keine Informationen besaßen, entsprach unsere Antwort, daß wir nichts wüßten, durchaus den Thatsachen; die Neugierigen wurden aber meistens zu ihrer eigenen wie zu unserer Sicherheit für einige Tage dingfest gemacht und erst wieder auf freien Fuß gesetzt, nachdem für die Legion keine Besorgnisse mehr bestanden.

Ein anderer Vorfall, der während vierundzwanzig Stunden Staub aufwirbelte, war ein unvorsichtiger Streich einiger preußischen Offiziere, die während des Waffenstillstandes in Zivil nach Wien gefahren waren. Sie hatten im Coupé den Verdacht einer Dame, mit der sie geplaudert, erregt, waren von derselben bei der Ankunft in Wien angezeigt, dann verhaftet und mit gemeinen Verbrechern zusammen eingesperrt worden. Sie sollten vor ein Standgericht gestellt und als Spione verurteilt werden, als die Erklärung des Oberkommandos der 2. Armee, daß man rücksichtslose Repressalien üben werde, die Behörden in Wien zur Vernunft brachte. Wir hatten in Brünn eine große Menge gefangener österreichischer Offiziere, die sich auf Ehrenwort ganz frei bewegten, und wollten eben zur Verhaftung einer Anzahl derselben schreiten, als die Nachricht eintraf, daß die leichtsinnigen Herren Kameraden freigelassen worden seien und sich in Sicherheit befänden.

Ende Juli kam das Oberkommando der zweiten Armee nach Brünn, und ich fand so Gelegenheit S. K. H. dem Kronprinzen meinen Dank für die gnädige Weise zu sagen, in der er meiner gedacht hatte. Am 1. August waren wir Adjutanten mit unserem Chef zum Diner bei ihm befohlen, und während wir beim Kaffee waren, traf S. M. der König ein, der vom Kronprinzen, der sich seine kurze Pfeife in die Rocktasche steckte, an der Thür empfangen wurde. Wir waren kaum zu Hause angelangt, und ich hielt meinem Chef Vortrag über einige eingegangene Sachen, als ein Paar Wagen vorfuhren und gleich darauf der französische Gesandte Benedetti

gemeldet wurde. „Ich will ihn nicht sprechen, war die Antwort des Herzogs, sehen Sie was er will und thun Sie was erforderlich ist.“ Ich ging dem Gesandten entgegen, der mir erzählte, er fahre seit einer Stunde mit dem italienischen Gesandten, Grafen Barral, in der Stadt umher, ohne in einem Hotel ein Unterkommen finden zu können — was gerade nicht wunderbar war, da wir über 60000 Mann in Brünn liegen hatten, das damals nicht sehr viel mehr Einwohner zählte. Ich bat ihn, bei uns zu verweilen, und machte mich auf, Quartier für ihn und den Grafen Barral zu besorgen, was aber leichter gesagt als gethan war. In einer Herberge 3. Klasse fand ich ein Zimmer, aber das war auch alles, denn obgleich nach vielen Reden der 2. Bürgermeister sich bereit erklärte, Herrn Benedetti bei sich aufzunehmen, wollte niemand unter den Hunderten von Leuten, die auf der Bürgermeisterei arbeiteten, für den Grafen Barral dasselbe thun. Als ich dem französischen Gesandten den sehr mäßigen Erfolg meiner Bemühungen mitteilte, bat mich derselbe, dem Grafen Barral nichts davon zu sagen und mich im übrigen dem anzuschließen, was er thun würde. Wir fuhren also zu dreien zu dem Vize-Bürgermeister und stiegen die Treppe herauf; an der Thür der Wohnung empfing uns die Frau Bürgermeisterin dans ses plus beaux atours. Benedetti grüßte in der verbindlichsten Weise und sagte: Permettez moi, Madame, de Vous présenter Mr. le Cte. Barral et de Vous remercier en son nom comme au mien de l'aimable hospitalité que Vous avez bien voulu lui offrir. Darauf segelte er die Treppe hinunter, ich hinter ihm her und wir lachten noch, als wir vor der Kutscher-Herberge hielten, in der der Vertreter Frankreichs für sechsunddreißig Stunden seine Person und seine Sorgen unterbrachte.

Am 2. fand bei Wischau auf dem Schlachtfelde von Austerlitz die Parade über das brave Steinmetz'sche Korps statt und am Abend waren der Herzog und seine Adjutanten zum Thee zum Kronprinzen befohlen, wo auch Seine Majestät sich befinden sollte. Als wir eintraten, machte der Kronprinz seinen Vater auf mich aufmerksam, derselbe trat auf mich zu und sagte: „Ich höre, Sie

sind direkt aus Japan hierher gekommen, haben Sie sich einen japanischen Säbel mitgebracht? Ich erwiderte: „Nein, Eure Majestät, ich habe geglaubt, daß nichts über eine preußische Klinge ginge, was ja auch der Erfolg bewiesen hat.“ Der König lachte und sagte: „Da haben Sie ganz recht, ich sehe Sie haben sich einen Füsiliersäbel zugelegt — ich trug einen solchen mit angeschraubtem Korbe — ich habe das auch gethan, er ist bequemer beim Reiten, und da ich ihn doch nicht gebrauchen kann — dabei hob der König die rechte Hand und ich sah, daß an derselben zwei Finger fehlten, die, wie ich nachher erfuhr, Seine Majestät auf der Jagd durch die Entladung seines Gewehrs eingebüßt hatte — habe ich mich auf die Herren von meinem Gefolge verlassen müssen, daß sie mich im Notfall heraushauen würden.“ — Das Gespräch drehte sich im allgemeinen um die Parade des heutigen Tages und um Manövererinnerungen, aber des eben beendeten Feldzugs wurde doch auch einige Male, incidemment, Erwähnung gethan. So erzählte der König, daß er in einem Schlosse des Prinzen von Sachsen-Koburg-Kohary eine Karte von Preußen gefunden habe, auf der die einzelnen Etappen von der Grenze bis nach Berlin durch mit österreichischen Fähnchen versehene Stecknadeln bezeichnet, und ein ganzes Dutzend derselben in Berlin hineingesteckt gewesen wären. „Sie hatten wohl kaum geglaubt, fügte Seine Majestät hinzu, daß ihre Voraussagung sich in so anderer Weise erfüllen würde.“

Am nächsten Tage verließen Seine Majestät und der Kronprinz Brünn um nach Berlin zurückzukehren, und am 5. passierte S. K. H. Prinz Friedrich Karl die Stadt, um sich nach Prag zu begeben. Unter den Offizieren seines Gefolges fand ich meinen Freund von Radowitz wieder, der den Feldzug in dem Stabe des Prinzen mitgemacht hatte.

Am 9. erhielt mein Chef den telegraphischen Befehl, mich zum großen Generalstab nach Berlin zu entsenden. Ich machte mich schnell reisefertig und ging ins Hotel um zu essen. Ich hatte mich kaum niedergesetzt, als der Generalmajor von Pfuel eintrat, in

dessen ihn begleitenden Adjutanten ich einen alten Schulkameraden Leutnant v. Bredow von den Königshusaren erkannte; wir begrüßten uns und tauschten kurz einige Erinnerungen aus, als der General in höchst unliebenswürdigem Ton bemerkte: „Na, B., sind Sie nicht bald fertig.“ „Sie haben ja einen recht netten Chef,“ flüsterte ich: „Ich weiß nicht, was mit ihm los ist, war die Antwort, er ist sonst der liebenswürdigste Mensch, aber seit zwei Tagen ist er wie umgewandelt.“ Wir schüttelten uns die Hände und setzten uns jeder an unsern Tisch. Als ich am nächsten Morgen in Berlin meinen Bruder traf, sagte mir derselbe: „Ihr verliert ja in Mähren furchtbar viele Menschen an der Cholera und darunter so viele höhere Offiziere.“ „Ja,“ erwiderte ich, „Mutius (den kommandierenden General des VI. Korps), Clausewitz (Kommandeur der 2. Division).“ „Und Pfuel,“ fügte mein Bruder hinzu. „Was, Pfuel,“ rief ich. „Ja, wir haben heute Morgen die telegraphische Nachricht bekommen, daß er in der Nacht der Cholera erlegen sei.“

Als ich mich im großen Generalstab bei dem Obersten von Döring (er fiel 1870 als Generalmajor) meldete, an den ich gewiesen war, sagte mir derselbe: „Wir stehen vor der Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich, wollen Sie eine Mission dorthin übernehmen, aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie Ihren Kopf dabei riskieren?“ — „Gewiß,“ erwiderte ich. „Dann lassen Sie sich die Berichte über die französische Armee geben und informieren sich so schnell und gründlich wie möglich.“ Was ich damals gelesen, hat mich mit der höchsten Achtung vor der Geschicklichkeit, mit der man in Berlin die Berichterstatter ausgewählt hatte, und der Gewissenhaftigkeit und dem Verständnis erfüllt, mit dem die letzteren ihrer Aufgabe nachgekommen waren; man hätte für das Generalstabswerk über den Krieg 1870—71 keine bessere Vorrede finden können, als einige dieser Berichte. Die Freude sollte indessen nicht lange dauern. Wir, d. h. einige der Generalstabsoffiziere und ich, saßen am 12. gegen Mittag zusammen, als Graf Karl von Bismarck-Bohlen, damals eine Art Privat-Sekretär des Grafen von Bismarck, eintrat. „Große Neuigkeiten, meine Herrn!“ „Krieg!“ riefen wir

wie aus einem Munde und sprangen auf. „Nein, im Gegenteil, es ist alles zu Ende, die Franzosen haben nie etwas gewollt, das ganze ist ein Mißverständnis gewesen.“ Das war der Abschluß der am 26. Juli begonnenen französischen Aktion, die durch die Unterredung des Kaisers Napoleon mit dem Grafen Goltz am 11. August und den Rücktritt von Drouyn de Lhuys ihren Abschluß fand. Ich trat noch an demselben Abend meine Rückreise nach Brünn an, mußte aber einige Stunden in Prag überschlagen, wo ich Depeschen für den preußischen Friedensunterhändler, Freiherrn von Werther, abzugeben hatte.

In Brünn machte inzwischen die Cholera unheimliche Fortschritte. Es war die dritte große Epidemie, die ich mitmachte, in Posen, Breslau und jetzt hier, aber ich muß gestehen, daß ich mich trotzdem noch nicht an die Sache hatte gewöhnen können. Die gewöhnlichen statistischen Nachrichten, heute 150 Tote, morgen 153 u. s. w. gehen an einem halbwegs normal veranlagten Menschen ziemlich spurlos vorüber, aber etwas anderes ist es, wenn es einem einige Male passiert, daß man von Leuten, mit denen man am Abend vorher vergnügt zusammen gewesen ist, am Nachmittage des nächsten Tages hört, daß sie bereits begraben seien, oder wenn einige Fälle Schlag auf Schlag in dem Hause erfolgen, in dem man wohnt oder täglich zu verkehren gewohnt ist. Und so sollte es auch in Brünn kommen. Ich hatte mich ganz besonders mit unserem Generalstabsoffizier, Hauptmann von Rotz, angefreundet und wir genossen zusammen die wenigen Vergnügungen, die Brünn bot, unter denen ein ziemlich gutes Theater die hervorragendste war. Die kaiserliche Loge hätte uns zur Verfügung gestanden, aber wir fühlten eine gewisse Scheu, dieselbe zu benutzen — damals war man auch dem Feinde gegenüber rücksichtsvoll — und wir hatten zu dreien, Puttkamer, Rotz und ich, eine Prosceniumsloge gemietet, in der wir häufig den Abend zubrachten. Einmal hatten wir in den Zwischenakten einer Posse die damals viel erörterte Frage von dem Pilz, der die Cholera hervorrufen sollte, lebhaft besprochen, am nächsten Morgen, als R. ins Bureau kam, sagte er mir: „Sie haben mir

mit Ihrem Pilz den ganzen Appetit verdorben" und beteiligte sich nicht an unserem zweiten Frühstück, das wie gewöhnlich aus einem Butterbrot und einem Glase Bier bestand. Am zweiten Tage darauf waren wir gegen Mittag in den Straßen der Stadt herumgelaufen und N. hatte sich ganz besonders für einen Laden interessiert, in dem sehr hübsche Ledersachen zum Verkauf ausgeboten wurden, und seine Absicht ausgesprochen, einige derselben zu erstehen; wir waren dann nach Hause gegangen, jeder auf sein Zimmer und ich hatte mich aufs Sopha gelegt und amüsierte mich mit dem Inhalt eines dicken Aktenstücks, in dem es sich um eine Beschwerde wegen eines angeblich zu Unrecht requirierten Kalbes handelte. Um 2 1/2 Uhr kam N's Bursche mit der Bitte, ich möchte seinem Herrn meine Choleratropfen schicken, ich ging selbst hinüber und fand N. auf dem Sopha liegend mit ganz gerötetem Gesicht und einem unerklärlichen Angstgefühl — er war ein Mann wie aus Eisen zusammengeschweißt und wußte nicht, was Furcht war — aber sonst ohne irgend eins der anderen gewöhnlichen Symptome der Krankheit; ich gab ihm die Medizin und sagte, ich würde, ehe ich um 3 1/2 Uhr zum Essen ginge — wir waren täglich die Gäste des Herzogs — wieder herankommen; ich fand ihn bei diesem zweiten Besuch so aufgeregt, daß ich fragte, ob ich nicht den dem Gouvernement beigegebenen Stabsarzt Dr. Friedel, später Regimentsarzt im 1. Garde-Regiment zu Fuß, rufen lassen sollte, was N. bejahte. Ich trug dem Boten auf, den Arzt zu bitten, mich im Hotel wissen zu lassen, wie es gehe, und begab mich dorthin, eine halbe Stunde darauf ließ mich Dr. Friedel herausrufen und teilte mir mit, daß N. die Cholera im höchsten Grade habe. Ich meldete dies dem Herzog und kehrte in das Haus zurück, wo ich N. mit einem furchtbaren Anfall der Krankheit fand. In drei Stunden war das Haus leer und niemand außer dem Kranken, dem Arzt, einem Lazaretgehülfen, mir und dem Portier in demselben zurückgeblieben, das General-Gouvernement war in ein anderes Haus übergesiedelt; es ist richtig, daß dies in vierzehn Tagen der dritte Fall in dem Hause war, ein Trainsoldat und ein Diener des Herzogs

waren der Krankheit schon erlegen. Gegen ein Uhr nachts war der akute Anfall vorüber und der Arzt, der behauptete, daß jetzt weiter nichts mehr zu thun sei, als den Puls zu beobachten, bestand darauf, daß ich mich niederlegte, damit ich ihm nicht auch noch krank würde. Ich warf mich halb angezogen aufs Bett und schlief gleich ein; nach einiger Zeit, es war anderthalb Stunden später, hörte ich meinen Namen leise rufen, ich schlug die Augen auf und sah Dr. Friedel mit einem Licht in der Hand neben meinem Bett stehen. „Erschrecken Sie nicht, Brandt,“ sagte er. „Ich weiß schon,“ erwiderte ich, „N. ist tot“. „Ja, er ist soeben gestorben, Herzschwäche.“ Ich stand auf, zog mich an, ging in N's Zimmer, nahm seine Papiere, Uhr und Geld an mich und schrieb an seinen Bruder, Hauptmann und Batteriechef, den letzten Überlebenden von vier Brüdern, von denen einer 1864 und ein zweiter bei Königgrätz gefallen war, er selbst blieb 1870, und teilte ihm die traurige Nachricht mit. Als ich am Morgen um 7 Uhr zum Herzog ging, um ihm den Tod von Notz zu melden, wurde eben die Frau des Portiers in dem neubezogenen Hause hinausgetragen, um in ein Hospital gebracht zu werden; sie war in der Nacht ebenfalls an der Cholera erkrankt. Solche Zustände nahmen auf die Dauer auch die Stärksten mit und unsere Soldaten hatten eine wahre Angst vor dem unheimlichen Gast, der soviele Opfer forderte. Hat der sechswöchentliche Feldzug in Böhmen und Mähren doch 4450 in der Schlacht gefallene oder ihren Wunden erlegene Tote gekostet, während die Opfer, die die Cholera hinraffte, sich auf 6427 bezifferte, von denen 1080 auf einem Kirchhof in Brünn begraben liegen. Dazu kam wochenlang eine Sterblichkeitsziffer von 130 bis 160 unter der Einwohnerschaft. Es wird mir stets unvergeßlich bleiben, wie bei einem Fest im Berliner Schloß 1871 der Kaiser an den General von Hoffmann (1866 Kommandeur der 22. Brigade), der in Brünn einen Choleraanfall gehabt hatte, und mich herantrat; General von Hoffmann bemerkte im Laufe des Gesprächs, daß ich 1866 auch mitgemacht hätte, worauf der Kaiser fragte, ob ich bei Königgrätz gewesen wäre. Ich erwiderte, daß ich durch die

Ungunst der Verhältnisse zu spät gekommen sei, um an den aktiven Operationen teilzunehmen. In dem Augenblick, in dem der Kaiser sich zum Weggehen wendete, sagte der General: „Aber Herr v. B. hat die Cholera in Brünn mitgemacht, und die war ebenso schlimm wie Königgrätz". „Da haben Sie recht," sagte der Kaiser, reichte mir die Hand und fügte hinzu: „Und jetzt fällt mir ein, daß ich Sie bei meinem Sohn in Brünn gesehen habe." —

Der Abschluß des Friedens mit Österreich, der am 23. August in Prag erfolgte, brachte uns allerhand Schwierigkeiten. In den Abmachungen betreffend die Räumung des von Preußen besetzten Gebiets war vorgesehen worden, daß, während die militärischen Generalgouverneure fortführen bis zur Durchführung derselben zu funktionieren, die Zivilverwaltung an die österreichischen Behörden übergehen solle. Nun ist bekanntlich die Anfertigung von Zigarren u. s. w. und der Verschleiß derselben, wie der Verkauf dort genannt wird, in Österreich Regierungsmonopol, die vorhandenen Bestände waren daher von den preußischen Befehlshabern mit Beschlag belegt und an die Truppen verteilt worden, während zugleich im Gefolge der Armeen eine große Anzahl preußischer Tabakshändler erschienen waren, die, ohne sich um die österreichischen Vorschriften zu kümmern, ihre Vorräte verkauften und damit nicht allein selbst gute Geschäfte machten, sondern auch den Offizieren und Soldaten der Armee einen Dienst leisteten. Das erste nun, was der österreichische Statthalter nach seiner Ankunft in Brünn anordnete, war die Schließung dieser Geschäfte und die Sistierung der Besitzer derselben, und es bedurfte einer recht deutlichen Sprache, um dem Herrn klar zu machen, daß er damit seine Befugnisse überschritten habe und die angeordneten Maßregeln sofort zurückgenommen werden müßten. Auch in anderer Beziehung bewährte sich das Nebeneinanderbestehen der beiden Behörden wenig. Nach einer weiteren Bestimmung mußten von seiten der österreichischen Behörden den Soldaten und Offizieren der preußischen Armeen auf österreichischem Gebiet nicht unerhebliche Tagegelder gezahlt und die dafür erforderlichen Beträge in kurzen Zwischenräumen von der Statt-

halterei an das General-Gouvernement abgeführt werden. Es verging nun keiner dieser Termine, ohne daß von seiten der Statthalterei Schwierigkeiten gemacht, Protest erhoben und die Zahlung verweigert worden wäre, und auch in diesen Fällen bedurfte es wiederholt recht ernster Sprache, um die ganz unbegründeten Einwürfe zu beseitigen.

Mit der Bevölkerung waren die Beziehungen die allerbesten, und in den Städten konnte man oft hören, wie die Okkupation, die viel Geld ins Land brachte, von vielen als ein Glück angesehen wurde. Die Stimmung gegen die eigene Regierung und besonders gegen die Militärverwaltung war eine sehr bittere und die vorzügliche Disziplin, die von den preußischen Truppen beobachtet wurde, trug nicht wenig zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in den besetzten Gebieten bei. Im allgemeinen wurden vielleicht sogar zu große Rücksichten gerade auf diejenigen genommen, deren Haß gegen Preußen und dessen liberalere Tendenzen die Feindseligkeit geschürt und den Zusammenstoß verschuldet hatte, und jeder Rehbock in fürstlichen oder gräflichen Jagdparks und jede Flasche Wein in den Kellern der Herren wurde für sakrosankt erklärt, was zu einer oft an Unverschämtheit grenzenden Haltung der Verwalter der Güter und Paläste den in denselben einquartierten Offizieren und Soldaten gegenüber führte. Von ernsthaften Vergehen gegen Soldaten der preußischen Armee in Mähren ist mir eigentlich nur ein Fall bekannt. In der Nähe von Brünn war der Versuch gemacht worden, preußische Artilleristen mit unter Mehl gemischtem Arsenik zu vergiften; der mutmaßliche Thäter, ein erst vor kurzem aus dem Zuchthause, in dem er eine wegen Giftmordversuchs verhängte Strafe verbüßt hatte, entlassener Knecht, gegen den eine Menge Indizienbeweise vorlagen, war verhaftet worden und es handelte sich um die Bestrafung desselben. Generalmajor von Blumenthal, der spätere Feldmarschall, der während eines Urlaubs des Herzogs von Ujest die Geschäfte des General-Gouvernements führte, wollte den demselben beigegebenen Auditeur zur Untersuchung der Sache schicken, wozu ich bemerkte, daß dieselbe dadurch unge-

bührlich in die Länge gezogen werden dürfte. „Wenn ich Sie schicke," meinte der General, „hängen Sie den Kerl zuerst und untersuchen hinterher." „Sehr wahrscheinlich," war meine Antwort, „aber wenn der Auditeur geht, untersucht er solange, bis der Friedensschluß eintritt und der Kerl nicht allein ohne Strafe davonkommt, sondern vielleicht auch noch einen Orden erhält." Und so kam es auch, d. h. minus den Orden; der General hat mich aber später noch oft mit dem, was er meine Blutdürstigkeit nannte, geneckt. — Trotz der guten Beziehungen, die zwischen der preußischen Garnison und der Bevölkerung von Brünn bestanden und die während der ganzen Dauer der Okkupation durch nichts gestört worden waren, wäre es am letzten Tage derselben doch beinahe noch zu einem Konflikt gekommen. Wie ich schon früher bemerkt, befanden sich in Brünn eine große Menge österreichischer gefangener Offiziere, die sich einer großen Freiheit erfreuten und dieselbe auch nicht gemißbraucht hatten; in den letzten Tagen der Okkupation waren dazu zahlreiche österreichische Urlauber und entlassene Gefangene gekommen, die sich weniger gut geführt und durch unverschämtes Benehmen gegen preußische Offiziere dieselben wiederholt zum Einschreiten gezwungen hatten. Am letzten Tage, die Garnison war bis auf ein Bataillon, das zur Bedeckung des General-Gouvernements zurückgeblieben, bereits abmarschiert, arretierte ein Adjutant des letzteren einen österreichischen Unteroffizier, der ihn nicht gegrüßt und auf die ihm gemachte Vorhaltung unverschämt geantwortet hatte, und brachte ihn auf die Hauptwache; im Augenblick war dieselbe von pfeifenden und schreienden Menschenmassen umgeben, und es bedurfte langer Bemühungen der österreichischen Zivilbehörden und großer Ruhe seitens der preußischen Offiziere, um einen blutigen Zusammenstoß zu vermeiden, der unberechenbare Folgen hätte haben können.

Ich habe dieser letzten Szene des Dramas nicht beigewohnt, da ich kurz vorher wegen eines schweren Fieberanfalls evacuiert worden war. Eines Abends, ich war wie gewöhnlich seit dem Tode von Rotz mit Herrn von Puttkamer im Theater gewesen, mit dem

ich dann meistens noch ein oder ein Paar Stündchen bei einer Tasse Thee und einer Cigarre zu verplaudern pflegte, fühlte ich mich so elend, daß ich mich früh in mein Zimmer zurückzog und mich niederlegte; nach kurzer Zeit stellten sich heftige Wadenkrämpfe, Blutandrang nach dem Kopfe und starke Beängstigungen ein, so daß ich meinen Burschen rief und denselben zum Arzt schickte. So wie Puttkamer hörte, wie es mit mir stand, kam er zu mir, setzte sich an mein Bett, was ich ihm um so höher anrechnete, als wir beide glaubten, daß es sich um einen Choleraanfall handle. Ich bestand aber darauf, daß er mit Rücksicht auf seine eigene Gesundheit und seine Frau und Kinder das Zimmer verlasse, was ihn nicht verhinderte, sich vor der Thür desselben aufzuhalten bis Dr. Friedel, den ich seit meinen Jugendjahren kannte und der die Expedition nach Ost-Asien mitgemacht hatte, kam und einen Besuch meiner alten Freundin, der Malaria, feststellte. Puttkamer aber habe ich seine Haltung in den Stunden nie vergessen und ihm stets eine dankbare Erinnerung bewahrt, wenn auch unsere politischen Ansichten im Laufe der Zeit immer weiter auseinander gingen. Ich erholte mich nach ein paar Tagen genug um meinen Dienst thun zu können, mußte aber, da sich eine schwere Magenverstimmung eingestellt hatte, bitten, mit den ersten Staffeln der abziehenden Truppen ebenfalls Brünn verlassen zu dürfen. Ich trat die Reise zugleich mit General Hoffmann, Puttkamer und dem Grafen von Kleist-Zuchau an, der Johanniterdienste in Brünn gethan hatte; auf einer der Stationen vor Prag kam ein Johanniter an das Coupé, öffnete dasselbe und fragte ob wir irgend etwas bedürften. Als er mich sah, sagte er: „Sie sehen ja schrecklich aus, Herr Kamerad!“ „Mir ist auch so zu Mute,“ erwiderte ich. „Nun, für solche Fälle haben wir stets einen besonders guten Tropfen,“ meinte der barmherzige Samariter, lief fort und kam mit einer Flasche und einem großen Glase wieder. „Da trinken Sie das aus,“ sagte er und goß das Glas bis zum Rande voll, ich thats und fühlte mich wie neugeboren, aber lange hielt das Mittel doch nicht vor, und in Berlin brauchte ich drei Wochen, bis ich mich soweit erholt hatte um eine

Badekur antreten zu können. Aber auch die schlug nicht besonders an und ich wollte mich eben nach der Schweiz in eine mir dort empfohlene Heilanstalt begeben, als ich in Wiesbaden den langjährigen Hausarzt meiner Eltern, den seiner Zeit in Berlin wohlbekannten Geh. Medizinalrat Wolf traf. Ich klagte demselben mein Leid und sprach ihm von meinen Plänen und bekam von ihm die Antwort, daß das alles Unsinn wäre. „Sie sind überarbeitet und der Fieberanfall hat Ihnen den letzten Stoß gegeben, thun Sie gar nichts, amüsieren Sie sich mäßig, trinken Sie jeden Tag eine Flasche guten Rotwein und einmal in der Woche eine Flasche guten Champagner und kommen Sie in vier Wochen wieder.“ Ich befolgte seinen Rat und konnte, als ich ihn wiedersah, mich als gesund melden.

Die mährische Episode meines Urlaubs hatte aber noch einen anderen, erfreulicheren Abschluß. Als ich Berlin im Februar 1867 verlassen wollte, wendete ich mich an den damaligen Personalrat im Auswärtigen Amt, den späteren Botschafter von Keudell, mit der Bitte, mir die Gelegenheit zu verschaffen, mich bei dem Grafen von Bismarck abmelden zu können. Herr v. K. riet mir von dem Versuch abzustehen, da der Chef sehr angegriffen sei und niemanden sehe; er habe erst vor wenigen Tagen abgelehnt zwei Gesandte zu empfangen, und ein Diener, der einen derselben angemeldet habe, sei sofort entlassen worden; er werde ihm aber mitteilen warum ich Abstand genommen hätte, mich persönlich abzumelden. In Marseille erhielt ich dann kurz vor meiner Abreise nach Japan das folgende Schreiben:

Berlin den 12. Februar 1867.

Euere Hochwohlgeboren haben die Reise nach Japan angetreten, ohne mir Gelegenheit zu geben Sie vorher noch zu sehen. Ich erkenne mit aufrichtigem Dank die Rücksicht, welche Sie anscheinend geleitet hat, bedauere aber lebhaft, daß ich nicht in die Lage gekommen bin, Ihnen mündlich auszusprechen, wie hoch ich neben Ihren Leistungen im auswärtigen Dienste die patriotische Hingebung schätze, welche Sie während des Krieges als Offizier

und bei der Verwaltung von Mähren bethätigt haben. Ich vertraue um so sicherer, daß es Ihrer Umsicht und Ihrem Eifer für den Dienst des Königs und des Landes gelingen wird, das Gebiet unserer nationalen Interessen im fernen Osten zu erweitern; meine besten Wünsche begleiten Sie.

gez. v. Bismarck.

Ich hätte mir kein schöneres Andenken an das Jahr 1866 wünschen können.

VI.

Der Sturz des Taikunats.

1867—1868.

Kolonisationswünsche. — Formosa. — Dolmetschereleben. — Ernennung zum Geschäftsträger. — In Paris. — Eröffnung des Corps législatif. — Neue Kravatte. — Französische Kollegen. — Tod des Taikuns und des Mikados. — Hitutsbashi Taikun. — Verteilung der Simonoseki-Entschädigung. — Schwierige Lage des Taikunats. — Die Gesandten in Osaka. — Empfang durch den Taikun. — Rundschreiben des japanischen Staatsrats über die Behandlung der französischen Beamten. — Angriffe auf Fremde. — Mordthaten in Nagasaki. — Christenverfolgung in Nagasaki. — Schreiben des französischen Gesandten an den Bischof Petitjean. — Französische militärische Mission. — Kapitän Chanoine. — Französische Erfolge und englische Eifersucht. — Sir Harry Parkes. — Zulassung der Schiffe unter norddeutscher Flagge. — Erdbeben. — Flutwelle. — Kubosamma. — Der Taikun dankt ab. — Schreiben des Fürsten von Tosa an den Taikun. — Kundgebung des letzteren. — Die Wachen des Taikuns von den Thoren des Palastes des Mikados verdrängt. — Entlassung des Taikuns. — Neues Verwaltungssystem. — Rückzug des Taikuns nach Osaka. — Die fremden Vertreter in Osaka. — Private und öffentliche Audienz beim Taikun. — Erklärung desselben. — Verhandlungen zwischen Kioto und Osaka. — Vorgänge in Jedo. — Kriegserklärung des Taikuns gegen Satzuma. — Vormarsch der Armee des Taikuns gegen Kioto. — Niederlage derselben. — Ein Bild aus dem Mittelalter. — Flucht des Taikuns nach Jedo. — Selbstmordvorschläge. — Unterwerfung des Taikuns. — Charakteristik Hitutsbashi's.

Während meines Aufenthalts in Berlin hatte ich Gelegenheit gefunden einer andern Frage näher zu treten, die damals manche Gemüter stark beschäftigte. Auf der Fahrt nach Japan 1860 hatte

das dem preußischen Geschwader beigegebene Segeltransportschiff „Elbe" einen Strauß mit den die Südspitze der Insel Formosa bewohnenden Ureinwohnern zu bestehen gehabt; einige Männer des dort ansässigen Stammes der Butan hatten auf die Mannschaft eines von der „Elbe" bei Windstille gelandeten Boots geschossen, was von dem Schiff sofort durch die Beschießung eines der Dörfer des Stammes gerächt worden war. Der Zwischenfall, dem keine besondere Bedeutung beigelegt worden, hatte die Aufmerksamkeit auf die Insel gelenkt, und die Frage der Besitzergreifung derselben war von mehr als einer Seite angeregt und erörtert worden. Amtlich ist man dieser Idee weder damals noch später näher getreten, aber die Sache hatte doch in manchen Kreisen so viele Aufmerksamkeit erregt, daß ich mich schon während meines Aufenthalts in Japan eingehender mit derselben beschäftigt hatte; ich fand, wie gesagt, jetzt in Berlin die Gelegenheit mich zur Sache zu äußern. Für mich stand schon damals der Gedanke fest, daß wir bei einer weiteren Entwicklung unserer Handels- und Schiffahrsinteressen in Ost-Asien eines maritimen Stützpunkts in demselben bedürfen würden, aber politische, militärische und hygienische Erwägungen ließen mir Formosa für den Zweck als ganz ungeeignet erscheinen. Die Erfahrungen, die die Japaner seit 1895 auf der Insel gemacht, und die großen Aufwendungen an Geld und Menschen, zu denen sie sich genötigt gesehen, ohne daß dieselben entsprechende Resultate gezeitigt hätten, haben meine damalige Auffassung von der Ungeeignetheit der Insel für einen deutschen Kolonisationsversuch bestätigt. Was ich 1867 gedacht, hat heute kaum noch einen historischen Wert, aber da doch noch, wie ich mich habe überzeugen können, in manchen Gemütern ein retrospektives Bedauern über die Nichterfüllung der an Formosa geknüpften Wünsche und Hoffnungen besteht, will ich hierher setzen, was ich im Januar d. J. S. K. H. dem Prinzen Adalbert von Preußen, dem damaligen Oberkommandierenden der preußischen Marine, einem lange nicht nach seinem wirklichen Werte geschätzten Manne, über die Frage vorgetragen habe:

„Formosa bietet viel Verlockendes, und das Beispiel der

holländischen Kolonien in jenen Gegenden, besonders Javas, der einzigen Kolonien, welche, um sich eines trivialen, aber bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen, bezahlen, hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, diese Insel als ein passendes Objekt für etwaige Kolonisationsversuche erscheinen zu lassen. Ungefähr 1100 Quadratmeilen groß, reich an allen Erzeugnissen der heißen Zone und durch ihre hohen Plateaus auch für den Anbau mancher, einer kühleren Temperatur bedürfenden Pflanzengattungen geeignet, reich ferner an Kohlen und vulkanischen Produkten und in einer von den Schiffen aller Nationen vielbesuchten Gegend gelegen, gegenüber dem kolossalen chinesischen Reiche mit seiner unerschöpflichen Produktionsfähigkeit und seinem von Jahr zu Jahr steigenden Bedarf, scheint diese Insel allerdings alle Erfordernisse in sich zu vereinigen, welche man an ein für Kolonisationsversuche ausersehenes Land zu stellen berechtigt ist. Aber abgesehen von dem Mangel an guten Häfen, der sich trotz des von Kapitän Werner (Führer der „Elbe") an der Südspitze aufgefundenen, bei einer im wirksamsten Bereich der Taifune gelegenen Insel doppelt fühlbar machen muß, dürfte das hauptsächlichste und bis jetzt wohl kaum genügend ins Auge gefaßte Hindernis für eine Kolonisation Formosas durch preußische bezw. deutsche Kräfte einerseits in dem Abhängigkeitsverhältnis liegen, in welchem die Insel zu dem chinesischen Reiche steht, andererseits in der Schwierigkeit, Einwanderer herbeizuschaffen, ohne die der preußischen Regierung zu Gebote stehenden Kräfte an Geld und Menschen übermäßig anzustrengen, geschweige denn zu übersteigen."

„Formosa zerfällt bekanntlich in zwei durch hohe Gebirge getrennte Hälften, von denen die westliche ausschließlich von Chinesen bewohnte und fast ganz in Kultur genommene unter chinesischer Botmäßigkeit steht und von chinesischen Beamten regiert wird. Eine Besitznahme dieser Hälfte würde allerdings eine große Strecke bereits in Kultur befindlichen Landes und ungefähr 1½ bis 2 Millionen Arbeiter liefern, aber ganz abgesehen von der notorischen Ungesundheit der flachen, mit Reisfeldern bedeckten Küstenstriche, würde eine derartige Besitzergreifung nicht allein unvermeidlich zu einer Kollision

mit der chinesischen Regierung führen, welche die allernachteiligsten Folgen für den deutschen Handel in China haben könnte, sondern auch eine für die disponiblen Kräfte Preußens gewiß nicht unter 20000 Mann (d. h. ein Mann auf je 75—100 Chinesen) zu veranschlagende Truppenmacht in Anspruch nehmen, um die aus den südlichen Provinzen Chinas eingewanderten, nach allen Berichten sehr unruhigen und rebellischen Chinesen in Ordnung zu halten."

„Anders verhält es sich mit der östlichen Hälfte der Insel, die zum großen Teil aus höher gelegenen Plateaus und Bergen bestehend, ein gesunderes Klima besitzt und noch von den ganz wilden und, wie es scheint, nicht kulturfähigen Eingeborenen bewohnt wird. Allerdings beansprucht die chinesische Regierung auch über diesen Teil Formosas die Oberhoheit, aber da sie niemals imstande gewesen ist, dieselbe thatsächlich geltend zu machen, so dürfte eine durch die Besitznahme dieses Teils hervorgerufene Differenz nicht über einen Notenwechsel hinausgehen. Die größte Schwierigkeit, welche sich einer Kolonisation dieser Hälfte entgegenstellen würde, dürfte in der Beschaffung der notwendigen Arbeitskräfte liegen. Die Ureinwohner scheinen, wie bereits erwähnt, nicht kulturfähig zu sein, wenigstens haben die portugiesische und holländische Herrschaft, wie die schon seit Jahrhunderten andauernde chinesische Immigration bis jetzt nur das Resultat gehabt, die Ureinwohner zurückzudrängen, nicht aber sie sich zu assimilieren, und es ist nicht anzunehmen, daß, was den Chinesen mißlungen, den ihnen in dieser Beziehung trotz ihrer großen Befähigung dazu doch nachstehenden Deutschen gelingen werde."

„Daran, europäische Auswanderung nach Formosa zu leiten, dürfte überhaupt nicht zu denken sein. Allerdings erscheinen, wenn man nur nach den Temperaturgraden urteilt, die klimatischen Verhältnisse der höher gelegenen Gegenden nicht absolut ungünstig, aber ein Blick auf die ganz analogen Verhältnisse, welche die Hochebenen von Ceylon, die gebirgigen Teile Javas und die Länder am Fuße der Himalayakette darbieten, dürfte genügen, um darzuthun, daß einerseits der europäische Arbeiter nicht mit dem Eingeborenen

resp. dem asiatischen Immigranten, welche beide viel billiger zu ernähren und zu erhalten sind, konkurrieren kann, und andererseits das Akklimatisieren europäischer Kolonisten in Ländern, welche nicht ein dem mitteleuropäischen wenigstens ähnliches Klima besitzen, zu den Unmöglichkeiten gehört. Die Bemerkung Fr. Kolb's (Handbuch der vergleichenden Statistik): »Können auch die Beamten, die Kaufleute, die Wirte und selbst die Handwerker in jenem Lande leben, so ist dagegen das Verhältnis ein anderes bei den Landleuten, den wirklichen Kolonisten, die der Sonne und überhaupt dem Klima unmittelbar sich aussetzen müssen«, welche derselbe mit Bezug auf Algerien macht, dürfte noch zutreffender für Formosa, wie überhaupt für alle, ähnliche klimatische Verhältnisse darbietende Länder sein."

„Es würde also nur übrig bleiben, die chinesische Einwanderung nach Formosa zu leiten, und dies könnte sich allerdings mit leichter Mühe und geringen Kosten bewerkstelligen lassen, da die Südchinesen, welche einzig und allein auswandern, es jedenfalls vorziehen würden, nach einer nahen halbchinesischen und ihnen mehr oder weniger bekannten Insel, statt nach ferner gelegenen Kolonien anderer Mächte oder nach Kalifornien überzusiedeln. Eine derartige chinesische Einwanderung würde aber eine bedeutende Truppenmacht nötig machen, sowohl um die Stämme der Ureinwohner weit genug zurückzudrängen, um hinreichenden Raum für die Ansiedler zu gewinnen und dieselben gegen feindliche Angriffe zu schützen, als auch um die Chinesen selbst, die, wie das Beispiel von Singapore und Java zeigt, sehr turbulenter Natur sind, in Ordnung zu halten. Das Bedenklichste aber einer derartigen Unternehmung würde jedenfalls sein, daß bei zunehmender Einwanderung und dem steigenden Wohlstande der Kolonie auch zugleich eine Vermehrung der dort stationierten Streitkräfte und damit der Ausgaben nötig werden würde, während doch das Bestreben bei Gründung einer preußischen Kolonie jedenfalls dahin gehen müßte, in den Auswanderern selbst die Elemente der Kraft und der Sicherheit zu finden, welche nur während der ersten Jahre des Bestehens

der Kolonie das Vorhandensein einer starken militärischen Besatzung notwendig machen."

„Die Ansicht, daß zu einer Kolonisation Formosas bedeutende Kräfte gehören, ist bereits wiederholt von verschiedenen Autoritäten ausgesprochen worden; so nimmt z. B. Herr de la Peyrouse in seinem Berichte an den König von Frankreich 4000 Mann Landungstruppen, zwölf Kriegsschiffe und eine entsprechende Transportflotte, als die Macht an, welche er zur Erreichung günstiger Resultate für notwendig erachte und dies zu einer Zeit, in welcher unter Anlegung einer Kolonie die Errichtung eines oder einiger Forts an günstig gelegenen Hafenpunkten verstanden wurde, und man nicht daran dachte, für Ausbreitung des Ackerbaues Sorge zu tragen oder die Anlegung von Pflanzungen anders als ein Regal zu betrachten und mithin einen weit geringeren Rayon zu schützen hatte, als dies in unserer Zeit der Fall sein würde. Einen preußischen Kolonisationsversuch auf die Anlegung eines Hafenforts beschränken zu wollen, hieße die Lage der Verhältnisse gänzlich verkennen und nichts weiter als einen Punkt schaffen, nach welchem eine erst im Entstehen begriffene und an anderen Küsten zum Schutze des Handels und der Schiffahrt viel nützlicher zu verwendende Kriegsmarine unproduktive Spazierfahrten unternehmen würde."

„Eine Kolonisation Formosas auf rationellen Grundlagen und in größerem Maßstabe ist nur durchzuführen, wenn die Regierung entschlossen ist, ein bedeutendes Kapital an Menschen und Geld zu opfern, denn europäische Auswanderer und europäisches Kapital werden ebenso wenig jetzt nach Formosa strömen, als sie vor vierzig Jahren unter weit günstigeren Verhältnissen nach den holländisch-ostindischen Kolonien gegangen sind."

Andere von mir damals und später ausgegangene Anregungen nach dieser Seite hin sind lange erfolglos geblieben und mußten es sein, weil Deutschland und seine Staatsmänner 1867 bis 1871 und noch lange nachher andere Aufgaben und Sorgen hatten. Vom kolonialpolitischen Standpunkte aus war dies jedenfalls zu bedauern, aber das Größere mußte vorgehen, und auch die breitere Masse

des Volkes war nicht reif für solche Fragen, sonst wäre der 1871 aufgetauchte Gedanke, das eben im Werden begriffene französische hinterindische Kolonialreich einem Teil der von Frankreich verlangten Geldentschädigung zu substituieren, vielleicht nicht so ungehört und unberücksichtigt vorübergegangen. In den sechziger und siebziger Jahren wäre in Ost-Asien vieles möglich gewesen, was sich später als unmöglich oder wenigstens als mit erheblich höheren Kosten und größerem Risiko verbunden erwies. Weder Japan, noch die Vereinigten Staaten, ja nicht einmal Rußland waren als ernsthafte Konkurrenten auf dem Gebiet erschienen, und Frankreich war zu sehr in Hinterindien beschäftigt, um anderen nicht gerade auf dem Gebiet mit den seinen konkurrierenden Plänen ernste Hindernisse in den Weg legen zu können. Die Politik, die England später seine Zustimmung zu unseren anderen kolonialen Erwerbungen abnötigte, hätte vielleicht auch in Ost-Asien ähnliche Erfolge erzielen können, aber im Buch des Schicksals stand es anders verzeichnet und so hat es bis zum Jahre 1898 gedauert, ehe in Ost-Asien der Stützpunkt erworben wurde, der nicht länger zu entbehren war, wenn wir nicht unsere immer wachsenden Interessen der Willkür mißgünstiger Nachbarn und Vettern aussetzen wollten.

In einem anderen Punkt fand ich bereitwilliges Entgegenkommen bei meiner vorgesetzten Behörde. Auf meinen Antrag wurden der preußischen Vertretung in Japan zwei Dolmetschereleven beigegeben, von denen der eine, H. P. Kempermann, vor wenigen Monaten als Generalkonsul des Reichs in Sydney verstorben ist. Der andere, Dr. Berlin, trat nach kurzer Zeit in japanische Dienste und verunglückte einige Jahre später, als er aus dem Innern des Landes nach Yokohama zurückkehrte, auf dem Dampfer, auf dem er sich befand, in bisher noch unaufgeklärter Weise.

Auch meine persönliche Angelegenheit wurde zu meiner Zufriedenheit erledigt; meine Ernennung zum preußischen Geschäftsträger in Japan erhielt ich, wie mir versprochen worden war, kurz vor meiner Abreise durch einen über Marseille nach Genua gehenden Feldjäger.

Ehe ich die Rückreise nach Japan antrat, hatten sich die Verhältnisse zwischen Preußen und Frankreich wieder soweit verschoben, daß der Ausbruch eines ernsten Konflikts zwischen den beiden Mächten durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Die Kompensationsforderungen, die Frankreich am 11. August 1866 hatte fallen lassen, waren am 20. desselben Monats durch Benedetti in Berlin wieder aufgenommen worden und umfaßten neben der Herstellung der Grenzen von 1814 und der Erwerbung Belgiens auch die Luxemburgs. In der letzteren Frage schien man in Paris ein schnelleres Tempo einschlagen zu wollen; bereits im August hatte man den Abzug der preußischen Besatzung von dort gefordert, dann waren die Anbändelungen im Haag gekommen und im Januar 1867 erschienen französische Agenten in Luxemburg, um die nach bekanntem Muster in Scene zu setzende Volksabstimmung vorzubereiten. Genug Brandstoff war also vorhanden und ich erwirkte mir die Erlaubnis, zur Teilnahme an einem etwaigen Kriege zurückkehren zu dürfen, falls mich die Nachricht von dem Ausbruch desselben noch durch den Telegraphen, d. h. in Ägypten erreichen würde. Leider sollte ich in meinen Erwartungen getäuscht werden; der damals drohende Krieg brach erst 1870 aus und ich konnte dann, obgleich ich einen Urlaub in der Tasche hatte, meinen Posten um so weniger verlassen, als ich niemanden hatte, der mich hätte vertreten können.

Auf meiner Reise nach Marseille gab ich Depeschen in Paris ab; dieselben enthielten, wenn ich nicht irre, die Annahme der Einladung zum Besuch von Paris während der Weltausstellung durch die Königin Augusta, die sich entschlossen hatte, ihren hohen Gemahl nach dort zu begleiten. Am 14. Februar dinirte ich auf der Botschaft. Es war der Tag der Eröffnung des Corps législatif durch den Kaiser gewesen und die von demselben in seiner Rede mit Bezug auf die Ereignisse von 1866 und die Rolle Frankreichs bei denselben gebrauchte Wendung: „La parole de la France a suffi pour arrêter le vainqueur aux portes de Vienne“ hatte Preußen und Österreicher gleich verletzt, wie ich mich noch an dem

Abend aus den Äußerungen des Grafen Blome, Gasteiner Angedenkens, des einzigen bei dem Diner anwesenden Fremden, überzeugen konnte. Aber auch auf die französische Stimmung hatte die Phrase nicht die vom Kaiser und der Regierung erhoffte beruhigende Wirkung, hervorgebracht. Die Unzufriedenheit in Paris war eine recht bedeutende. Selbst in Gesellschaftskreisen, besonders in den Klubs herrschte eine allen Preußen geradezu feindliche Stimmung und man konnte sich gar keinen Illusionen darüber hingeben, daß unsere militärischen und diplomatischen Erfolge 1866 eine sehr erhebliche französische Animosität gegen Preußen hervorgerufen und dabei das Prestige des zweiten Kaiserreichs schwer erschüttert hatten. Das letztere ist zum Teil an der moralischen Einbuße zu Grunde gegangen, die es 1866 erlitten hatte, wenn auch die Thorheit der Leute, die das Gesetz von 1868, durch das die französische Armee auf 1200000 Mann vermehrt werden sollte — der bekannte österreichische Diplomat und Schriftsteller, Baron von Hübner, charakterisierte das Gebahren der Opposition sehr richtig als eine militärische Debatte in einem Irrenhause — ablehnten, sehr wesentlich zu der schließlichen Katastrophe beigetragen hat. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt, und so wird sich auch niemand darüber wundern, daß der damals eben erfundenen Pseudokravatte, d. h. der durch ein Gummibändchen befestigten Schleife einer solchen, die ein junger Attaché trug, neben der Rede des Kaisers die Ehre der Beachtung zu Teil wurde. Der Kaiser und sein Reich sind seit dreißig Jahren verschwunden, aber die Kravatte fristet noch immer ihr Dasein, wenn auch nicht mehr in den besten Kreisen.

Auf dem Dampfschiffe, wieder „le Tibre", das wir in Marseille nahmen, fanden wir eine zahlreiche diplomatische Gesellschaft; den für Peking neu ernannten französischen Gesandten, Grafen de Lallemand und die zu der Gesandtschaft gehörenden Herren Cte. de Rochechouart, Cte. Tascher de la Pagerie und Mr. de Mombel. Ich bin mit manchen der Herren später recht bekannt und befreundet geworden, aber damals warfen die Ereignisse von 1866 ihre

Schatten auch auf unser gutes Schiff. Graf de Lallemand brachte seine Zeit auf dem Verdeck mit dem Studium eines Schriftstücks zu, auf dessen rotem Deckel in Goldschrift die Worte prangten: „Rapport de la Commission sanitaire internationale, présenté à S. M. l'Empereur Napoléon par le président de la Commission Cte. de Lallemand"; die böse Welt behauptete freilich, daß der „Rapport" nur dazu bestimmt sei, den hinter ihm schlafenden Verfasser den Augen des profanen Vulgus zu entziehen. In Hongkong wechselten wir auf den Messageriesdampfer „Phase", der vom Schwarzen Meer her, auf dem er früher gefahren, einen so schlechten Ruf hatte, daß die Franzosen es vorzogen, eine Post in Hongkong zu überschlagen. Das war insofern ganz angenehm, als dadurch mehr Raum auf dem sehr kleinen Schiff wurde, das seinen schlechten Ruf allerdings sonst vollständig verdiente. Wir hatten eine sehr gute Fahrt nach Shanghai, aber trotzdem das Meer fast gar nicht bewegt war, rollte der „Phase" so, daß man sich kaum aufrecht halten konnte und es manchmal wirklich zweifelhaft schien, ob das Schiff sich wieder aufrichten werde.

Während meiner Abwesenheit von Japan hatten sich zwei Ereignisse zugetragen, die bestimmt waren auf die Entwicklung des Streits zwischen Mikado und Siogun einen maßgebenden Einfluß auszuüben. Am 19. September 1866 war in Osaka der Siogun Iyemochi plötzlich gestorben. Mit Sicherheit hat die Ursache seines Todes nicht festgestellt werden können; das Gerücht sprach wieder von einem diesmal gelungenen Attentat auf sein Leben, aber, wenn auch die Thatsache, daß er und seine Vorgänger in Augenblicken ernster innerer Verwicklungen unerwartet aus dem Leben schieden, geeignet scheint, Verdacht zu erregen, so liegen doch keine Beweise vor, welche zu den daraus zu ziehenden Schlüssen berechtigen würden. Als sein Nachfolger zuerst im Hause Tokugawa wurde von dem Mikado im Oktober Hitutzbachi bestimmt, der von nun an als Chef desselben Tokugawa Yoshinobu genannt oder nach der chinesischen Aussprache des Namens von seinen Gegnern als „Keiki" bezeichnet wurde. Im Januar erhielt er die Würde des Siogun.

Es war eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß der Mann, der so viel dazu beigetragen hatte das Siogunat in seine schwierige Lage zu bringen, nun die Verteidigung desselben gegen seine früheren Freunde und Helfer übernehmen mußte. Er scheint sich auch lange gegen diese Ehre und die mit derselben verbundene Aufgabe gesträubt und sich zur Übernahme derselben erst entschlossen zu haben, als der in den letzten Tagen des Januar an den Blattern erfolgte Tod des Mikados die politische Lage in vorteilhafterem Lichte erscheinen ließ. Der Kaiser Komei war ein entschiedener Fremdenhasser gewesen, während man von seinem sechzehnjährigen Sohn und Nachfolger Mutzuhito, dem noch jetzt regierenden Kaiser, um so mehr erwarten durfte, daß derselbe sich den Ratschlägen des Siogunns willfähriger erweisen würde, als der Quambaku und die Mehrzahl der Kuges zu demselben hielten. Unter den Landesfürsten fand die Ernennung Hitutzbachis zum Siogun freilich wenig Beifall; dieselben hatten gewünscht und erwartet, daß an die Stelle der dem Siogun übertragenen Exekutivgewalt die persönliche Regierung des von den Fürsten beratenen Mikados treten werde; der Kampf um die Herrschaft dauerte also nicht allein fort, er spitzte sich im Gegenteil immer schärfer auf die Frage der gänzlichen Aufhebung des Siogunats und der Restauration des Mikados zu. Die Stellung des Siogunats war, wie sich nicht verkennen ließ, durch die Erfolge der von Satzuma unterstützten Truppen des Fürsten von Choshiu eine sehr prekäre geworden: zwar war es den Bemühungen Katz Awanokamis, eines in den Dienst des Siogunns getretenen Satzumaners, gelungen, die Choshiu-Leute zum Rückzuge in ihr Gebiet zu bewegen und eine Art von Verständigung zwischen dem Siogun und dem rebellischen Vasallen zu vereinbaren, aber das militärische Prestige des ersteren hatte durch die Niederlage seiner Truppen einen schweren Schlag erlitten, der in einem Lande wie Japan, in dem der Soldat — der zweischwertige Adlige war im Grunde nichts anderes — alles galt, von ganz besonders schwerwiegender Bedeutung sein mußte. Auch andere Sorgen, besonders finanzieller Art, bedrängten den Siogun. Eine sehr schlechte Reisernte in seinen Provinzen hatte eine an vielen Stellen an Hungers-

not grenzende Teuerung hervorgerufen, die seine Einnahmen sehr herabminderte, während die Übernahme der Simonoseki-Indemnität, auf deren Zahlung die an ihr beteiligten Mächte bestanden, seine Finanzen schwer in Anspruch nahm. Die im Quanto, d. h. den Erblanden des Siogun, herrschende Not wurde zum Teil dadurch gemildert, daß die Regierung die Einfuhr von fremdem Reis gestattete; der letztere war aber teilweise von so schlechter Beschaffenheit, daß die Japaner sich weigerten ihn zu genießen und die Importeure statt des erwarteten Gewinns recht erhebliche Verluste erlitten. In Betreff der Simonoseki-Entschädigung hatten sich die Mächte dahin geeinigt, daß nach Abzug von 140 000 Dollars Entschädigung für jedes der drei angegriffenen Schiffe, ein holländisches, amerikanisches und französisches, der Rest, d. h. 2 500 000 Dollars, zu gleichen Teilen unter die vier Beteiligten verteilt werden solle. Diese Abmachung war auf Grund eines von Washington ausgegangenen Vorschlages getroffen worden, wo man der Ansicht gewesen war, daß, da der moralische Einfluß aller vier Mächte gleichmäßig zu dem glücklichen Ausgange des Unternehmens beigetragen habe, die Verschiedenheit in den zur Verfügung gestellten materiellen Mitteln bei der Verteilung der Entschädigung nicht zum Ausdruck kommen dürfe. Diese Auffassung war eine um so eigentümlichere als, abgesehen von der auf Grund des französisch-japanischen Übereinkommens vom 20. Juni 1864 festgesetzten Entschädigung von 140 000 Dollars, die mehr als hinreichend war um die Ersatzansprüche der Eigentümer des Pembroke, die sich auf 14 000 Dollars belaufen hatten, und die durch die Verluste und Beschädigungen der Korvette Wyoming verursachten Forderungen zu decken, die ganzen Ausgaben der Regierung der Vereinigten Staaten, die derselben aus der Simonoseki-Expedition entstanden waren, in 9500 amerikanischen Golddollars für die Miete des Dampfers Takiang und 1848 mexikanischen Dollars für von demselben verbrauchte Kohlen bestanden. Wenn die Forderung der amerikanischen Regierung damals schon einen eigentümlichen Eindruck machte, so erschien das Vorgehen derselben noch absonderlicher, als sie zehn Jahre später den Betrag der japanischen Regierung mit

dem Bemerken zurückerstattete, daß sie keine Verwendung für denselben habe. Einen Erfolg dürfte sie von diesem Schritt nicht gehabt haben, wenigstens keinen anderen als ein allgemeines Kopfschütteln über ein Verfahren, das sich kaum als ein im Verkehr von Staat zu Staat gebräuchliches bezeichnen läßt. Bis zu Ende des Jahres 1866 hatte die japanische Regierung ein Drittel des Betrages der Entschädigung gezahlt und damit ihre Finanzen um ebenso viel geschädigt. Einen Vorteil hatte sie davon nicht gehabt, denn sie hatte sich trotzdem genötigt gesehen, den Handelsverkehr der Landesfürsten in den geöffneten Häfen freizugeben, während sie auf der andern Seite ebenso wenig imstande gewesen war, den Verkehr der fremden Diplomaten mit den Landesfürsten zu verhindern. Wenigstens hatte der englische Gesandte Sir Harry Parkes 1866 dem Fürsten von Satzuma in Kagosima und dem von Uwadjima in der Stadt gleichen Namens einen Besuch abgestattet, an die sich 1867 solche bei den Fürsten von Awa in Tokushima und Tosa in Kochi anschlossen. Auch der am 25. Juni 1866 erfolgte Abschluß eines Abkommens zwischen den Vertretern der vier Mächte und der japanischen Regierung, durch das u. a. alle bisherigen Beschränkungen des Handels weggeräumt und ein Ein- und Ausfuhr-Zolltarif mit festen Sätzen auf der Grundlage von 5 Prozent vom Wert vereinbart wurde, erwies sich, wenn er auch unzweifelhaft sehr wesentlich zur Entwickelung des Verkehrs zwischen Japan und dem Auslande beigetragen hat — er blieb bis 1896 in Kraft — in der ersten Zeit den Finanzen des Taikuns nicht als günstig. Das Abkommen enthielt außerdem Bestimmungen über die Errichtung einer Münze, den Bau von Zollspeichern und die Betonnung und Erleuchtung der japanischen Küste, die der Regierung ebenfalls nicht unerhebliche Lasten auferlegten.

Im März hatte der französische Gesandte Mr. Roches in Osaka eine Zusammenkunft mit dem Taikun, der zu dem Zweck von Kioto dorthin kam. Im April begaben sich dann die Vertreter der vier Mächte nach Osaka — der amerikanische Geschäftsträger Portman war inzwischen durch den Gesandten General van Valkenburgh er-

setzt worden — und wurden dort ebenfalls von dem Taikun in Privat- und feierlichen Audienzen empfangen; der Eindruck, den der Taikun auf die Vertreter machte, die während der Zeit ihres Aufenthalts in Osaka seine Gäste waren, war ein vorteilhafter; die Empfänge verliefen, entgegen dem früher beobachteten Zeremoniell, ganz in der an europäischen Höfen gebräuchlichen Weise, und auch die Absteckung der für die fremden Niederlassungen bestimmten Terrains in den am 1. Januar 1868 für den Handel zu öffnenden Plätzen Hiogo und Osaka bot keine Schwierigkeiten, so daß die bestehenden amtlichen Beziehungen als gute, jedenfalls als bessere als früher bezeichnet werden konnten. Die fremden Vertreter wurden bei ihrer Rückkehr nach Yokohama von dem japanischen Fort salutiert und von den Ministern der Auswärtigen Angelegenheiten zu ihrem Empfang durch den Taikun beglückwünscht, zugleich richteten die letzteren am 15. Mai an alle Beamten ihres Ressorts ein Zirkular, in welchen sie denselben den Empfang der fremden Vertreter durch den Taikun mitteilten und besondere Verhaltungsmaßregeln für den zukünftigen Verkehr mit den Gesandtschaften gaben. Das Schriftstück ist ganz besonders deswegen interessant, weil sich aus ihm ergiebt, welche Anschauungen bisher in den Kreisen geherrscht hatten, denen die Pflege der völkerrechtlichen Beziehungen Japans zufiel. Die Schlußsätze des Rundschreibens lauteten: „Da die Gesandten mit großen Ehren empfangen worden sind, so werden dieselben bei Gelegenheit ihrer Rückkehr nach Jedo zur Entgegennahme von Glückwünschen vom Staatsrat (Gorogio) nach dem Gebäude desselben eingeladen und bewirtet werden. Bei dieser Bewirtung wird über nichts Geschäftliches verhandelt werden, sondern der Gegenstand des Gesprächs wird nur in angenehmen Sachen bestehen. Später werden die Mitglieder des Staatsrats von Zeit zu Zeit die fremden Vertreter nach ihren Wohnhäusern einladen und mit Fisch und Reis bewirten. Den Ministern wird auch gestattet sein, Einladungen der Gesandten anzunehmen und sich in den fremden Gesandtschaften bewirten zu lassen. Wenn ein fremder Vertreter aber den Staatsrat in Geschäften besucht, soll keine Bewirtung stattfinden, sondern

nur Thee und Zuckerwerk gereicht werden. Das Vorstehende gilt ebenfalls für die Gouverneure der Auswärtigen Angelegenheiten und den Gouverneur von Kanagawa (Yokohama). Die Gesandten und anderen Beamten können die Gouverneure in ihren Wohnungen aus freundschaftlicher Veranlassung und in ihren Geschäften besuchen. Dies bezieht sich nicht nur auf die Gouverneure der Auswärtigen Angelegenheiten, sondern auch auf die der Armee, der Marine und der andern Departements. Zur Nachachtung für die hauptsächlichsten Beamten des Auswärtigen Amts wird bemerkt, daß an die fremden Vertreter und andere gerichtete Schreiben in achtungsvoller Form abgefaßt und mit dem kleinen Stempel versehen sein müssen. Einladungen müssen in der höflichsten Form erfolgen. Bei dem Verkehr mit den Fremden muß in Zukunft Aufrichtigkeit die Regel sein."

Während so der gesellschaftliche Boykott, der bis dahin über die fremden Vertreter, Beamten und Offiziere verhängt gewesen war, aufgehoben wurde, gab der Taikun einen weiteren Beweis seiner fortschrittlichen Gesinnungen, indem er seinen jüngeren Bruder als Kommissar zu der in diesem Jahre in Paris stattfindenden Weltausstellung entsandte, aber dieser Wechsel in den Anschauungen und Gefühlen, oder wenigstens in der Haltung der hochstehenden Persönlichkeiten, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß auch manche der Landesfürsten diese Auffassung teilten, war noch nicht tief genug in die unteren Schichten der Bevölkerung eingedrungen, um dem Haß und damit den Ausschreitungen gegen die Fremden ein Ende zu machen. Die letzteren mehrten sich im Gegenteil in bedenklichster Weise. Zwei über Land von Osaka nach Yokohama zurückkehrende Engländer wurden in ihrem Nachtquartier in einem an dem Tokaido gelegenen Platze, in dem auch ein Abgesandter des Mikado übernachtete, der von einem Besuch der Grabstätte der Igeyas zurückkehrte, wo er die jährlich vorgeschriebenen Zeremonien verrichtet hatte, von den Begleitern desselben überfallen. In der Nacht brachen zehn oder zwölf dieser Leute in das von den Engländern bewohnte Theehaus, aus dem sie durch den Anblick eines von einem der japanischen Begleiter derselben auf sie gerichteten Revolvers vertrieben

wurden, ohne mehr Schaden als einige mit Säbelhieben zerhackte Pfeiler, Matratzen und Mosquitonetze angerichtet zu haben. Der Energie des einen der Engländer, des jetzigen Gesandten in Peking, Sir Ernest Satow, früher in gleicher Eigenschaft in Marokko und Japan, gelang es am nächsten Tage, mehrere der Schuldigen verhaften zu lassen, die nach einiger Zeit die verdiente Strafe erhielten. Der Rädelsführer wurde hingerichtet und die anderen zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt. Nicht lange darauf, im Juli d. J., entgingen Mr. Satow und ein Attaché der englischen Gesandtschaft, Mr. Algernon B. Mitford, der Verfasser eines der reizendsten über Japan veröffentlichten Bücher „Tales of old Japan" nur dadurch, daß sie zufällig einen anderen Weg eingeschlagen hatten, einem von Tosa- und Satzuma-Leuten gegen sie gerichteten Mordanschlage. Im Juni wurde ein amerikanischer Matrose in Nagasaki ermordet und im August traf zwei Matrosen des englischen Kriegsschiffes „Icarus" dort dasselbe Schicksal. Die letztere That war für die Zustände im Lande besonders charakteristisch. Die beiden Matrosen waren betrunken auf der Straße eingeschlafen; eine Anzahl junger Studierender aus Chikuzen, die auch ein Trinkgelage gefeiert hatten und dann noch einen Spaziergang machten, fanden die Leute und umstanden dieselben lachend und plaudernd, als der älteste von ihnen plötzlich seinen Säbel zog und mit zwei Hieben die Schlafenden tötete. Die jungen Männer machten dem Agenten des Fürsten in Nagasaki Meldung von dem Vorgefallenen, der ihnen befahl, die Sache geheim zu halten; der Mörder wurde an Bord eines Schiffes gebracht, wo er sich selbst entleibte, und seine Begleiter wurden in ihre Heimatprovinz zurückgeschickt, wo ihnen ebenfalls Schweigen auferlegt wurde. Erst 1869 fand der Vorfall seine Sühne.

Aber auch in anderer Weise zeigte sich die noch überall vorhandene Feindseligkeit gegen das fremde Element. Es ist bekannt, mit welcher rücksichtslosen Grausamkeit in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Japan das Christentum unterdrückt und die Bekenner desselben ausgerottet worden waren; trotzdem hatten sich

kleine Gemeinden derselben in der Nähe von Nagasaki sowohl auf dem Gebiet des Taikuns, wie auf dem verschiedener Landesherren erhalten. Bei der Eröffnung des Reiches für den fremden Verkehr waren mit den Kaufleuten auch Missionare aller Konfessionen gekommen und es war wohl erklärlich, daß die sich in Nagasaki aufhaltenden katholischen Missionare — die Stadt war damals der Sitz des einzigen apostolischen Vikariats in Japan und der Vikar, Bischof Petitjean, von den Missions-Etrangères, einer der bravsten Leute, die ich je kennen gelernt habe — ihren eingeborenen Glaubensgenossen die Tröstungen der Religion zu bringen und den Glauben derselben zu stärken suchen sollten. Dabei mag schließlich mit einiger Unvorsichtigkeit vorgegangen worden sein, die die Aufmerksamkeit der Behörden erregte, sodaß im Juli eine Anzahl japanischer in Urakami in der Nachbarschaft von Nagasaki wohnender Christen verhaftet und ins Gefängnis geworfen wurden, wo man den Versuch machte, sie zur Abschwörung ihres Glaubens zu veranlassen. Die japanischen Lokalbehörden erklärten, daß sie auf ausdrücklichen Befehl von Kioto gehandelt hätten und die Gefangenen nicht freilassen könnten, versprachen aber, dafür zu sorgen, daß dieselben nicht der Tortur unterworfen oder sonst gemißhandelt würden, und ich glaube, daß sie diesem Versprechen nachgekommen sind. Die durch die Umstände gebotene vorsichtige Verwendung der fremden Vertreter, an der ich mich beteiligte, blieb anfänglich erfolglos, schließlich gelang es dem bei der Frage in erster Linie interessierten französischen Gesandten, Mr. Roches, die bedingungslose Freilassung der verhafteten 78 eingeborenen Christen gegen das Versprechen zu erlangen, daß die katholischen Missionare sich in Zukunft jeder Thätigkeit enthalten würden, durch die Eingeborene veranlaßt werden könnten, den Landesgesetzen zuwider zu handeln, und das Christentum war bekanntlich streng verboten.

In einem an Bischof Petitjean gerichteten Privatschreiben, das die amtliche Mitteilung von dem erreichten Erfolge begleitete, schrieb Mr. Roches: „Die Landesfürsten, von denen uns gesagt wurde, daß sie der Ausbreitung des Christentums günstig wären, und die

vollständig von allem unterrichtet waren, was in Urakami vorging, haben sämtlich bei dem Taikun gegen die Sachlage dort protestiert. Sie haben sich den Anschein gegeben, als ob sie glaubten, daß die Regierung des Taikuns die Sache schweigend geschehen ließe, und sie haben erklärt, entschlossen zu sein, zu den entschiedensten Maßregeln zu greifen, um das Grundgesetz des japanischen Reiches aufrecht zu erhalten, sowie daß sie die schärfsten Befehle gegeben hätten, jeden europäischen Priester und jeden eingeborenen Christen hinzurichten, der ihr Gebiet zu betreten wage. Diese Briefe der Landesfürsten sind nicht etwa ad hoc erfundene Argumente der japanischen Regierung, ich habe dieselben gelesen und bin in der Lage gewesen, mich von ihrer Authentizität zu überzeugen. Sie werden begreifen, Herr Bischof, wie schwierig die Stellung des Taikuns ist, dem die Regierungsgewalt vom Mikado übertragen worden ist, um die Durchführung der Gesetze des Landes zu sichern. Der junge Fürst ist von den liberalsten Ideen beseelt, er begreift, daß der Tag nicht fern ist, an dem Gesetze religiöser Duldung die des barbarischen Fanatismus ersetzen werden, die noch in Kraft sind, aber auf der anderen Seite kennt er sein Land und den Geist der Aristokratie desselben zu gut, um die Zukunft durch verfrühte und ungeeignete Maßnahmen zu gefährden. — Dies also ist die Lage, Herr Bischof. Ist nicht die Milde des Herrschers, der noch nicht stark genug ist, den Fanatismus der Landesfürsten im Zaum zu halten, eine sichere Garantie für die Zukunft? Sollten wir ihm nicht für eine Entscheidung ohne Präcedenzfall in der Geschichte Japans dankbar sein und es vermeiden, neue Schwierigkeiten in seinen Weg zu stellen, der schon voll genug von Hindernissen ist und den er mit solcher Entschlossenheit betreten hat? — Ein Jahr und zehn Jahre machen keinen merklichen Unterschied in der Erfüllung der Wege Gottes. Sie wissen das besser, als ich, Monseigneur, lassen Sie daher nicht den Eindruck aufkommen, als ob Sie das Werk Ihrer Vorgänger durch den sonst so edlen Wunsch gefährden könnten, es selbst zu Ende führen zu wollen. Große Entsagung wird von Ihnen verlangt, das ist wahr, aber Sie werden dies Opfer bringen, denn, ich sage

es aus vollster Überzeugung, Sie besitzen alle Tugenden des Apostolats."

Goldene Worte, die jedem Staatsmann und jedem Missionar nicht warm genug ans Herz gelegt und zur Nachachtung empfohlen werden können.

Ich werde später Gelegenheit haben, auf die weiteren Verfolgungen des Christentums in Japan zurückzukommen, die leider mit der soeben erwähnten nicht ihren Abschluß gefunden hatten. Hier nur die Bemerkung, daß nach den damaligen, wohl etwas übertriebenen Mitteilungen der katholischen Missionare sich noch 20000 eingeborene Christen im Lande, meistens im südlichen Teil von Kiusiu, befinden sollten, fast ausschließlich Nachkommen der alten durch die Jesuiten Bekehrten, die die japanische Regierung glaubte mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu haben. Freilich war ihnen von ihrem Glauben im Laufe der Jahrhunderte wenig mehr geblieben als das Zeichen des Kreuzes und die Worte: „Jesus Maria", sowie die unverbrüchliche Treue, mit denen sie an diesen Symbolen eines Glaubens festhielten, für die Tausende ihrer Vorfahren den Märtyrertod erlitten hatten.

Bei meiner Ankunft in Yokohama, der kurz darauf die eines italienischen Gesandten, Grafen de la Tour, folgte — Verträge mit Italien, Belgien und Dänemark waren während meiner Abwesenheit abgeschlossen worden — hatte ich bald Gelegenheit zu bemerken, daß sich ein neues Element, das der politischen und kommerziellen Eifersucht, in das bis dahin geschlossen gewesene diplomatische Korps eingedrängt hatte. Der französische Gesandte hatte es mit unleugbarer Geschicklichkeit verstanden, die Stellung und den Einfluß, den er zu erwerben gewußt, zu Gunsten der Interessen seines Landes auszunutzen. Eine französische militärische Mission aus einer Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren bestehend, war von Frankreich erbeten und entsandt worden, um die Truppen des Taikuns auszubilden. An ihrer Spitze stand der Hauptmann des Generalstabes Chanoine, der später als Kriegsminister in der Dreyfusangelegenheit eine so eigentümliche Rolle gespielt hat. Ich habe ihn damals und beinah zwanzig Jahre später

in Peking als einen ebenso liebenswürdigen, wie unter recht schwierigen Verhältnissen ruhigen und gewandten Mann kennen gelernt, was mir sein Verhalten 1898 um so weniger verständlich erscheinen ließ. Ich habe mir dasselbe immer aus der Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, erklärt, die für die meisten Leute besteht, sich von den Eindrücken, Vorurteilen und Einflüssen der Mitte freizumachen, in der sie aufgewachsen sind und gelebt haben. Wir sehen heute noch täglich ähnliches in unseren agrarischen Kämpfen. — Der Bau eines Marineetablissements und Docks in Yokoska in der Nähe von Yokohama wurde ebenfalls einem französischen Ingenieur, Mr. Verny, und französischen Arbeitern anvertraut und die Hülfe französischer Finanzleute für das Unternehmen in Anspruch genommen. Die Maschinen für eine Münze, sechs Leuchttürme und eine Anzahl Geschütze wurden in Frankreich bestellt und Franzosen engagiert, um an die Spitze einer Gießerei in Yokohama und einer Schule in Jedo zu treten. Kriegsschiffe wurden in den Vereinigten Staaten angekauft und Amerikaner als Lehrer für die Schule in Jedo engagiert, während Holländer an der Spitze der medizinischen Schule und einer Regierungswerkstätte in Nagasaki standen. Bei allen diesen unzweifelhaften Fortschritten auf dem richtigen Wege wurden Engländer wenig oder garnicht berücksichtigt und der englische Gesandte, Sir Harry Parkes, hätte nicht der energische und strebsame Mann, der typische Vertreter der Klasse seiner Landsleute sein müssen, denen sein Vaterland sein Kolonialreich und damit seine Größe verdankt, wenn er nicht in dieser Beiseiteschiebung britischer Interessen und Einflusses einen Grund gesehen hätte, sich der Gegenpartei zuzuwenden. Der Kampf zwischen dem Mikado und dem Siogun, oder richtiger zwischen ihren Anhängern, denn beide waren Puppen in den Händen derselben, wäre immer zum Ausbruch gekommen und sein Ausgang nach menschlichem Ermessen ebenfalls derselbe gewesen, aber die Katastrophe wäre voraussichtlich weniger schnell und mit weniger elementarer Gewalt hereingebrochen, wenn der englische Vertreter sich nicht so entschieden auf die Seite der südlichen Landesfürsten gestellt und denselben die Überzeugung gegeben hätte, daß

der Taikun auf eine thatsächliche Unterstützung von fremder Seite nicht zu rechnen haben würde. Ob Sir Harry Parkes damals in einem geeinigten und aufstrebenden Japan einen möglichen Bundesgenossen gegen Rußland gesehen haben mag, muß ich dahin gestellt sein lassen, da das allein maßgebende Material zur Beurteilung und Entscheidung der Frage, seine Berichte an das Auswärtige Amt in London, nicht vorliegen; die englische Politik hat mit der Möglichkeit erst seit 1894 zu rechnen begonnen; bis dahin wurde China von ihr in diesem Lichte angesehen und behandelt. Sir Harry Parkes konnte sich aber damals darüber nicht zweifelhaft sein, daß es sich in dem kommenden Kampfe um einen solchen zwischen dem Süden und Norden Japans handeln würde und daß die Stimmung, wenn nicht unter den Fürsten des Südens, so doch unter ihren Unterthanen und Anhängern, soweit dieselben der allein maßgebenden Samuraiklasse angehörten, eine entschieden fremdenfeindlichere war, als unter denselben Elementen im Norden. Der Kampf ist denn auch von den Südlichen mit dem Ruf: „Fort mit den Fremden" begonnen worden, und es war allein dem Zufall, daß gleich in der ersten Zeit einige blutige Angriffe auf Fremde verübt wurden, zu verdanken, daß die fremden Vertreter sich zum festen Zusammenschluß und gemeinsamer Abwehr der drohenden Gefahr genötigt sahen und so die siegreiche Partei zwangen, sie mit größerer Rücksicht zu behandeln, als ursprünglich im Wunsche und in der Absicht ihrer meisten Anhänger gelegen haben dürfte.

Im allgemeinen waren, wie schon bemerkt, die Minister des Taikuns ersichtlich bemüht, gute Beziehungen zu den fremden Vertretern zu unterhalten, aber selbstverständlich gab es immer eine Menge Fragen, bei denen man auf den früheren Widerstand stieß. So habe ich während längerer Zeit darüber verhandeln müssen, daß die japanische Regierung den Schiffen unter der Flagge des Norddeutschen Bundes ihre Häfen öffnete. Da traf eines Tages von Yokohama — ich weilte damals in Jedo — die Nachricht ein, daß ein Deutscher in einem nahegelegenen Badeort ermordet worden sei und sich eine größere Anzahl unserer Landsleute aufgemacht

hätten, um die Leiche zu holen. Auch der japanischen Regierung mußte die Nachricht zugegangen sein, denn wenige Stunden nachdem ich dieselbe erhalten hatte, erschienen mehrere Gouverneure der Auswärtigen Angelegenheiten bei mir, um das Bedauern der Regierung über den Vorfall auszusprechen. Ich lehnte jedes Eingehen auf denselben ab, da es mir nicht zusage, neue Fragen anzuschneiden, bevor die alten erledigt seien, und fing wieder an, über Zulassung der Schiffe unter norddeutscher Flagge zu reden. Eine Stunde später war das Protokoll unterzeichnet, das meine Forderung zugestand, und am nächsten Tage traf die Nachricht ein, daß das Gerücht von dem begangenen Morde ein falsches gewesen sei und jeder Begründung entbehrt habe. Bei einer der vielfachen Unterredungen, die ich in dieser Zeit mit den Ministern des Taikuns hatte, begann das Haus, in dem wir waren, ganz bedenklich zu knacken und zu schütteln. Es war ein Erdbeben. Wir befanden uns in einem langen Saale, dessen nach dem Garten zu gehenden Schiebethüren geöffnet waren und ich saß auf der Seite des Gartens; ich schob also ganz vorsichtig mein rechtes Bein zurück, um sprungfertig zu sein, da ich aber sah, daß meine Gegenüber, die japanischen Minister, keine Miene verzogen, sondern schweigend dasaßen, ohne sich zu rühren, wollte ich mich nicht an Kaltblütigkeit übertreffen lassen, sondern zog meine Uhr und beobachtete, wie lange das Erdbeben dauern würde. Ich zählte dreiundsechzig Sekunden von dem Augenblicke an, in dem ich nach der Uhr gesehen hatte, so daß die ganze Geschichte vielleicht anderthalb Minuten gedauert haben wird. Als die Erde sich wieder beruhigt hatte, sagte einer der Minister, daß die Stöße, die man fühle, die horizontalen, nichts zu bedeuten hätten, wirklich gefährlich seien nur die vertikalen, die einem das Haus über dem Kopf zusammenwürfen, ehe man Zeit gehabt habe, zu merken, daß etwas nicht in Ordnung sei. Er und seine Kollegen führten dann eine Anzahl von Beispielen aus dem Erdbeben von 1854 an, die, wenn sie richtig sein sollten, allerdings beweisen würden, daß die Häuser durch den ersten Stoß über den Haufen geworfen worden waren, ohne daß die Bewohner auch nur

die Zeit gehabt hätten, eine Bewegung zu ihrer Rettung zu machen. Bei diesem Erdbeben kamen in Jedo über 100000 Menschen um und ein großer Teil der Stadt wurde zerstört, hauptsächlich durch eine ausbrechende Feuersbrunst. In Simoda wurde bei derselben Gelegenheit die russische Fregatte Diana durch das zurückweichende und wiederkehrende Wasser so auf den Boden des Meeres aufgestoßen, daß sie zum vollständigen Wrack wurde. Ich habe übrigens in dieser letzteren Beziehung selbst einmal einem sehr merkwürdigen Phänomen beigewohnt. Einige Fremde und ich saßen eines Nachmittags auf dem Wall, der den Garten des General-Konsulats gegen die See abschloß. Das Meer war ganz ruhig, plötzlich hob sich das Niveau desselben sechs bis sieben Fuß, so daß das Wasser über die steinerne Ballustrade in den Garten lief, sank dann wieder ebenso schnell und beruhigte sich bald ganz. Einige Seeoffiziere, die unter meinen Gästen waren, behaupteten sofort, daß es sich um eine durch ein unterirdisches Erdbeben hervorgerufene Flutwelle handeln müsse, und nach einigen Monaten erfuhren wir von dem großen Erdbeben und der furchtbaren Flutwelle, die einen Teil der Westküste Südamerikas verwüstet hatten. An Bord der im Hafen von Yokohama liegenden fremden Kriegsschiffe sind damals Beobachtungen gemacht worden, die gestattet haben, die Zeit zu berechnen, welche die Welle gebraucht hatte, um von der Westküste Amerikas nach der Ostküste Japans zu gelangen.

Auch die Vorbereitungen zu der für den 1. Januar 1868 angesetzten Eröffnung der neuen Häfen nahmen erfreulichen Fortgang, Niegata war besichtigt und wenn auch nicht für besonders gut, so doch als der beste Hafen an der Westküste erkannt worden, ebenso war Ebisuminato auf der Insel Sado für den fremden Verkehr in Aussicht genommen worden, und die Umarbeitung der Bestimmungen, unter denen Fremden die Niederlassung in den neuen Häfen und Plätzen gestattet werden sollte, näherte sich der Vollendung. Am 18. September wurde bekannt gemacht, daß dem Taikun der Titel Kubosama verliehen worden sei, ein Titel, über dessen Bedeutung man sich nie recht klar geworden ist, der aber vermutlich mit dem

Titel Naidaijin zusammenhing, den der Taikun gleichzeitig vom Mikado erhielt. Letzterer war der vierte der großen Titel Daijo-daijin, Sadaijin, Udaijin (großer Minister des großen Reichs, Minister zur Linken und zur Rechten) und Naidaijin, von denen die ersteren drei den annähernd gleichen Rang, der vierte einen etwas niedrigeren hatte; der letztere war der dem Taikun gewöhnlich verliehene. Man glaubte aus der Verleihung des Titels entnehmen zu können, daß der Taikun fortfahre, einen bestimmenden Einfluß am Hofe des Mikados auszuüben, und auch die Minister des ersteren sprachen sich im allgemeinen als nicht unbefriedigt mit der Lage der Verhältnisse aus, wobei die vorsichtigeren allerdings hinzufügten, daß man in Japan nie wissen könne, wie lange die Ruhe erhalten bleiben würde. Trotzdem war die Überraschung sehr groß, als am 16. November bekannt wurde, daß der Taikun sein Amt in die Hände des Mikados zurückgegeben habe. Später ist es möglich gewesen, die Ereignisse, welche zu diesem Schritt geführt hatten, wenigstens annähernd festzustellen.

Im Juli hatte der Mikado zwei Edikte erlassen, durch deren erstes die früher gegen die Eröffnung von Hiogo und Osaka erhobenen Einwendungen zurückgezogen wurden, während das zweite die friedliche Beilegung des noch immer zwischen Choshiu und dem Taikun bestehenden Streites befahl. Gegen dieses zweite Edikt war von Seiten der Fürsten von Satzuma, Tosa, Etzisen und Uwajima unter dem Vorwande Einspruch erhoben worden, daß der Fürst von Choshiu wie sie selbst zu den achtzehn großen Reichsunmittelbaren gehöre, und die einzige Grundlage, auf der eine Verständigung erfolgen könne, daher die sei, daß er in alle seine früheren Ämter und Würden wieder eingesetzt werde, gegen Rückgabe der Gebiete, die er vom Taikun und den Bundesgenossen desselben erobert habe. Im Oktober richtete dann der Fürst von Tosa an den Taikun die Aufforderung, die ihm übertragene Gewalt an den Mikado zurückzugeben. Er führte aus, daß allerdings seit langer Zeit die Regierung immer in den Händen der militärischen Klasse gelegen habe, daß aber seit der Ankunft der Fremden die Fürsten sich unter-

einander gestritten und innere Kriege nicht aufgehört gehabt hätten, so daß fremde Nationen das Reich hätten beleidigen können. Dies sei daher gekommen, weil die Verwaltung von zwei Mittelpunkten, dem Mikado und dem Siogun ausgehe und ein Teil des Reiches auf den einen, der andere auf den anderen blicke. Der Gang der Ereignisse habe eine durchgreifende Veränderung herbeigeführt, und das alte System könne nicht aufrecht erhalten bleiben. Darum möge der Siogun die Regierungsgewalt in die Hände des Mikados zurücklegen und so für Japan eine Grundlage schaffen, auf der es den anderen Mächten ebenbürtig sein könne. Das sei seine, des Sipoguns, erste und oberste Pflicht. Den fremden Vertretern wurde am 16. November die Mitteilung gemacht, daß der Taikun in Zukunft keinerlei Macht mehr besitze, in den inneren Angelegenheiten Japans irgend welche Vereinbarungen oder Entschließungen zu treffen. Das Schriftstück, in dem er dem Hofe und den Landesfürsten seinen Entschluß mitteilte, lautete: „Ein Rückblick auf die verschiedenen Veränderungen, durch welche das Reich hindurchgegangen ist, zeigt uns, daß nach dem Absterben der Autorität des Monarchen die Gewalt zuerst in die Hände der Staatsminister und nach den Kriegen von 1156 bis 1159 in die Hände der Buke, der militärischen Klasse, überging. Mein Vorfahre Iyeyas empfing größere Beweise des Vertrauens, als irgend jemand vor ihm und seine Nachkommen sind ihm während mehr als zweihundert Jahren nachgefolgt. Obgleich ich dieselben Pflichten erfülle, sind doch die Ziele der Regierung und der Strafgesetze nicht erreicht worden, und es ist mit Gefühlen der tiefsten Demütigung, daß ich mich genötigt sehe, meinen eigenen Mangel an Tugend als die Ursache des jetzigen Zustands einzugestehen. Unser Verkehr mit fremden Ländern dehnt sich außerdem immer mehr aus und unsere nationale Politik kann darum nicht verfolgt werden, es sei denn, daß die ganze Macht des Staates hinter ihr stehe. Wenn daher die alte Regierungsform geändert und die Regierungsgewalt dem kaiserlichen Hofe zurückgegeben wird, wenn die Ratschläge des ganzen Reichs eingeholt und neue Entscheidungen angenommen werden, wenn wir alle

unsere Herzen und unsere Kräfte vereinigen, um das Reich zu schützen und zu erhalten, so wird dasselbe seinen Platz unter den Ländern der Erde einnehmen können. Wenn Ihr (die Landesfürsten) irgend welche besondere Gedanken über diesen Gegenstand habt, so mögt Ihr sie ohne Rückhalt äußern."

Die Erklärungen, welche die japanischen Minister in Übereinstimmung mit diesem Schriftstück den fremden Vertretern gaben, waren, daß der Taikun auf so viele Schwierigkeiten bei der Erfüllung seiner Pflichten gestoßen sei, die ihm besonders von seiten einiger der großen Landesfürsten, namentlich Satzumas, Tosas, Geishius und Uwajimas bereitet würden, daß er sich schließlich entschlossen habe, die Macht, die er überhaupt nur auf ganz besonderen Befehl des Mikado übernommen habe, in die Hände desselben zurückzugeben. Der Mikado habe aber bestimmt, daß bis zu dem Abschluß der durch die einzuberufenden Landesfürsten zu erfolgenden Beratung der Siogun seines Amtes wie früher walten solle. — Im Lichte späterer Ereignisse möchte ich annehmen, daß der Siogun der Ansicht gewesen sei, in einer solchen Versammlung von Fürsten eine Mehrheit zu finden, die ihm gestattet haben würde, die Opposition seiner Gegner zu überwinden. Er überschätzte die Bedeutung der Legalität und unterschätzte die Rücksichtslosigkeit seiner Feinde, mit der dieselben ihre Pläne verfolgten.

Die große Aufregung, die sich der Beamten und der ganzen Bevölkerung bei dem ersten Bekanntwerden der Abdankung des Taikuns bemächtigt hatte, legte sich ziemlich schnell, aber die Truppensendungen nach Osaka und Kioto dauerten fort, wie auch die südlichen Landesfürsten, besonders Satzuma, viele ihrer Leute dorthin schickten. Man bereitete sich eben auf den letzten Kampf vor. Ich muß hier dem Gang der Ereignisse, soweit ich persönlich bei denselben beteiligt war, etwas vorgreifen, um ihn verständlicher zu machen. Die Versammlung der Landesfürsten war auf den 15. Dezember festgesetzt, aber sie kam an dem Tage und auch später nicht zu Stande, die dem Siogun — ich behalte den Titel der Bequemlichkeit wegen bei, vom Hofe wurde derselbe jetzt als Naisu

oder Naidaijin bezeichnet — feindlichen Clans, Satzuma, Tosa, Geishiu, Etzisen und Owari bemächtigten sich dagegen am 3. Januar 1868 der Thore des Palastes, dessen Bewachung bisher den Leuten von Aidzu anvertraut gewesen war, vertrieben den Regenten und die dem Siogun wohlgesinnten Kuges und umgaben den Kaiser mit ihren Anhängern unter dem Hofadel. Am Tage darauf erlangten und veröffentlichten sie ein kaiserliches Edikt, durch welches das Siogunat oder vielmehr das Bak'fu, die Regierung desselben, abgeschafft und ein neues Verwaltungssystem nach dem Muster der Taikwa-Aera im 7. Jahrhundert eingeführt wurde. Dasselbe bestand im Wesentlichen aus einem Premier-Minister, Sosai, einem Prinzen des kaiserlichen Hauses, dem eine Anzahl von Vize-Sosai, Kuges oder Landesfürsten beigegeben waren, den Gijo, Beratern, zu denen ebenfalls Kuge und Landesfürsten genommen werden konnten, und den Sanjo, Beigeordneten, zu denen außer den früheren auch Vasallen der Fürsten wählbar waren; aus acht Ministerien, aus durch besonderes Vertrauen berufenen Vasallen der Fürsten, Choshi genannt, und einem Hause von Abgeordneten, den „Koshi", die von den Fürsten aus der Zahl ihrer Vasallen ernannt werden sollten. Jeder Clan mit einem Einkommen von über 400 000 Koku Reis konnte drei, jeder mit einem solchen zwischen 400 000 und 100 000 Koku zwei und jeder, welcher unter 100 000 Koku besaß, einen Delegierten senden; sieben der nördlichen Clans, die man dem Kaiser, oder richtiger der Fraktion, die sich seiner bemächtigt hatte, für feindlich hielt, wurden von diesen Privilegien ausgeschlossen. Die ganze Zahl der Koshi betrug 312. — Dem Prinzen von Choshiu und seinem Hause wurden alle früheren Würden und Ehren zurückgegeben und seinen Truppen gestattet, wieder nach Kioto zu kommen; auch die früher geflohenen und dann verbannten Kuges kehrten in die Hauptstadt zurück. Die Truppen des Siogun hatten sich mit ihm in seinen Palast, den sogenannten Nijo, zurückgezogen, und von dort erließ er einen Protest gegen das Komplott, dessen Opfer der Mikado geworden sei; er erklärte ferner, daß er an den früheren Befehlen des Hofes, die ihn mit der Regierung

betraut hätten, vorläufig bis zu der Entscheidung des einzuberufenden Rats der Fürsten festhalten werde. Am 8. verließ er dann, begleitet von seinen Truppen und den Fürsten von Aidzu und Kuwana und deren Leuten die Hauptstadt und begab sich nach Osaka, anscheinend mit der Absicht, seinen Gegnern von dort aus die Zufuhren abzuschneiden. Dieser Rückzug des Taikuns war ein großer Fehler. Er hatte in Kioto die Übermacht und würde in einem Straßenkampf wahrscheinlich Sieger geblieben sein, während er jetzt seinen Gegnern die Gelegenheit gab, weitere Verstärkungen heranzuziehen, und sich in die Notwendigkeit versetzt sah, bei einem etwaigen Vormarsch gegen Kioto denselben auf einer schmalen, zwischen Reisfeldern gelegenen defiléeartigen Straße ausführen zu müssen und so den Vorteil der numerischen Überzahl einzubüßen. Der später von ihm angegebene Grund, daß er das Schwert nicht in der Nähe des Palastes habe ziehen und so den Anschein erwecken wollen, als ob er ein Rebell gegen den Mikado sei, ist kein stichhaltiger, es fehlte ihm einfach an dem Mute und der Entschlossenheit, die seine Gegner in so hohem Maße besaßen.

Die zu Tage getretenen Differenzen zwischen Mikado und Siogun, zwischen Süden und Norden, hatten die fremden Vertreter, die nicht wünschten, daß diese inneren Streitigkeiten die für den 1. Januar 1868 in Aussicht genommene Eröffnung von Hiogo und Osaka verhinderten, — die von Jedo, Niegata und Ebisuminato waren von uns unter den obwaltenden Umständen auf den 1. April d. J. verschoben worden — bewogen, sich in den letzten Tagen des Dezembers nach Osaka zu begeben. Der englische und französische Gesandte bewohnten mit ihren Eskorten ziemlich ausgedehnte Baulichkeiten am Fuße des Hügels, auf dem das Schloß des Taikuns mit seinen kolossalen cyklopischen Ringmauern stand, von denen einige Steine mehr als dreißig Fuß lang, über zehn Fuß hoch und von entsprechender Dicke waren; die Vertreter der Vereinigten Staaten, Italiens, der Niederlande und ich waren in der sogenannten Tempelstraße in den Nebengebäuden der in derselben gelegenen großen buddhistischen Tempel, geräumig, schön, aber etwas kalt, unterge-

bracht, so daß ein eiserner Ofen, den ich nebst Röhren mitgenommen hatte, mir vortreffliche Dienste leistete. Ehe ich auf die Erzählung der Ereignisse eingehe, die sich damals in Osaka abgespielt haben, will ich bemerken, daß die Thatsache, daß ich englisch und französisch fertig sprach, mir zwar viel Arbeit machte, mir dafür aber auch mehr Einblick in die Verhältnisse und mehr Einfluß gewährte, als ich unter anderen Verhältnissen vielleicht besessen haben würde. General van Valkenburgh sprach nicht französisch, Mr. Roches nicht englisch und auch Sir Harry Parkes war der französischen Sprache nur ziemlich unvollkommen mächtig. So mußte ich bei unseren zahlreichen Besprechungen und Konferenzen häufig die Rolle des Dolmetschers übernehmen und oft auch Schriftstücke aus der einen Sprache in die andere übertragen.

Anfang Januar 1868 waren die sämtlichen fremden Vertreter in Osaka versammelt, mein italienischer Kollege und ich trafen am 31. Dezember mit dem Dampfer Lightning dort ein, der niederländische General-Konsul und politische Agent als letzter am 3. Januar. Am 6. d. M. kehrte, wie schon bemerkt, der Taikun nach Osaka zurück und am 8. hatte der französische Gesandte eine Privataudienz bei ihm, in die der englische sich beinahe gewaltsam eindrängte. Neues wurde bei derselben auch nicht erfahren. Der Taikun erklärte, daß er Kioto verlassen habe, nachdem er sich überzeugt, daß auf die früher als seine Gegner erwähnten Landesfürsten kein Verlaß sei, und um Blutvergießen zu vermeiden. Er halte nach wie vor an der Erklärung fest, sich der Entscheidung aller Landesfürsten unterwerfen zu wollen, aber für den Augenblick sei der Mikado nicht frei, sondern in den Händen einer Faktion. Er wisse daher auch nicht, ob die veröffentlichten Edikte oder welche derselben echt seien; dies sei auch mit dem vom 4. Januar der Fall, durch das der Mikado erkläre, daß er, der Siogun, auf seinen Wunsch seines Amts enthoben sei. Er beabsichtige, einen Protest an den Mikado zu richten, des Inhalts, daß eine solche Regierung überhaupt keine Regierung sei, aber er könne nicht sagen, ob er sich durch die Antwort, die er erhalte, gebunden erachten werde. Auf

die Frage, wie es komme, daß Satzuma und seine Gegner sich der Thore des Palastes hätten bemächtigen können, erwiderte der Taikun, daß einige der Thore von Satzumaleuten besetzt gewesen seien, die übrigen von Aidzuleuten; durch die ersteren hätten die verbannt gewesenen Kuges Einlaß gefunden und den Mikado veranlaßt, den Befehl zu erlassen, daß die Wache an allen Thoren Satzuma übertragen werden solle; er, der Taikun, sei gezwungen gewesen, diesem Befehl Folge zu leisten und Aidzu's und seine eigenen Leute zurückzuziehen. Der Kernpunkt der Frage, den der Taikun noch erwähnte, war aber wohl, daß seine Gegner von ihm die Übergabe von zwei Millionen Koku seines Einkommens an den Mikado verlangt hatten. Man wollte ihn also nicht nur der Stellung als Siogun, sondern auch drei Viertel seiner Einkünfte berauben, d. h. er sollte das Gebiet, das dieselben brachte, abtreten.

Am nächsten Tage sah ich den Taikun. Derselbe empfing mich in der Gegenwart der Fürsten von Aidzu und Kuwana, die hinter seinem Stuhle standen, in der liebenswürdigsten Weise, aber der Eindruck, den ich von der Unterredung mit nach Hause nahm, war doch der einer so absoluten Unbedeutenheit der Hauptperson und ihrer Begleiter, daß ich noch an demselben Tage nach Hause berichtete, daß der Taikun mir nicht der Mann scheine, eine verlorene Sache wieder herzustellen, und daß wir mit der Gewißheit seiner Niederlage zu rechnen haben würden.

Am Nachmittage des 10. Januar empfing der Taikun auf seinen Wunsch das diplomatische Korps, aus den Vertretern Frankreichs, Englands, Italiens, der Vereinigten Staaten, Preußens und der Niederlande bestehend. Dieser Audienz waren ziemlich unerfreuliche Verhandlungen im Schoße desselben vorangegangen. Sir Harry Parkes hatte versucht auf Grund der Thatsache, daß er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister sei, und sein französischer Kollege nur den letzteren Titel besitze, das Doyennat zu beanspruchen, war aber unter Hinweis auf die bestehenden internationalen Vereinbarungen, die ausdrücklich die Gleichstellung der beiden Titel bestimmten, mit diesem Verlangen abgewiesen worden.

Dann hatten Form und Inhalt der an den Taikun zu haltenden Ansprache zu langen Erörterungen Veranlassung gegeben. Schließlich hatten wir uns dahin geeinigt, ihm den Titel Uyesamma zu geben, den er von den Leuten seines Clans erhielt, und uns in der Aussprache darauf zu beschränken, ihm unsern Dank für die Energie auszusprechen, mit der er die Ausführung der Verträge gesichert habe, unsere vollständige Neutralität in den inneren Zwistigkeiten zu erklären, aus denen wir hofften, eine feste Regierung hervorgehen zu sehen, und zu betonen, daß wir ein Recht darauf hätten, ohne Verzug zu erfahren, an welche Regierung wir uns zu wenden haben würden, um die Interessen zu wahren, mit deren Vertretung wir beauftragt seien.

Der Taikun erwiderte darauf folgendes: „Mein Vorfahr Iyeyas hat die Form der japanischen Regierung mit ihren grundlegenden Prinzipien und allen ihren Einzelheiten festgestellt, und während mehr als zweihundert Jahren hat es niemanden gegeben, vom Kaiser bis zum Niedrigsten des Volkes, der nicht seine Tugend verehrt und die Früchte seines Wohlwollens genossen hätte. Aber die Welt hat sich verändert. Seit dem Abschluß der Verträge mit den fremden Mächten ist es unmöglich gewesen, nicht einzelne Unvollkommenheit in Gesetzen zu sehen, die für zutreffend und gut gehalten wurden. Von dem ersten Augenblick an, in dem ich meinem Vorgänger nachfolgte, habe ich dies gesehen und beschlossen, in Beratung mit Kioto eine Abänderung dieser Gesetze herbeizuführen. Mit ehrlicher Liebe für mein Land und das Volk habe ich die Regierungsgewalt niedergelegt, die ich von meinen Ahnen geerbt hatte, und mit dem gegenseitigen Übereinkommen, daß ich alle Fürsten des Landes versammeln solle, um die Frage unselbstsüchtig zu erörtern und nach dem Beschluß der Mehrheit in Betreff der Reform der Verfassung des Landes zu entscheiden, habe ich die Angelegenheit in die Hand des kaiserlichen Hofes gelegt. — Damit dieses große Werk ausgeführt werden könne, haben S. H. der Regent, der durch den Willen des verstorbenen Kaisers zum Beschützer und Berater des jungen Herrschers ernannt worden war, und verschiedene der

Prinzen von Geblüt und der Edlen am Hofe, meine Niederlegung der Regierungsgewalt angenommen, aber ich erhielt zugleich einen kaiserlichen Befehl, fortzufahren diese Gewalt in allen Dingen in derselben Weise auszuüben wie zuvor, bis eine Entscheidung von der allgemeinen Versammlung der Landesherrn getroffen worden sei. Ich wartete auf diese Versammlung und war fest entschlossen, mich an derselben zu beteiligen. Ganz unerwarteter Weise drangen aber eines Morgens mehrere Fürsten mit Waffengewalt in den Palast, trieben S. H. den von dem Kaiser ernannten Regenten, die Prinzen von Geblüt und die Edlen des Hofes aus, brachten an ihrer Stelle Edle hinein, die von dem verstorbenen Kaiser verbannt worden waren, und schafften das Amt des Sioguns ab, ohne die Entscheidung der allgemeinen Ratsversammlung abzuwarten. — Meine Hatamoto und Vasallenfürsten waren tief entrüstet und drängten mich Tag und Nacht, daß nichts anderes geschehen dürfe, als mit Waffengewalt gegen das gewaltthätige Verbrechen vorzugehen, das die Gesetze des Landes breche und den Willen des Volkes mißachte. Aber da meine ursprüngliche Absicht bei der Niederlegung der Regierungsgewalt gewesen war, die Einigkeit unter allen Klassen des Volkes zu sichern, so widersprach ein solcher übertriebener Eifer den Beschlüssen, die ich gefaßt hatte. So sehr ich auch im Recht sein mochte, wollte ich doch nicht die Ursache einer nationalen Umwälzung sein. Um eine solche unglückselige Störung der Ruhe zu vermeiden, bin ich nach Osaka gekommen. — Meine Gründe für diese Handlungsweise sind nicht, was oberflächliche Beobachter voraussetzen mögen. Wenn ich vom Gesichtspunkt meiner Liebe für mein Land und sein Volk dies verbrecherische Vorgehen (meiner Gegner) betrachte, so kann ich nicht mit Gleichgiltigkeit sehen, daß sie sich der Person des jungen Kaisers bemächtigt haben, und unter dem Schilde der Wünsche des Kaisers ihren eigenen selbstsüchtigen Begierden freien Lauf lassen und das Volk in Leid bringen. — Im Interesse meines Volkes muß ich dies auseinandersetzen. Ich will versuchen, falls es einige geben sollte, die anders denken wie ich, sie zu überzeugen, den Willen der Mehrheit einer allgemeinen Ver-

sammlung einzuholen und ernstlich für eine erfolgreiche Regierung des Landes zu beten. Weil ich meinem Vorfahren Iyeyas in seiner Liebe für das Volk nacheifere und die von dem verstorbenen Kaiser hinterlassenen Weisungen auszuführen strebe, bin ich von dem ernsten Wunsche beseelt, meine Kraft mit der der ganzen Nation zu vereinen, nach bestem Wissen und Recht das Werk, das ich mir vorgesetzt habe, auszuführen und die Ansicht der allgemeinen Versammlung einzuholen. — Für die Mächte, mit denen Freundschaftsverträge abgeschlossen worden sind, ist es nicht notwendig, sich um unsere inneren Angelegenheiten zu kümmern. Wichtig ist nur, daß sie nicht den Gang der gerechten Grundsätze hindern. — Da ich treu alle Bestimmungen der Verträge beobachtet habe, hoffe ich Ihre Zustimmung noch um so mehr zu verdienen, wenn ich die Interessen aller Mächte schütze. Und Sie werden begreifen, daß bis zu der Zeit, daß die Form der Regierung durch eine allgemeine Erörterung seitens des gesamten Volkes festgesetzt worden sein wird, es meines Amtes ist, die Verträge zu beobachten, die Abmachungen, die mit fremden Mächten getroffen worden sind, auszuführen und im allgemeinen die Beziehungen mit dem Auslande zu unterhalten."

Die Verhandlungen zwischen Kioto und Osaka dauerten unterdessen fort und die Fürsten von Etzisen und Owari kamen nach Osaka, um dieselben persönlich weiterzuführen, aber es ließ sich von vornherein absehen, daß es zu keiner Verständigung zwischen den Parteien kommen würde: die Machthaber in Kioto waren bereit, dem Siogun zu gestatten, nach dort zu kommen, unter der Bedingung, daß dies nur mit kleiner Begleitung geschehe, den Truppen von Aidzu und Kuwana wurde dagegen das Betreten der Hauptstadt untersagt; auf der anderen Seite waren es grade diese Fürsten, die in den Siogun drangen, mit seiner ganzen Macht gegen Kioto zu ziehen und sich der Person des Mikados wieder zu bemächtigen. Während die Verhandlungen in Osaka noch fortdauerten, kam es in Jedo zu einem Zusammenstoß zwischen den Leuten des Sioguns und denen des Fürsten von Satzuma. Unter dem Vorwande, vielleicht aus dem Grunde — es war und ist schwer, die Wahrheit

festzustellen —, daß dieselben Lohninen und Räubern als Zufluchtsort dienten, wurden die Paläste Satzuma's in Jedo — jeder der größeren Landesherren hatte deren drei in der Hauptstadt des Siogun's — von den Truppen des letzteren am 19. Januar angegriffen und nach hartnäckigem Kampfe genommen und zerstört. Auch von Seiten der auf der Rhede liegenden Kriegsschiffe des Siogun's wurde der Versuch gemacht, sich eines dem Fürsten von Satzuma gehörigen Dampfers zu bemächtigen, dem es aber nach kurzer Verfolgung und Kampf zu entkommen gelang. — Am 26. Januar endlich drangen in Osaka die Ratschläge derjenigen durch, die für die Ergreifung energischer Maßregeln waren, und die Truppen des Siogun's setzten sich gegen Kioto in Marsch, während am folgenden Tage die Satzuma in Osaka gehörigen Gebäude als die eines Reichsfeindes zerstört und in Brand gesteckt wurden. Den fremden Vertretern wurde amtlich mitgeteilt, daß der Siogun Satzuma den Krieg erklärt habe. An den Mikado richtete der Siogun die Bitte, befehlen zu wollen, daß die Unterthanen Satzuma's, die sich gesetzloser Handlungen schuldig gemacht hätten, ihm ausgeliefert würden, er fügte zugleich die Erklärung hinzu, daß, wenn diesem Befehl nicht Folge geleistet werden sollte, er selbst die zur Durchführung desselben erforderlichen Maßregeln ergreifen werde. Am 27., 28., 29. und 30. kam es auf der Straße nach Kioto zu wiederholten Gefechten zwischen den Truppen des Siogun's und denen Satzuma's und seiner Anhänger, die an dem letzten dieser Tage durch den Verrat und den Übertritt der Truppen zweier Landesfürsten, Vasallen des Siogun's, zu seinen Gegnern endgültig zu Gunsten dieser letzteren entschieden wurden. Die geschlagene Armee des Siogun's strömte in voller Auflösung nach Osaka zurück. Es war ein eigentümliches Schauspiel, die geharnischten, mit Bogen, Pfeilen und Lanzen bewaffneten Leute zu sehen, die den größten Teil derselben ausmachten; man konnte sich in das Mittelalter versetzt glauben, und in der That war es der Leichenzug der japanischen Feudalität, dem man beiwohnte. Zu Ehren der Krieger des Nordens muß übrigens gesagt werden, daß

sie, wenn sie auch in ziemlich ungeordneten Scharen einherzogen, doch im übrigen vortreffliche Disziplin bewahrten, eine viel bessere, als recht viele europäische Armeen unter ähnlichen Verhältnissen voraussichtlich gezeigt haben würden. Es herrschte sogar eine gewisse Gemütlichkeit, und ich habe bei diesem Rückzug acht bis zehn Helme der merkwürdigsten Form mit langen Hasenohren, Büffelhörnern und grinsenden Gesichtsmasken von den Trägern derselben erstanden, die anscheinend ganz zufrieden waren, ihre unbequemen Kopfbedeckungen gegen ein Zehrgeld einzutauschen, das sie wahrscheinlich nötiger zu gebrauchen glaubten und wohl auch thatsächlich gebrauchten. Noch in der Nacht ließ der Siogun den amerikanischen Gesandten ersuchen, ihm zu gestatten, sich an Bord eines auf der Rhede von Osaka liegenden amerikanischen Kriegsschiffes zurückziehen zu dürfen, was ihm bereitwilligst zugestanden wurde; kurz darauf erschien er selbst verkleidet in dem von dem Gesandten bewohnten Tempel und begab sich mit einigen ebenfalls als gewöhnliche Leute verkleideten Begleitern zu Boot nach der amerikanischen Korvette Iroquois, von der er am Morgen des 31. Januar auf seine soeben eingetroffene Korvette Kayomaru übersiedelte, mit der er am 4. Februar in Jedo eintraf. Gleich nach seiner Ankunft dort suchte ihn einer der Staatsräte Hori Kuranokami auf und stellte ihm vor, daß die einzige Möglichkeit die Ehre und die Interessen des Tokugawa-Clans zu retten darin bestehe, Harakiri zu vollziehen; als der Siogun sich weigerte, diesem Rat zu folgen, begab Hori sich in ein anderes Gemach des Palastes und beging dort in Gegenwart seiner Begleiter Selbstmord, ein erhebendes Beispiel der alten Auffassung, daß der Besiegte seine Niederlage nicht überleben dürfe, sowie daß derjenige, der zu einem solchen Akte rate, bereit sein müsse, ihn selbst zu vollziehen; ein Beispiel, das übrigens im Laufe der mit der Wiedereinsetzung des Mikados verbundenen Feindseligkeiten nicht mehr viele Nachahmer gefunden hat.

Keiki, um jetzt diesen ihm von seinen Gegnern gegebenen Namen zu gebrauchen, blieb unthätig in seinem Palast in Jedo und be-

schränkte sich darauf den Angehörigen seines Clans zu verbieten, den heranziehenden Truppen seiner Gegner Widerstand zu leisten. Am 8. Februar wurden er und seine Anhänger vom Mikado als Rebellen erklärt. Keiki dankte darauf unter Ernennung des jungen Prinzen von Kii, den er dadurch für seine Sache zu gewinnen hoffte, zu seinem Nachfolger als Fürst von Tokugawa ab und zog sich nach japanischer Sitte in einen der in dem Begräbnisplatz der Taikune in Uyeno gelegenen Tempel zurück. Als die Armee der Mikados sich Anfang April Jedo näherte, wurden die Forts am 4. d. M. derselben übergeben und der früher schon erwähnte Katz Avanokami verwendete sich auf das lebhafteste für die Begnadigung Keiki's. Am 25. April zog der Oberbefehlshaber der Armee des Mikados, Arisugawa no Miya, in Jedo ein und stellte ein Ultimatum, durch das die Übergabe des Schlosses und die Auslieferung aller Waffen und Schiffe gefordert wurde, wogegen Keiki und seinen Anhängern das Leben geschenkt sein solle. Diese Bedingungen wurden mit Ausnahme der Übergabe der Schiffe, auf die später zurückzukommen sein wird, bis zum 3. Mai erfüllt, und am 4. begab sich Keiki in das Gebiet von Mito, wohin er verwiesen worden war. Einige Zeit darauf wurde ihm auf seine Bitte gestattet sich nach Sumpu (Shidzuoka) in Tsuruga, der alten Hauptstadt des Tokugawa Clans, zurückzuziehen, wo er seitdem als Privatmann gelebt hat. Zum Haupt des Clans ernannte der Mikado den neunjährigen Fürsten von Taiassu, Chef eines der drei Gosankio-Häuser.

So endete ein ruhmreiches Haus, das mehr als zwei Jahrhunderte über Japan geherrscht und die Ruhe in dem früher von Bürgerkriegen zerrissenen Lande herzustellen und zu erhalten gewußt hatte, in wenig rühmlicher Weise. Hitutsbashi ist keine sympathische Erscheinung. Ein Agnat des regierenden Hauses ließ er sich von den Feinden desselben zu seiner Schwächung gebrauchen, um als der Zufall und vielleicht Schlimmeres ihm die Nachfolge auf dem Sitz der Siogune in den Schoß geworfen hatte, in ewigem Schwanken jede Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, die sich zur Erfüllung seiner eigenen Pläne bot. Ihm fehlte die Entschlossenheit und die Stärke

des Charakters, die seine Rasse groß gemacht hatten, und er wußte weder zu siegen, als sich die Gelegenheit dazu bot, noch zu sterben, als ihm nur übrig blieb als der letzte seines Stammes in der Weise von der Bühne abzutreten, die ihm in den Augen seiner Vasallen und ganz Japans die verlorene Ehre wiedergegeben haben würde. Er macht, milde beurteilt, den Eindruck eines Intriganten, dem es im entscheidenden Augenblick stets an dem Mut gefehlt hat, die praktischen Folgerungen aus seinen Wünschen zu ziehen. Es erscheint daher auch zweifelhaft, ob seine schnelle Unterwerfung unter den Willen der Mikados, den er kurz vorher ganz zutreffend als unfrei bezeichnet hatte, mehr der Abneigung gegen einen Bürgerkrieg, zu dessen siegreicher Durchführung ihm die Mittel damals noch nicht fehlten, oder dem Wunsche zuzuschreiben gewesen sein mag, aus dem Verlust seiner Stellung und dem Sturz seines Hauses sein Leben und die aurea mediocritas zu retten, die der alte Passow in so wenig schmeichelhafter Weise zu charakterisieren pflegte. Er ist schnell der verdienten Vergessenheit anheimgefallen.

VII.

Der Sieg des Mikados.

1868—1869.

Der Tod des amerikanischen Admirals Bell. — Osaka. — Kämpfe vor Kioto. — Der Taikun geschlagen. — Rückzug der Gesandten. — Im Fort Temposan. — Verwundete Aidzuleute. — Japanische Dankbarkeit. — Angriff der Bizenleute auf die Fremden in Hiogo. — Militärische Maßregeln. — Merkwürdige Postenaufstellung. — Mitteilung nach Osaka. — Schwierigkeiten der Lage. — Mein Programm. — Anzeige von der Übernahme der Regierung durch den Mikado. — Verhandlungen mit dem Abgesandten des Mikados. — Forderungen der fremden Vertreter. — Zeitweilige Abwesenheit des französischen Gesandten. — Annahme der Forderungen der fremden Vertreter. — Anerkennung der Verträge durch den Mikado. — Kriegserklärung des Mikados gegen den Taikun. — Neutralitätserklärungen der fremden Vertreter. — Übereinkommen derselben in Betreff von Japan angekaufter Kriegsschiffe. — Verurteilung des Bizenoffiziers zum Tode. — Diskussion über die Ausführung des Urteils. — Mein Votum. — Eigene Erlebnisse. — Die Hinrichtung. — Das Harakiri. — Rückkehr nach Osaka. — Zusammenkunft mit den Leitern der Bewegung. — Ermordung von elf Franzosen in Sakai. — Französische Forderungen. — Hinrichtung der Schuldigen. — Kanonisierung derselben. — Einladung zur Audienz beim Mikado. — Gründe meiner Ablehnung. — Rückkehr nach Yokohama. — Angriff auf den englischen Gesandten in Kioto. — Aufhebung des Harakiri bei Angriffen von Samurai auf Fremde. — Die militärische Besetzung Yokohamas. — S. M. S. Vineta. — Kapitän zur See Kuhn. — Übergabe von Yokohama an die Abgesandten des Mikados. — Kämpfe zwischen Süden und Norden. — Die Erstürmung von Ugeno. — Die nördliche Konföderation. — Schreiben derselben an die fremden Vertreter. — Aidzus Hauptstadt fällt. — Weitere bedenkliche Symptome. — Ich werde durch die Leute Higashai Kuzes insultiert. — Verlangte und erhaltene Genugthuung. — Ermordung Yokoi Heishiros. — Die Flotte des Taikuns schließt

sich dem Norden an. — Manifest der Offiziere derselben. — Franzosen schließen sich der Flotte an. — Besitznahme von Jeso. — Errichtung einer Republik. — Aufhebung der Neutralitätsproklamation. — Expedition gegen Jeso. — Niederlage der Rebellen. — Rückblick auf den Krieg zwischen Norden und Süden. — Beurteilung der Ratgeber des Mikados und der fremden Vertreter. — Abfällige Kritik der letzteren.

Die ersten Tage vor und nach der Eröffnung Hiogos und Osakas brachten den kleinen fremden Gemeinden in diesen Plätzen und den Gesandtschaften vielfachen Anlaß zur Trauer. Ein amerikanischer Marinearzt, ein englischer Seeoffizier und der neu ernannte englische Konsul für Hiogo, Mr. Myburgh, fanden ihre letzte Ruhestätte auf dem neu angelegten Kirchhofe in Hiogo und am 14. Januar wurden auf demselben die Leichen des amerikanischen Kontre-Admirals Bell, seines Flaggenleutnants und von zehn Mann der Bemannung seiner Gigg bestattet, die am 8. auf der Barre von Osaka ihren Tod durch Ertrinken gefunden hatten. Wenige Tage vorher war der englische Vize-Admiral Sir Henry Keppel nur mit großer Mühe einem ähnlichen Schicksal entgangen. — Die Zeit der fremden Vertreter in Osaka war so mit Besprechungen besonders über die Bestimmungen in Betreff der in Hiogo und Osaka vorzunehmenden Landverkäufe und der dort einzurichtenden Municipalverwaltungen in Anspruch genommen, daß ich nur wenig dazu kam, mir die Stadt anzusehen. Außerdem machte die Einrichtung und Unterhaltung des Haushalts nicht geringe Schwierigkeiten. Ich war, wie schon früher erwähnt, der glückliche Besitzer eines kleinen eisernen Ofens und konnte damit wenigstens in einer der mir zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten eine menschenwürdige Temperatur herstellen, aber in den anderen Zimmern herrschte dafür eine Temperatur, die in der unangenehmsten Weise an die erinnerte, unter der der ahnungslose Reisende an kalten Tagen in den Hotels der Riviera und Italien's zu leiden hatte und vielleicht noch hat. Stühle und Tische von unmöglichen Dimensionen, dafür aber schön schwarz lackiert, hatte die japanische Regierung geliefert, und als Bettstellen dienten Pritschen, wie man sie bei uns in den Lokalen

findet, die für die Abbüßung von verhängtem Mittelarrest bestimmt sind. Das Schlimmste aber waren die Schwierigkeiten, die es machte, das erforderliche Fleisch für unsern Mittagstisch zu beschaffen. Fische waren, trotzdem Osaka an einem großen Strome und nicht weit vom Meere liegt, nur schwer zu erhalten, und die Hühner und Enten, die man mit vieler Mühe auftreiben konnte, zeichneten sich nur durch ihr Alter und ihre Zähigkeit aus. Endlich gelang es meinen Dienern, ein Schwein zu kaufen, aber nun begannen die Schwierigkeiten erst recht, denn die Priester des Tempels, den ich bewohnte, wollten nichts davon hören, daß das Tier innerhalb der Tempelgründe vom Leben zum Tode befördert würde. Nach langen Verhandlungen gelang es mir, sie durch reichliche Opferspenden zu bewegen, ihre Erlaubnis dazu zu geben, daß das Borstenthier in dem entferntesten Winkel eines an den Tempel anstoßenden Gemüsegartens getödtet würde. Aber ich vermute, daß bei der Unkenntnis meiner Diener mit dem edlen Schlächterhandwerk das Tier nicht in vorschriftsmäßiger Weise, sondern schließlich durch einen in diesem Falle gewiß nicht angebrachten Schächterschnitt sein Ende fand. Das hinderte aber durchaus nicht, daß uns seine eine Hälfte in Osaka selbst vortrefflich schmeckte und die andere hinterher noch eine Art politischer Rolle spielte, indem sie einer ganzen Zahl hungriger Diplomaten als Nahrung diente. Das Wenige, was ich von Osaka sah, machte mir in den an zahlreichen Kanälen gelegenen kaufmännischen Quartieren der Stadt den Eindruck regsten, geschäftlichen Lebens, während unsere Tempelstraße auch äußerlich alle Spuren der Beschaulichkeit trug und die offiziellen Stadtviertel, in denen die Gebäude der verschiedenen Landesfürsten lagen, die dort ihre Agenten für politische und kaufmännische Zwecke unterhielten, und in denen sie selbst mit ihrem Gefolge auf den Reisen nach und von Kioto zu verweilen pflegten, ganz denen in Jedo ähnelten, nur daß alles in viel kleinerem Maßstab gehalten war. Die Jahreszeit war nicht günstig für die Besichtigung Osakas. Im Sommer soll der Yodogawa, der in zwei Armen die Stadt durchströmt, und die zwischen ihnen liegende Insel der Schauplatz zahlreicher

Picknicks und sonstiger Vergnügungen sein, während die Shinsai-bashi-suji, die Straße, in der sich die großen Theater, Läden und Theehäuser befinden, dann ein selten übertroffenes Bild bunten orientalischen Lebens bieten soll. Jetzt waren die kleinen Musmes, die man in ihr sah, dicht in dunkle Gewänder und Kapuzen verhüllt, aus denen ihre Näschen, vom Frost rötlich oder bläulich gefärbt, nur vorsichtig hervorsahen, und in den Theehäusern klapperte man vor Frost, während die großen Braseros wohl Kopfschmerzen, aber keine Wärme verbreiteten.

Das Interessanteste war unzweifelhaft das Schloß von Osaka, auf einem Hügel gelegen, zu dem eine steile Rampe hinaufführte; der gewaltigen cyklopischen Mauern, die den aus 1585 datierenden Palast umgaben, habe ich bereits Erwähmung gethan, der Palast des Siogun's selbst wird als das größte und schönste Bauwerk der Art geschildert, das Japan aufzuweisen gehabt haben soll; ich habe nur einen kleinen Teil desselben gesehen, und bin daher nicht in der Lage, mich über die Richtigkeit dieser Ansicht zu äußern; imponiert haben mir, wie gesagt, die Mauern, besonders an dem Thore, durch das ich das Schloß betrat. Bei dem damaligen Zustand der Kriegskunst in Japan würde bei hinreichender Verproviantierung des Schlosses, auch eine kleine Garnison, die ihr Wasser aus einem Brunnen, dem „berühmten goldenen Wasser“, beziehen konnte, im Stande gewesen sein, dasselbe gegen jede Übermacht zu halten; es muß daher doppelt bedauert werden, daß die Tokugawaleute, als sie das Schloß am 1. Februar 1868 räumten, den Palast in Brand steckten.

Mit dem Abmarsch der Truppen des Taikuns gegen Kioto hörte unser politisches Stillleben auf und bereits am 29. und 30. Januar konnte der Feuerschein der brennenden Dörfer in der Umgegend uns keinen Zweifel darüber lassen, daß wir bewegten Zeiten entgegengingen. Trotz einer meinen Kollegen und mir am 28. d. M. zugegangenen Erklärung der japanischen Minister, daß es sich nur um einen Kampf zwischen dem Taikun und Satzuma handle, von denen der erstere leicht imstande sein werde, seinen

Gegner zu besiegen, und daß die fremden Vertreter für sich und ihre Landesangehörigen nichts zu fürchten brauchten, da alle Maßregeln getroffen worden seien, sie zu schützen, hatten wir uns bei dem Lauf, den die Ereignisse nahmen, doch entschlossen, Osaka am 31. früh zu verlassen und uns nach Hiogo zurückzuziehen, wo wir besser imstande sein würden, unsere Unabhängigkeit zu bewahren und nach Erfordern zu handeln, ohne den Gefahren ausgesetzt zu sein, die Osaka und seiner Bevölkerung aus den kriegerischen Ereignissen erwachsen konnten. Wir hatten wohl daran gethan, rechtzeitig zu diesem Entschluß zu gelangen, denn abgesehen von der Flucht des Taikuns, von der damals nur unser amerikanischer Kollege unterrichtet war, erhielten wir am 31. um zwei Uhr Morgens eine neue Mitteilung der Minister, in welcher dieselben uns eröffneten, daß die Truppen der Regierung von einem geringen Unfall betroffen worden seien und die Rebellen vorzudringen schienen. Die größten Anstrengungen würden gemacht, dieselben zurückzutreiben, aber es sei trotzdem zu befürchten, daß sie Osaka angreifen könnten; die Minister würden selbstverständlich ihr Bestes thun, um die fremden Vertreter unter allen Umständen zu schützen, aber sie ersuchten uns doch, selbst unsere eigenen Maßregeln zum Schutze unserer Flaggen zu treffen.

Die Nacht vom 30. auf den 31. war eine sehr bewegte. Ich hatte eine Anzahl Karren und Kulis bestellt, um meine Sachen an den Fluß bringen zu lassen, von wo sie mit Böten weiter an Bord der Iroquois befördert werden konnten, auf den mein amerikanischer Kollege mich und die andern Vertreter, denen keine eigenen Schiffe zur Verfügung standen, eingeladen hatte. Ich wollte dem Feinde auch nichts hinterlassen, sodaß sogar die Ofenröhren und das halbe Schwein aufgepackt und mitgenommen wurden, und mein damaliger vortrefflicher Diener Krietsch verstand es, trotz großer Schwierigkeiten Böte zu bekommen und mit denselben glücklich zu dem Fort an der Mündung des Flusses zu gelangen. Wir d. h. die Vertreter Italiens, der Niederlande und ich versammelten uns mit unsern europäischen und japanischen Begleitern um vier Uhr Morgens auf der Amerikanischen Gesandtschaft und zogen dann zusammen unter dem

Schütz von sieben amerikanischen Seesoldaten, die ein junger Schiffsfähnrich Emory befehligte, zu der etwa 2—3 Kilometer entfernten französischen Gesandtschaft und von dort weiter zu Fuß über die fremde Niederlassung nach dem Fort von Temposau. Dort erwartete uns eine sehr unangenehme Überraschung. Das Wetter war so schlecht, daß die anwesenden Seeoffiziere es für unmöglich erklärten, die Barre zu passieren, und so mußten wir uns in den wenigen im Fort befindlichen Häusern einrichten, bis Wind und Wetter uns gestatten würden, die Kriegsschiffe zu erreichen. Die Aussicht, dort länger verweilen zu müssen, war eine um so unangenehmere, als an dem Ort die schwarzen Blattern herrschten und in einem von den Häusern ein Toter und zwei Kranke an diesem Leiden lagen. Glücklicherweise kamen nach einigen Stunden die Böte mit meinen Sachen an, und wir konnten bald an einem Tisch und auf Klappstühlen das Mahl einnehmen, das aus Konserven und einem Teil des bekannten Schweins hergerichtet wurde, während die Diener aus den Matratzen und Decken so gut es ging die Lagerstätten bereiteten. Inzwischen setzten die anwesenden Offiziere und Soldaten, — Franzosen und Amerikaner — das Fort in Verteidigungszustand, ein vorhandenes, nicht vernageltes Geschütz wurde so aufgestellt, daß es den langen Damm, der zum Fort führte, bestreichen konnte, die Pulverkammer wurde aufgebrochen und derselben das Nötige entnommen, um das Geschütz zu laden, und wir konnten jetzt den kommenden Dingen mit voller Seelenruhe entgegensehn. Am Nachmittage traf unser englischer Kollege ein, der in der fremden Niederlassung geblieben war, wo er das Weitere in einem der auf derselben befindlichen japanischen Gebäude abwarten wollte. Die Nacht verging ohne besondere Störung, wenngleich das gemeinsame Nachtlager eben nicht das bequemste war. Am nächsten Morgen wurde eine französische Patrouille in die Stadt geschickt, die mit der Nachricht zurückkam, daß die englische und französische Gesandtschaft vom Pöbel geplündert und die erstere niedergebrannt worden sei, was später durch Mitteilungen des englischen Gesandten bestätigt wurde. Dann kamen zwei Böte mit verwundeten Aidzuleuten, deren sich

der Arzt der englischen Gesandtschaft, Dr. Willis, in aufopferndster Weise annahm. Alle Verwundungen rührten von Schußwunden her, und die meisten derselben waren recht schwere, aber man hörte von den Leuten, obwohl viele von ihnen vor achtundvierzig Stunden verwundet worden waren und keinerlei Pflege gehabt hatten, keinen Laut der Klage. Wir thaten für die Verwundeten was möglich war und sorgten für Essen und Trinken, während der Arzt sie verband, aber was wir thun konnten, war nur wenig, denn es fehlte uns selbst an dem Notwendigsten. Endlich gegen Abend legte sich der Wind und die Barre wurde passierbar. Die Japanischen Minister und Beamten waren die ersten, die ausrissen, ohne sich um ihre verwundeten Landsleute zu kümmern; als es sich darum handelte uns einzuschiffen, erklärte ich, daß ich bleiben würde, bis die verwundeten Aidzuleute in Sicherheit gebracht worden seien, und mein italienischer Kollege schloß sich mir an. So blieben wir allein im Fort zurück, und die Lage war eben keine übermäßig angenehme. Östlich von uns stand die Stadt Sakai in hellen Flammen und vor uns stiegen einzelne Feuersäulen in Osaka auf. Es war schon seit längerer Zeit ganz dunkel geworden, als ich Ruderschläge und japanische Worte hörte. Ich faßte den ersten an Land springenden Offizier am Arm und ließ ihn nicht gerade in der liebenswürdigsten Weise an; es stellte sich bald heraus, daß es der Kapitän der Kayomaru, Enomoto Kamajiro war, der, wie er mir sagte, im Begriff war, sich nach Osaka zu begeben, um zu versuchen, aus dem dortigen Schloß wichtige Papiere und Geld zu holen, die der Taikun dort zurückgelassen habe. Er versprach mir für die Verwundeten zu sorgen und ließ auch einige Leute bei denselben zurück, so daß mein italienischer Kollege und ich etwas später ein für uns gesandtes Boot des amerikanischen Kriegsschiffs benutzen und uns an Bord desselben begeben konnten. Die Verwundeten wurden später an Bord der Kayomaru gebracht. Ich wurde einige Monate später in angenehmer Weise an diese Episode erinnert. Eines Tages, während der Kampf zwischen dem Norden und Süden noch fortdauerte, kam einer meiner Diener und meldete, daß ein gewöhnlicher Mann mich sprechen wolle, fügte aber zugleich

hinzu, daß der Betreffende mehr zu sein scheine als er vorstellen wolle und er denselben für verkleidet hatte. Der Mann entpuppte sich schließlich als ein Karo (Minister) des Prinzen von Aidzu, der gekommen war, mir im Namen seines Fürsten und seiner Clangenossen für das zu danken, was ich für ihre Landsleute gethan habe. Er griff dann in sein Kleid und zog aus demselben zwei kleine Packete Baumwollenzeug hervor, die er mir als Zeichen der Dankbarkeit seines Fürsten überreichte, der, wie er hinzufügte, gern mehr gethan haben würde, aber durch die Verhältnisse gezwungen sei, sich mit diesem geringfügigen Geschenk zu begnügen. Ich muß gestehen, daß mich selten etwas mehr gefreut und gerührt hat, als dieser Beweis dankbarer Erinnerung, bei dessen Überbringung der Träger noch außerdem den Kopf riskierte.

Am nächsten Mittag gingen wir gegen zwölf Uhr in See und trafen anderthalb Stunden später in Hiogo ein. Während des ganzen Morgens hatten wir dicke Rauchwolken über Osaka lagern sehn; der Palast des Taikuns, den Enomoto nach seinem Besuch angezündet hatte, brannte und der am 2. Februar in Osaka einrückende Oberbefehlshaber der Truppen des Mikados wurde so der Genugthuung beraubt, die Gemächer zu bewohnen, die sein flüchtiger Gegner noch vor achtundvierzig Stunden innegehabt hatte.

In Hiogo fanden wir alles in der größten Aufregung; der Gouverneur des Taikuns, der den Fremden erklärt hatte, daß er sie nicht mehr schützen könne, hatte einen fremden Dampfer gemietet, um ihn, seine Beamten und Truppen nach Jedo zu bringen, und stand im Begriff das neuerrichtete Zollamt und die zu demselben gehörigen Lagerspeicher niederbrennen zu lassen, als wir eintrafen. General van Valkenburgh, Graf de la Tour und ich begaben uns sofort zu demselben und verlangten, daß diese Baulichkeiten uns übergeben würden, was der Gouverneur auch gleich bewilligte. Wir richteten uns so gut es ging in dem weitläufigen, zugigen und kalten Gebäude ein, in das auch die amerikanische Seesoldatenwache unter Fähnrich Emory einzog, und erwarteten die Dinge, die da kommen sollten. Sir Harry Parkes bezog das englische, Mr. Roches das

französische Konsulat, oder richtiger die für dasselbe in Aussicht genommenen japanischen Baulichkeiten, und Herr de Graeff van Polsbroeck ließ sich in einem von der niederländischen Handelsmaatschapey gemieteten Gebäude nieder. Am nächsten Morgen verließ der Gouverneur mit seinen Begleitern Hiogo, jede Geschäftsthätigkeit war natürlich unterbrochen, und die meisten Fremden hatten die von ihnen mitgebrachten Waaren wieder an Bord von auf der Rhede befindlichen Schiffen gebracht.

Am Morgen des 4. war ich nach Hiogo gegangen und hatte in der Hauptstraße von Kobe, dem an dasselbe fast anstoßenden kleineren Platze, in dem sich auch die Fremdenniederlassung befand, in einem kleinen japanischen Laden eine Kruke gesehen, die mir durch ihre eigentümliche Form auffiel und bekannt vorkam; bei näherem Zusehen entdeckte ich in ihr eine Flasche echten Kuracaos von dem berühmten holländischen Fabrikanten Wynand Focking. Ich erstand sie sofort und brachte sie triumphierend nach Hause. Die Flasche und ihr Inhalt war die Veranlassung, daß wir etwas länger als gewöhnlich bei dem zweiten Frühstück verweilten. Als wir, d. h. Graf de la Tour, die Kommandanten der amerikanischen Kriegsschiffe Iroquois und Oneida, English und Creighton, und ich aus dem Zollhause auf den unbebauten Sandplatz traten, der dasselbe umgab, sahen wir auf demselben eine große Anzahl Fremder, die wohl das Schauspiel durchmarschierender japanischer Truppen angelockt haben mochte. Es schienen einige hundert Mann zu sein, die in Reihen auf der den weiten Platz nördlich begrenzenden Straße nach Osaka dahinzogen. Wir waren vielleicht drei- bis vierhundert Schritt von der Truppe entfernt, der viele der Fremden aber viel näher waren. Plötzlich sah ich, wie dieselbe Front machte, und gleich darauf hörte ich das Knattern einer Salve und das Pfeifen der meistens über uns wegfliegenden Kugeln; ich glaubte im ersten Augenblick, daß es sich um ein Gefecht zwischen Truppen des Mikados und Taikuns handle, und wollte eben meiner Entrüstung darüber Ausdruck geben, daß so etwas in der fremden Niederlassung vorkommen könne, als eine zweite Salve und das Zurückströmen

der zwischen uns und den Japanern befindlichen flüchtenden Fremden mich eines anderen belehrte. Die japanischen Truppen hatten auf die ganze Menge der Spaziergänger, unter denen sich auch Sir Harry Parkes befand, das Feuer eröffnet. Während die beiden Kommandanten zu ihren Böten eilten, um sich an Bord ihrer Schiffe zu begeben, lief ich in das Zollamt zurück, rief die amerikanische Wache unter die Waffen, sprang die Treppe hinauf, griff nach Säbel und Revolver und war im nächsten Augenblick wieder unten. Ich muß gestehen, daß ich nichts anderes erwartete, als daß wir alle für unser Leben zu kämpfen haben würden, denn ich mußte annehmen, daß die Japaner uns auf dem Fuße gefolgt sein würden; ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich sah, daß dieselben, nachdem sie sechs oder sieben Salven abgegeben — sie waren mit Repetiergewehren bewaffnet — ihren Weg ruhig fortgesetzt hatten. Ich war mit der amerikanischen Wache, acht oder zehn Mann, der erste, der die Verfolgung aufnahm, aber ich glaube nicht, daß einige Salven, die wir den Japanern nachschickten, ihnen irgend welchen Schaden gethan haben werden. Gleich darauf waren auch Sir Harry Parkes und die Wachen der französischen und englischen Gesandtschaften, Matrosen und Seesoldaten zur Stelle und es ging nun hinter den Bizenleuten her — wir hatten feststellen können, daß es Truppen dieses Fürsten waren, die den Angriff gemacht hatten — aber wenn auch noch eine Menge Schüsse gewechselt wurden, kam es doch zu keinem eigentlichen Gefecht; wir hatten bei dieser Verfolgung keine Verwundeten und der Verlust des Feindes beschränkte sich, soweit wir das feststellen konnten, auf ein altes Weib, das ins Bein geschossen worden war. Durch die ersten Salven der Japaner waren nur ein Schiffsjunge eines der amerikanischen Kriegsschiffe und ein anderer Fremder leicht verwundet worden, ein glücklicher Zufall, den ich nur der Thatsache zuschreiben kann, daß die Japaner viel zu hoch geschossen hatten; sie mochten vielfach auf die Flaggen der Vereinigten Staaten, Italiens und des Norddeutschen Bundes gezielt haben, die über dem Zollamt wehten; wenigstens war das letztere von einer ganzen Anzahl von Kugeln

getroffen worden. Als wir von der Verfolgung zurückkamen, fanden wir die Kommandanten aller Kriegsschiffe mit ungefähr fünfhundert Mann an Land, bereit, weitere Schritte zu thun. Meine Kollegen und ich traten sofort zu einer Beratung zusammen und es wurde beschlossen, einerseits die im Hafen liegenden japanischen Kriegs- und Handelsschiffe mit Beschlag zu belegen, und andererseits die Niederlassung militärisch zu besetzen, um sie gegen einen etwaigen japanischen Angriff während der Nacht zu sichern. Diese letztere Maßregel sollte uns einen unruhigen Abend verschaffen. Im Osten wurde die Niederlassung durch einen breiten in dieser Jahreszeit trockenen Strom begrenzt, dessen steiniges Bett auf über hundert Meter einen vortrefflichen Ausblick gestattete; außerdem konnten etwaige Posten ganz gedeckt an dem am Flußbett gelegenen Damm aufgestellt werden. An diesen Damm schloß sich nach der Seite der Niederlassung zu ein circa 100—150 Meter breites mit übermanns-hohem Buschholz dicht bestandenes Terrain. Mit der Nase an diesem Buschwald hatten die Engländer ihre Posten aufgestellt. Wir saßen gerade beim Abendessen und ich war dabei, meinen Gefährten die Thorheit einer solchen Aufstellung der Posten auseinanderzusetzen, da jeder Flügelschlag einer Krähe in dem Gehölz ein Pelotonfeuer auf der ganzen Postenkette hervorrufen werde, als ein Schuß in derselben fiel, dem gleich ein ganzes Dutzend und sofort darauf die mit den Schiffen verabredeten Alarmsignale, Kanonenschüsse und Raketen, folgten. Wir gingen in die Postenlinie, wo wir natürlich alles in der größten Aufregung fanden, für die thatsächlich kein anderer Grund vorlag, als daß einer der Posten in dem Dickicht vor sich ein Geräusch zu hören geglaubt und geschossen hatte, was natürlich von der ganzen Postenkette sofort nachgeahmt worden war. Ich erlaubte mir, den die Feldwache befehligenden Offizier darauf aufmerksam zu machen, daß es sich vielleicht empfehlen würde, die Postenkette bis an den Fluß vorzuschieben, da man von dort aus eine viel bessere Aussicht habe. Der Offizier war auch sofort bereit, den Vorschlag als von mir kommend seinem Vorgesetzten zu melden, was ich aber ablehnte, da ich hier nur eine diplo-

matische, aber keine militärische Stellung bekleide. Meine Anregung wurde trotzdem befolgt, was wenigstens das Gute hatte, daß wir nicht weiter gestört wurden, was sonst unbedingt noch wiederholt der Fall gewesen sein würde. In der Nacht aber plünderten die englischen und amerikanischen Wachen einige Deutschen und Amerikanern gehörige Speicher, betranken sich gründlich und schleppten eine Menge Sachen fort, die ihren Weg nachher in die Hände eingeborener Händler fanden. Die Japaner mußten schließlich den angerichteten Schaden bezahlen, aber das Vertrauen in den durch die fremden Truppen gewährten Schutz hatte durch den Vorgang doch einen erheblichen Stoß erlitten.

Am folgenden Tage (5.) richteten meine Kollegen und ich an die Kommandanten der fremden Kriegsschiffe das Ansuchen, die Niederlassung und so viel von der Stadt wie möglich besetzt zu halten und keinem bewaffneten Japaner zu gestatten, dieselbe zu passieren. Wir machten die so getroffenen Maßregeln durch Anschläge bekannt und ließen zugleich die Mitteilung von dem Vorgefallenen nach Osaka gelangen mit dem Zusatz, daß wir sofortige Aufklärung verlangten. Im Falle wir keine genügende Genugthuung erhielten, würden wir annehmen, daß die Betreffenden die Feinde der fremden Nationen seien, die dann ihrerseits Maßregeln ergreifen würden, um die Beleidigung zu rächen. Dabei möge man nicht vergessen, daß es sich dann nicht allein um den Bizen-Clan handeln würde, sondern daß ganz Japan in große Schwierigkeiten geraten dürfte. Gleichzeitig mit unsern Proklamationen wurde eine solche der Choshiu-Beamten in Hiogo angeschlagen, durch welche die Bewohner der Stadt aufgefordert wurden, sich ruhig zu verhalten, da der Vorgang des gestrigen Tages die Bevölkerung nichts angehe. Wir hatten inzwischen auch weitere Erkundigungen über die Bizen-Truppen eingezogen, die sich des Anfalls auf uns schuldig gemacht hatten, und dabei feststellen können, daß dieselben sich schon während des ganzen Marsches durch Hiogo und Kobe gegen alle Fremden, denen sie begegnet waren, sehr unverschämt benommen, verschiedene bedroht und zwei derselben durch Lanzen-

stiche verwundet gehabt hatten. Der Vorfall gewann dadurch noch einen schlimmeren Anschein.

Die Sachlage gab meinen Kollegen und mir um so mehr Anlaß zu ernsten Erwägungen, als wir uns im wahrsten Sinne des Wortes keiner Regierung gegenüber befanden, an die wir uns wegen der Vorgänge, wie den geschilderten, oder wegen irgend einer anderen Sache hätten wenden können. Die Behörden des Taikuns waren geflohen und zu denen des Mikados waren wir noch nicht in Beziehung getreten; wir wußten nicht einmal, ob dieselben überhaupt dazu geneigt sein würden. Unter den Umständen schien es mir ganz besonders wichtig, uns über unsere zukünftige Haltung wenigstens im Großen und Ganzen zu verständigen, und ich legte daher am 6. bei einer Besprechung meinen Kollegen den nachstehenden Entwurf einer Vereinbarung in diesem Sinne vor.

„Seitdem der Taikun das Schloß in Osaka verlassen und seit dem Empfang der vom 28. Januar datierten Mitteilung der Minister desselben haben die Unterzeichneten keine Kenntnis von dem Bestehen einer allgemeinen Regierung in Japan. — Die Regierung des Taikuns, die fähig schien, eine gewisse Garantie für die treue Ausführung der Verträge zu gewähren und der die Unterzeichneten aus diesem Grunde stets ihre moralische Unterstützung haben zu Teil werden lassen, ist im Laufe der letzten Tage zusammengebrochen und die geöffneten Häfen von Osaka und Hiogo sind von den Truppen und Beamten der bisher sogenannten Regierung geräumt worden, während die anscheinend siegreiche Partei es noch nicht für angemessen erachtet hat, sich mit den fremden Vertretern in Verbindung zu setzen. — Die Unterzeichneten halten es daher für ihre Pflicht, in wenigen Worten die Grundsätze niederzulegen, durch die ihre Aktion in Zukunft bestimmt werden wird. Sie wünschen eine vollständige und strenge Neutralität zwischen den streitenden Parteien zu beobachten, indem sie alle ihre Bemühungen auf den Schutz des Lebens und der Interessen ihrer Landsleute vereinigen. Sie werden weder mit einem einzelnen Prinzen oder einer Koalition verhandeln, noch den früheren Taikun

gegen seine Feinde unterstützen, sondern sich nur mit dem Mikado oder solchen de facto Regierungen in Verbindung setzen, welche einen der offenen Häfen halten. Sie kommen untereinander dahin überein, keine Mitteilung von einer der im Streit liegenden Parteien anzunehmen, die nicht gleichzeitig an alle fremden Vertreter gerichtet sei, oder getrennt mit denselben zu verhandeln, sondern gemeinschaftlich für das Beste der allgemeinen und gemeinsamen Interessen einzutreten, die sie vertreten. — Die Grundlagen, auf denen sie mit einer Partei, die ihnen genügende Garantieen für die Ausführung der übernommenen Verpflichtungen zu bieten scheint, in Unterhandlungen zu treten bereit sein werden, sind: 1) Die volle und uneingeschränkte Anerkennung aller Verträge, Konventionen und Abmachungen, die zwischen den verschiedenen Regierungen oder deren Vertretern und der Regierung des Taikuns bis heute abgeschlossen worden sind; 2) eine zuverlässige Sicherstellung für die Ausführung der in diesen Verträgen u. s. w. enthaltenen Bestimmungen, sowie für das Leben und das Eigentum ihrer Landsleute und die Wiederherstellung und den Schutz ihrer Handels-Interessen; 3) volle und ausreichende Genugthuung für das am 4. Februar durch japanische Truppen in Kobe begangene Verbrechen und eine Garantie, daß ähnliche Ausschreitungen nicht wieder vorkommen werden.“

Das Schriftstück wurde von meinen Kollegen nicht unterzeichnet, aber die in demselben niedergelegten Grundsätze wurden als richtig anerkannt und haben thatsächlich während der ganzen Dauer des Konflikts zwischen dem Mikado und dem Taikun als Richtschnur für die Haltung der fremden Vertreter gedient.

Am 7. Februar erhielten wir die Nachricht, daß ein Abgesandter des Mikados, ein Kuge Namens Higashi Kuze in Hiogo eingetroffen sei und die fremden Vertreter zu sehen wünsche, und am 8. empfingen wir ihn im Zollamt; er erschien, begleitet von einigen japanischen Beamten, von denen der bekannteste der bereits früher erwähnte Choshiuman Ito war. Higashi Kuze überbrachte für jeden der fremden Vertreter ein Schreiben des Mikados, in

welchem derselbe den Herrschern aller fremden Mächte und ihren Unterthanen anzeigte, daß dem Siogun Tokugawa Yoshi in Übereinstimmung mit seinem eigenen Wunsche gestattet worden sei, die Regierungsgewalt zurückzugeben. In Zukunft werde der Kaiser selbst die höchste Gewalt, sowohl in den inneren, wie in den äußeren Angelegenheiten des Landes ausüben. Darum müsse der Name des Kaisers überall in den Verträgen für den des Sioguns gesetzt werden. Beamte seien ernannt worden, um die fremden Angelegenheiten zu leiten, und es sei wünschenswert, daß die fremden Vertreter diese Mitteilung zur Nachachtung entgegen nehmen möchten. — Das Gespräch drehte sich natürlich hauptsächlich um den Angriff der Bizenleute. Higashi Kuze bat, ihm unsere Forderungen schriftlich mitzuteilen, und erklärte, daß, falls die fremden Vertreter die Besetzung Kobes und die sonst ergriffenen Maßregeln aufheben wollten, die Regierung des Mikados bereit sei, die Sicherheit der Fremden dort voll zu gewährleisten. Meinen Kollegen und mir schien es bei dem unzweifelhaften Entgegenkommen der Regierung des Mikados angezeigt, ihr in diesem Punkt zu Willen zu sein, und wir richteten daher an die Kommandanten der Kriegsschiffe das Ersuchen, die militärischen Maßregeln einzustellen und die beschlagnahmten Dampfer freizugeben. Unsere Forderungen in Betreff der Genugthuung für den verräterischen Überfall der Bizenleute formulierten wir am nächsten Tage wie folgt: 1) Eine schriftliche, an jeden der Vertreter zu richtende volle und ausreichende Entschuldigung der Regierung des Mikados für den durch nichts veranlaßten Angriff auf das Leben der fremden Vertreter, Unterthanen und Bürger, zur Übermittlung an die betreffenden Regierungen, sowie die feierliche Zusicherung, daß alle Fremden in den Besitzungen des Mikados in Zukunft gegen ähnliche Angriffe geschützt werden sollten, und 2) die Todesstrafe für den Offizier, der den Befehl zur Eröffnung des Feuers auf die fremden Vertreter und Gemeinde gegeben habe, sowie die Ausführung des Urteils in Gegenwart von Beamten der verschiedenen Gesandtschaften.

Da die Verhandlungen zwischen Abgesandten des Mikados und

dem ganzen diplomatischen Korps sich als unbequem und langwierig erwiesen, wurden mein englischer Kollege und ich von unsern Kollegen zur Führung der weiter erforderlichen Unterhandlungen, namentlich zur Mitteilung des Inhalts der verschiedenen Verträge und Abkommen an die Abgesandten des Mikados ermächtigt. Ehe wir aber dazu kamen, diese Verhandlungen wieder aufzunehmen, wurden wir durch eine Mitteilung unseres französischen Kollegen überrascht, der uns anzeigte, daß er beabsichtige sich nach Frankreich zu begeben, um seiner Regierung selbst Vortrag über die Lage der Dinge zu halten, und daher die Wahrnehmung der Geschäfte der Gesandtschaft dem Attaché Baron Brin übergebe. Er fügte dieser Mitteilung zugleich ein Exposé über die politische Lage bei, in dem er hervorhob, daß von seiten des Taikuns bis jetzt alles geschehen sei, um die Ausführung der Verträge zu sichern, während alle Verletzungen derselben von den südlichen Fürsten ausgegangen seien, was den Thatsachen allerdings vollständig entsprach. Er schloß mit Bemerkungen, die mit meinen früher erwähnten Vorschlägen durchaus übereinstimmten. Da Mr. Roches am 12. und 19. Februar Zusammenkünfte mit dem Taikun in Jedo hatte und am 27. in Begleitung von vier französischen Kriegsschiffen nach Hiogo zurückkehrte, unter dem Vorwande, daß er es den Interessen seiner Regierung für entsprechender erachte, wenn er in Japan bleibe, so möchte ich annehmen, daß er den Abstecher nach Jedo hauptsächlich in der Absicht unternommen habe, um sich über die Pläne des Siognus zu vergewissern und nach denselben seine eigene Haltung einrichten zu können.

Die Verhandlungen mit den Abgesandten des Mikados verliefen inzwischen in durchaus befriedigender Weise: bereits am 14. Februar erhielten wir eine Mitteilung der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Date, früher Fürst von Uwadjima und der Kuge Sanjo, später während langer Jahre Premierminister, und Higashi Kuze, des Inhalts, daß der Kaiser die Forderungen der fremden Vertreter in Betreff der Bestrafung des Vorgehens der Bizenleute für vollständig berechtigt ansehe und denselben seine Zustimmung erteile. Mündlich wurde uns erklärt, daß der Schuldige sich augenblicklich

in seiner Provinz befinde, daß die Regierung hoffe, daß die Auslieferung desselben ohne Bedenken erfolgen werde, daß sie aber, falls diese auf Schwierigkeiten stoße, sofort ihren Truppen Befehl zum Vorgehn gegen den Fürsten erteilen werde. An demselben Tage ging uns ein zweites Schriftstück zu, in welchem der damalige Premierminister Prinz Yoshiakira erklärte, daß, da der Kaiser nunmehr die Macht Verträge abzuschließen selbst übernommen, derselbe angeordnet habe, daß die bis jetzt eingegangenen Verpflichtungen eingehalten werden sollten. Gleichzeitig wurde von den zur Wahrnehmung der Geschäfte in Hiogo ernannten Beamten Iwashita, Terashima und Ito eine Bekanntmachung veröffentlicht, die der Bevölkerung die Anerkennung der Verträge durch den Mikado mitteilte und auf Grund derselben anordnete, daß sich niemand gegen die Fremden ungehörig betragen dürfe.

Wie weit dieses Entgegenkommen den wirklichen Ansichten und Wünschen des Hofes und der Leiter der Bewegung entsprochen haben mag, will ich dahin gestellt sein lassen. Bei der früher erwähnten Verfassungsveränderung hatte sich in der Veröffentlichung derselben ein Satz befunden, dahin lautend, daß es der Schwester des Kaisers, Katzumiya, gestattet worden sei, den Taikun zu ehelichen, weil der Kaiser gehofft habe, daß dadurch der Zweck die Fremden zu vertreiben erreicht werden werde; die Thatsache wurde von den Abgesandten des Mikados nicht in Abrede gestellt, aber hinzugefügt, daß es höfische Einflüsse gewesen wären, die die Aufnahme des Satzes veranlaßt hätten, der sofort wieder ausgemerzt worden sei. Jedenfalls genügten solche und ähnliche Vorgänge, um uns die Überzeugung zu geben, daß es der Regierung des Mikados in erster Linie darauf ankomme, sich die Neutralität der fremden Vertreter und Mächte bei dem Kampfe gegen den Taikun zu sichern. Als ein dementsprechender Wunsch an uns gerichtet wurde, erklärten wir, daß wir die erforderlichen Neutralitätsproklamationen nur erlassen könnten, wenn uns von der Regierung das Bestehen eines Kriegszustandes zwischen ihr und dem Taikun mitgeteilt würde und daß in diesem Falle beiden Parteien die gleiche Behandlung zuteil werden

müsse, womit die Abgesandten des Mikados sich einverstanden erklärten. Wir kamen zugleich am 24. Februar unter uns dahin überein, daß wir unser Möglichstes thun würden, die Aushändigung von noch unter fremder Flagge in den japanischen Gewässern eintreffenden, im Auslande bestellten oder angekauften Kriegsschiffen an eine der beiden kriegführenden Parteien zu verhindern. Abgesehen davon, daß in der Aushändigung solcher Schiffe ein Bruch der Neutralität gelegen haben würde, konnten wir nicht verkennen, daß einmal im Besitz dieser Schiffe, und wir wußten, daß sich unter ihnen das Panzerschiff Stonewall Jackson befand, die betreffende Partei nicht allein in der Lage gewesen wäre, jeden der geöffneten Häfen zu blockieren, sondern auch den Schiffen der Vertragsmächte ernsthaften, vielleicht unüberwindlichen Widerstand entgegenzusetzen; und das mußte verhindert werden.

Am 1. März traf der Fürst von Uwadjima ein, um meinen Kollegen und mir mitzuteilen, daß der Offizier, der den Angriff auf die Fremden befohlen habe, verhört, schuldig befunden und zum Tode verurteilt worden sei und am nächsten Tage zur Ausführung des Urteils nach Hiogo gebracht werden würde. Zu gleicher Zeit werde der schriftliche Ausdruck des Bedauerns der Regierung des Mikados uns zugestellt werden. Wir erklärten, daß wir unter den Umständen bereit sein würden uns am 5. nach Osaka zurückzubegeben. Die Sache sollte indessen nicht so einfach verlaufen. An dem für die Hinrichtung festgesetzten Tage erschienen nachmittags zwei Beamte der Regierung bei den fremden Vertretern, um denselben die Frage vorzulegen, ob es nicht möglich sei, das Leben des Verurteilten zu schonen. Dieses ganz unerwartete Verlangen führte zu einer langen fast fünfstündigen Diskussion zwischen den fremden Vertretern, von denen zwei, der Englische und der Niederländische, der Ansicht waren, daß man Gnade für Recht ergehn lassen könne, während die andern vier, unter denen ich mich befand, es für richtiger hielten, daß der Gerechtigkeit ihr Lauf gelassen werde. Schließlich trug die Ansicht der Mehrheit den Sieg davon, und die Japaner wurden benachrichtigt, daß die Hinrichtung, — der Betreffende war zur Voll-

ziehung des Harakiri verurteilt worden, — stattzufinden habe. Es ist selbstverständlich keine angenehme Sache, sich während einer Anzahl von Stunden um den Kopf eines Menschen zu streiten, aber wenn ich heute nach mehr als dreißig Jahren an den Vorfall zurückdenke, so kann ich nur sagen, daß ich wieder ebenso handeln würde wie ich es damals gethan habe. Ich bin in dieser Auffassung auch dadurch bestärkt worden, daß mehr als einmal hochgestellte Japaner nicht allein mir, sondern auch andern gegenüber, sich dahin ausgesprochen haben, daß der Bitte um Gnade nachzugeben ein unverzeihlicher Fehler seitens der fremden Vertreter gewesen sein würde, da man ihre Milde nur als Furcht vor der Rache der Clan- oder Gesinnungsgenossen des Verurteilten ausgelegt und gemißbraucht haben würde. Meine Kollegen und ich waren übereingekommen, die Gründe für die von uns abgegebenen Voten schriftlich niederzulegen und auszutauschen, unter der Bedingung, daß diese Schriftstücke nicht veröffentlicht würden, was nicht verhinderte, daß dies doch im nächsten Jahre seitens der Regierung der Vereinigten Staaten geschah. So möge denn mein Votum auch hier einen Platz finden.

„Die Argumente, welche die japanischen Kommissare vorgebracht haben, sind zweifacher Art gewesen. Sie haben zuerst versucht darzuthun, daß, weil niemand bei dem Angriff am 4. Februar getötet worden, das japanische Volk nicht begreifen werde, warum der Verbrecher hingerichtet worden sei, und daß es sich dadurch verletzt fühlen könne, daß, während kein Fremder sein Leben eingebüßt habe, das eines Japaners genommen worden sei. Als einen Beweis für das Gewicht dieses Arguments und unter Bezugnahme auf den Fall der Person, die in Paris auf S. M. den Kaiser von Rußland einen Schuß abgefeuert hatte, haben sie angeführt, daß in Europa, wenn niemand getötet worden sei, das Leben des Verbrechers geschont werde. — Die japanischen Kommissare haben ferner erklärt, daß der Mann den Tod verdiene, daß das Urteil gefällt sei und daß sie sich an die Gnade der fremden Vertreter wendeten, um zu erfahren, ob es kein Mittel gäbe, das Leben des Schuldigen zu schonen. — Das erste dieser

Argumente bedarf keiner Widerlegung. Der auf eine große Anzahl unbewaffneter und friedlicher Fremder gemachte Angriff ist unzweifelhaft die ernsteste That der Art, die seit der Herstellung von Beziehungen zwischen den Vertragsmächten und Japan begangen worden ist, und die Thatsache, daß durch Gottes Gnade niemand getötet worden ist, sollte ganz gewiß nicht als ein Milderungsgrund vorgebracht werden, da es an der Absicht, zu töten, unzweifelhaft nicht gefehlt hat. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß während der ganzen Zeit, während welcher diese Sache unter Diskussion gewesen ist, kein Ausdruck des Bedauerns über das Vorgefallene zur Kenntnis der fremden Vertreter gebracht worden ist, weder durch den Prinzen von Bizen noch durch seinen Karo oder den Schuldigen selbst. Das zweite Argument ist nur ein Appell an unser Menschlichkeitsgefühl, und der englische Gesandte hat den Eindruck, den die Konferenz erhalten, richtig zusammengefaßt, als er sagte, daß wir zusammengetreten seien, um zu entscheiden, ob Milde oder strenge Gerechtigkeit einen besseren Eindruck machen und das Leben unserer Landsleute in Japan in Zukunft wirksamer schützen würde. Ich betrachte das Verbrechen als ein politisches, das aus dem Gefühl der Wertlosigkeit des Lebens eines Fremden und der fast absoluten Gewißheit der Straflosigkeit eines Angriffs gegen Fremde entsprungen ist; dasselbe ist meiner Ansicht nach der Fall bei allen Mordthaten aus politischen Gründen in Japan gewesen, und ist durch die Unwirksamkeit der Gesetze und die Unbrauchbarkeit der Polizei unglücklicherweise noch unterstützt worden. — Vor sechs Monaten, bei Gelegenheit des Angriffs auf meinen Dolmetscher Herrn Schnell*) habe ich die Ehre gehabt, meinen

---

*) Ein betrunkener Samurai hatte den Säbel gegen ihn gezogen. Ich selbst bin nie wirklich angegriffen worden. Einmal hat, als ich im Wagen, den ich selbst kutschierte, fuhr, ein mir entgegenkommender ebenfalls unzweifelhaft betrunkener Samurai den Säbel gegen mich gezogen; derselbe wurde aber sofort von zwei Kameraden, die bei ihm waren, gepackt und bei Seite gerissen. Ich hatte das Wappen von Satzuma auf den Kleidern der Leute erkannt, und da ich mit den hauptsächlichsten Offizieren desselben in Jedo auf

Kollegen zu wiederholen, was ich amtlich der Regierung des Taikuns erklärt hatte, nämlich, daß ich nur ein Mittel sähe, solchen Mordthaten und wiederholten Angriffen ein Ende zu machen, und dies wäre, die Hinrichtung jedes Samurais zu verlangen, der, ohne berechtigten Grund dazu zu haben, sein Schwert gegen einen preußischen Unterthan zöge. — Die letzten Ereignisse haben keine Änderung in meinen Ansichten hervorgerufen. So sehr ich auch persönlich die Unmöglichkeit bedauern mag, das Leben eines Mannes zu retten, so bin ich doch überzeugt, daß unsere Milde nicht gewürdigt, sondern als ein Zeichen von Schwäche oder Furcht angesehen werden würde. — Ich bedaure, sagen zu müssen, daß ich nicht glaube, daß die Hinrichtung dieses Schuldigen den Mordthaten in Japan ein Ende machen wird; es ist sehr wohl möglich, daß einige durch die Angehörigen oder Freunde des Verbrechers aus Gründen persönlicher Rache verübt werden können, aber ich bin der Ansicht,

---

sehr gutem Fuße stand, so beschwerte ich mich nicht bei der Regierung über den Vorfall, sondern teilte denselben nur im Satzumapalast mit, mit dem Anheimstellen, ob es nicht besser sein würde, den betreffenden Mann in die Provinz zurückzuschicken, was auch sofort geschah. Ein anderes Mal ritt ich in der Mitte von gewiß sechzig Yakuninen die Hauptstraße entlang, als mein neben mir reitender Dolmetscher Schnell mir zurief: „Aufgepaßt, um des Himmels willen!“ In demselben Augenblick sah ich, wie ein sehr herabgekommener, wüst aussehender Samurai, mit nackter rechter Schulter und Arm und mit der Hand am Säbelgriff, also zum Angriff bereit, sich zwischen mich und den vor mir reitenden Yakunin drängte. Wenn ich ein europäisches Pferd zwischen den Schenkeln gehabt, hätte ich den Kerl einfach niedergeritten, oder wäre ich ein Privatmann gewesen, so hätte ich ihn niedergeschossen, denn der Fall der Notwehr war gegeben, aber mit einem japanischen Pony konnte ich das erstere nicht versuchen und als diplomatischer Vertreter lag mir daran, den Skandal zu vermeiden, der unzweifelhaft entstanden wäre, hätte ich von der Waffe, umgeben von Bewaffneten, wie ich es war, Gebrauch gemacht. So ritt ich ruhig weiter, mit der Hand am Revolver, bereit, bei der geringsten Bewegung des Mannes zu feuern. Nach einigen hundert Schritten bog der Kerl in eine Seitenstraße ab, und ich befahl jetzt meinen Begleitern, ihn zu verhaften, aber keiner rührte sich. Dies war die Veranlassung, aus der ich, wie früher erzählt, mich weigerte, mich noch weiter von den Yakuninen der Regierung begleiten zu lassen.

daß die Hinrichtung des Schuldigen, der von hohem Rang ist und ersichtlich einer guten Familie angehört, einen vortrefflichen und nützlichen Eindruck auf die ganze Bevölkerung von Japan ausüben wird. — Sie wird zum mindesten den Fürsten, den höheren Beamten und der bewaffneten Klasse im allgemeinen beweisen, daß, wer einen Fremden angreift, es auf die Gefahr seines Lebens hin thut, daß Bestrafung verlangt werden wird, daß in Japan eine Macht besteht, die solche Strafe aussprechen kann, und daß der Kopf einer solchen Person, ihre Stellung mag so hoch sein wie sie will, als Buße für ihr Verbrechen fallen wird. — Die Thatsache, daß der Angriff durch den Zug eines Fürsten gemacht wurde, und die Entschuldigung, daß Fremde die Reihen desselben durchbrochen hätten, ist für mich ein weiterer Grund, auf der Hinrichtung zu bestehen. Dies ist das zweite Mal, daß aus einem ähnlichen Grunde von dem Zuge eines Fürsten harmlose Fremde mit Schwertern oder Gewehren gemordet wurden. Bei der ersten Gelegenheit blieb der Angriff auf Richardson, Marshall und andre unbestraft, wenigstens insofern, als sowohl der Mann, der den Befehl gegeben, wie diejenigen, die ihn ausgeführt hatten, der verdienten Strafe entgingen. Würde es sich daher nicht empfehlen, den Fürsten und ihren Ministern zu beweisen, daß, wenn wir auch nicht imstande sind, unsere Landsleute gegen Angriffe von gemeinen Mördern zu schützen, wir doch sehr wohl vermögen, dies in Fällen wie dem gegenwärtigen zu thun, und daß eine Verletzung des japanischen Zeremoniells nicht länger als eine Entschuldigung für den Mord fremder Staatsangehöriger angesehen werden wird? — Zum Schluß und obgleich diese Erwägung weit entfernt davon ist, einen entscheidenden Einfluß auf meine Ansicht auszuüben, kann ich nicht umhin, zu glauben, besonders nach der Bitte um Gnade, die so unerwarteter Weise an uns gerichtet worden ist, daß die Bewilligung derselben einen sehr schlechten Eindruck auf unsere Beziehungen zu der Regierung des Mikados hervorbringen dürfte, die soeben erst einen so glänzenden Beweis ihrer Energie und Macht gegeben hat. Weder ich, noch, ich möchte annehmen, die Mehrzahl

der Fremden und Japaner würden sich des instinktiven Gefühls erwehren können, daß die Regierung des Mikados das Urteil nur gefällt habe, um unsere Forderungen zu erfüllen und nicht als eine wohlverdiente Strafe; daß es in der That mehr das Resultat politischer Umstände, ein Nachgeben in einer Notlage gewesen sei, als der Ausdruck des Willens und der Macht des Mikados, das Leben der Fremden geachtet zu sehen. — Milde würde daher einen schlechteren Eindruck machen, sie würde vollständig die Achtung und die Rücksichtnahme zerstören, die unsere einzigen Mittel sind, in dem Lande einen legitimen Einfluß auszuüben, und die Schritte, welche wir für den Schutz unserer Landsleute unternommen haben, würden damit jeder Grundlage entbehren. — Auf Grund der vorstehenden Erwägungen halte ich es für meine Pflicht, für die Ausführung des Urteils zu stimmen, das von dem Mikado gefällt und von demselben als gerecht und angemessen bezeichnet worden ist."

Die Hinrichtung fand noch an demselben Abend in Gegenwart der Mitglieder von allen Gesandschaften statt. Bei der Thatsache, daß das Harakiri in Japan wenigstens als gerichtliche Strafe ganz abgekommen ist, wird eine Schilderung des Vorgangs bei dieser Veranlassung aus der Feder eines Augenzeugen vielleicht nicht unwillkommen sein. Sie ist den „Tales of old Japan" von A. B. Mitford entnommen.

„Die Zeremonie, die von dem Mikado selbst befohlen worden war, fand um 10 1/2 Uhr abends in dem Tempel von Seifukuji statt, dem Hauptquartier der Satzumatruppen in Hiogo. Ein Zeuge wurde von jeder der fremden Gesandtschaften geschickt. Wir waren sieben Fremde im ganzen. Wir wurden durch Beamte der Fürsten von Satzuma und Choshiu in den Tempel geführt. Obgleich die Zeremonie ganz im Geheimen stattfinden sollte, zeigten uns doch die zufälligen Bemerkungen, die wir in den Straßen überhörten, und die Menge, die den Haupteingang zum Tempel auf beiden Seiten einfaßte, daß das Publikum sich nicht wenig für die Sache interessierte. Der Hof des Tempels bot einen höchst malerischen Anblick; er war angefüllt mit Soldaten, die in Haufen um große Feuer herum-

standen, die ein trübes flackerndes Licht auf die schweren Dächer und Giebelwände des heiligen Gebäudes warfen. Wir wurden in ein inneres Gemach geführt, in dem wir warten sollten, bis die Vorbereitungen für die Zeremonie beendet seien; in dem nächsten Raum befanden sich die hohen japanischen Beamten. Nach einer langen Pause, die uns wegen der herrschenden Stille doppelt lang erschien, kam Ito Shunske, der provisorische Gouverneur von Hiogo, und teilte uns mit, daß sieben Zeugen von japanischer Seite dem Akt beiwohnen würden. Er und ein anderer Beamter vertraten den Mikado, zwei Hauptleute von Satzumas Infanterie und zwei von Choshius und ein Vertreter des Prinzen von Bizen, des Clans dem der Verurteilte angehörte, vervollständigten die Zahl, die wahrscheinlich gewählt worden war, um mit der der Fremden überein zu stimmen. Ito fragte dann, ob wir an den Verurteilten Fragen stellen wollten, was wir verneinten. Es folgte darauf eine weitere Pause, nach der wir aufgefordert wurden, uns mit den japanischen Zeugen in das Hondo, die große Halle des Tempels, zu begeben, wo die Zeremonie vor sich gehn sollte. Es war eine einen tiefen Eindruck hervorbringende Scene. Eine weite Halle mit einem hohen Dach, getragen von dunklen Holzpfeilern; von der Decke hingen eine Unmenge der großen vergoldeten Laternen und Verzierungen, die den buddhistischen Tempeln eigentümlich sind. Vor dem Hochaltar, wo der mit wundervollen weißen Matten bedeckte Boden drei bis vier Zoll erhöht war, war ein Teppich von rotem Filz ausgebreitet. Hohe Lichter, die in Zwischenräumen aufgestellt waren, verbreiteten ein trübes, geheimnisvolles Licht, gerade genug um alles sehen zu können, was vorging. Die sieben Japaner nahmen ihre Plätze rechts von dem erhöhten Flur, die sieben Fremden links von demselben ein. Keine andere Person war gegenwärtig. — Nach einer Pause banger Erwartung von einigen Minuten trat Taki Zenzaburo, ein kräftiger Mann von zweiunddreißig Jahren, in die Halle, angethan mit seinem Zeremonienkostüm mit den eigentümlichen aus Hanfstoff gefertigten Flügeln, die bei großen Gelegenheiten getragen werden. Er war von einem Kaishaku und drei Offizieren begleitet,

die den Jimbaori, den Kriegs-Waffenrock mit goldgewirkten Einfassungen trugen. Für Kaishaku ist unser Wort Scharfrichter kein entsprechender Ausdruck. Das Amt ist das eines Edelmanns; in vielen Fällen wird es von einem Freunde oder Verwandten des Verurteilten ausgeübt und die Beziehung zwischen ihnen ist viel mehr die zwischen der Hauptperson und dem Sekundanten, als wie zwischen Opfer und Scharfrichter. In diesem Falle war der Kaishaku ein Schüler Taki Zenzaburo's, und war von den Freunden desselben aus ihrer eigenen Zahl wegen seiner Geschicklichkeit in der Handhabung des Schwerts gewählt worden. — Mit dem Kaishaku an seiner linken Seite schritt Taki Zenzaburo langsam auf die japanischen Zeugen zu, vor denen die beiden sich verneigten, und dann auf die Fremden, vor denen sie sich in derselben Weise, vielleicht mit noch etwas größerer Höflichkeit verbeugten; in beiden Fällen wurde der Gruß zeremoniell erwidert. Langsam und mit großer Würde stieg der Verurteilte auf den erhöhten Teil des Flurs, warf sich zweimal vor dem Altar nieder und setzte sich dann (nach japanischer Art, bei der die Kniee und Zehen den Boden berühren und der Körper auf den Hacken ruht) auf den Filzteppich mit dem Rücken nach dem Hochaltar, während der Kaishaku sich an seiner linken Seite niederkauerte. Einer der drei Begleiter kam dann vorwärts mit einem der Ständer, wie sie in den Tempeln für die Opfergaben gebraucht werden. Auf demselben lag in weißes Papier eingeschlagen, der Wakizashi, der kurze japanische Dolch, neun und einen halben Zoll lang, mit einer Spitze und einer Schneide scharf wie ein Rasiermesser. Diesen überreichte er knieend dem Verurteilten, der ihn mit Ehrfurcht empfing, mit beiden Händen bis zum Kopfe emporhob und dann vor sich hinstellte. — Nach einer tiefen Verneigung sprach Taki Zenzaburo mit einer Stimme, die grade so viel Bewegung und Zaudern verriet, als man von jemandem erwarten konnte, der eine für ihn schmerzliche Erklärung abgab, aber ohne eine Spur von beiden in seinem Gesicht und seinem Benehmen: „Ich und ich allein habe unverantwortlicher Weise den Befehl gegeben, auf die Fremden in Kobe zu feuern, und wieder,

als sie sich zu retten suchten. Für dieses Verbrechen werde ich jetzt Harakiri begehn und ich bitte Sie, mir die Ehre zu erweisen, dem Akt als Zeugen beizuwohnen." — Nach einer neuen Verneigung ließ er seine Kleider bis zum Gürtel herabgleiten, so daß er bis zu demselben nackend blieb. Sorgsam steckte er dann, wie die Sitte dies gebietet, die Ärmel unter seine Kniee, um zu verhindern, daß er nach hinten falle, denn ein japanischer Edelmann muß vorwärtsfallend sterben. Dann nahm er ohne zu zögern mit fester Hand den Dolch auf, der vor ihm lag; er sah ihn sinnend, beinahe liebevoll an; für einen Augenblick schien es, als ob er seine Gedanken zum letzten Male sammelte, und dann stieß er sich den Dolch auf der linken Seite unter der Taille in den Leib, zog ihn langsam nach der rechten, drehte ihn dort in der Wunde und verlängerte die letztere ein wenig nach oben. Während dieser nervenerschütternd schmerzhaften Operation bewegte sich keine Muskel in seinem Gesicht. Als er den Dolch herauszog, beugte er sich vorwärts und streckte den Hals vor; ein Ausdruck des Schmerzes flog zum ersten Mal über sein Gesicht, aber er gab keinen Laut von sich. In diesem Augenblick sprang der Kaishaku, der neben ihm gekauert und jede seiner Bewegungen genau beobachtet hatte, auf seine Füße, und schwang sein Schwert einen Augenblick in der Luft; dann kam ein Blitz, ein schwerer, häßlicher Ton, und ein stürzender Fall; mit einem Hiebe war das Haupt vom Rumpf getrennt worden. — Tiefes Schweigen folgte, nur unterbrochen von dem scheußlichen Geräusch des aus dem Haufen vor uns, der nur einen Augenblick früher ein braver ritterlicher Mann gewesen war, herausquellenden Blutes. Es war entsetzlich. — Der Kaishaku machte eine tiefe Verbeugung, wischte sein Schwert mit einem Stück Papier ab, das er dafür bereit hatte, und trat von dem erhöhten Flur herunter. Der befleckte Dolch wurde feierlich fortgetragen, ein blutiger Beweis der Hinrichtung. — Die beiden Abgesandten des Mikados verließen dann ihre Plätze und kamen hinüber, wo die Fremden saßen, und riefen uns zu Zeugen an, daß das Todesurteil gegen Taki Zenzaburo gewissenhaft ausgeführt wor-

den sei. Da die Zeremonie beendigt war, verließen wir den Tempel."

Bei der Vollziehung des gerichtlichen Harakiri, als unterschieden von dem außergerichtlichen Selbstmord, der der Familie ihre Einkünfte und Ehren erhielt, da angenommen wurde, daß der Schuldbeweis gegen den Toten fehle, fanden je nach der Person des Schuldigen gewisse Unterschiede statt. Wenn es sich um einen Fürsten handelte, stieß sich derselbe, nachdem er den Einschnitt in den Leib gemacht, den Dolch selbst in die Kehle, während bei einem Hatamoto demselben nicht ein wirklicher, sondern ein hölzerner Dolch gereicht wurde und sein Kopf in dem Augenblick fiel, in dem er die Hand nach demselben aus- und den Hals dabei vorstreckte. Als charakteristisch für die Schnelligkeit, mit der selbst die anscheinend im Volks- oder Kastenbewußtsein am tiefsten wurzelnden Sitten und Begriffe verschwinden, mag hier angeführt werden, daß, während noch 1869 ein Vorschlag, das Harakiri (jap. Seppuku) abzuschaffen, in dem damals versammelten japanischen Parlament mit 200 gegen 3 Stimmen abgelehnt und Ono Seigoro, der der Urheber des Vorschlags war, wenige Wochen später ermordet wurde, die Sitte, die in der Debatte als die Zierde des Reichs und der Eckstein des japanischen Rittertums bezeichnet wurde, einige Jahre später verschwand, ohne Aufregung hervorzurufen oder Spuren zu hinterlassen.

Am 5. März kehrten meine Kollegen und ich nach Osaka zurück, wir fanden unsere Tempel in guter Ordnung, wenngleich die von einigen der fremden Vertreter in ihren Behausungen zurückgelassenen Möbel von den Truppen des Mikados zerstört worden waren, die dort einquartiert gewesen; die englische Gesandtschaft war, wie schon bemerkt, ganz zerstört und die französische sehr beschädigt worden. Am folgenden Tage empfingen wir die Besuche der beiden Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Higashi Kuzes und des alten Fürsten von Uwajima, und am 7. hatten wir auf den Wunsch derselben eine Zusammenkunft mit zehn oder zwölf der hauptsächlichsten Leiter der Bewegung, d. h. derjenigen unter ihnen, die von hinter den Kulissen ihren Einfluß ausübten. Die Begegnung

fand in dem großen Hongwanji-Tempel statt, in dessen Haupthalle durch Wandschirme einige kleinere Abteilungen hergestellt worden waren; sie hatte wohl in erster Linie den Zweck, eine Bekanntschaft dieser Männer mit den ihnen unbekannten Vertretern zu vermitteln, denn die Erörterung der Frage, in welcher Weise ein gleichmäßiger Kurs des Bus zum Dollar im ganzen Lande hergestellt werden könnte, hätte, da sich nur die Hälfte desselben im Besitz des Mikados befand, ebenso gut auf spätere Zeiten verschoben werden können. Sir Harry Parkes fungierte bei der Gelegenheit etwas als „introducteur des ambassadeurs“, und es amüsierte mich, seine Überraschung zu sehen, als er fand, daß ich zu der Mehrzahl der Anwesenden bereits seit längerer Zeit Beziehungen unterhalten hatte. Ich hatte meinen Aufenthalt in Jedo benutzt, in unauffälliger Weise die Bekanntschaft der „faiseurs“ in mehreren der südlichen Clans zu machen, und war, wenn auch nicht so gut informiert, wie mein englischer Kollege, dessen zahlreiches sprachkundiges Personal mir abging, doch besser unterrichtet, als die meisten der anderen fremden Vertreter. Als wir fortgingen, fanden wir die Straßen voller zweischwertigen Leute, durch die man sich nur mit Mühe hindurchdrängen konnte. Mein italienischer Kollege, mit dem ich zusammen den Rückweg antrat, war ein kleiner, ziemlich lebhafter und leicht erregbarer Herr, es schien mir daher nicht recht geheuer, ihn in der Menge, in der die geringste Unvorsichtigkeit blutige Folgen nach sich ziehen konnte, uns den Weg bahnen zu lassen. Ich bat ihn also, mich meines größeren Wuchses wegen vorangehen zu lassen, und wir kamen auch glücklich ohne einen Konflikt aus dem Gedränge heraus, aber ich kann nicht leugnen, daß ich ganz zufrieden war, als ich die zweischwertige Menge hinter mir hatte.

Dafür, daß meine Befürchtungen nicht ganz ohne Grund gewesen, sollte ich am nächsten Tage den Beweis erhalten. Derselbe war ein sehr anstrengender für mich gewesen, ich hatte einer Konferenz beigewohnt, ein Paar besondere Besprechungen gehabt und dann Berichte geschrieben, und war endlich nach ein Uhr zu Bett gegangen; ich war aber noch nicht eingeschlafen, als der Kanzler der fran-

zösischen Gesandtschaft sich bei mir melden ließ; ich empfing ihn im Bette liegend, sprang aber mit einem Satz aus demselben, als er mir mitteilte, daß man auf der Gesandtschaft soeben die Nachricht erhalten habe, daß mehrere französische Seeleute in Sakai von Japanern ermordet worden seien, und sein Chef mich bitten lasse, zu einer Besprechung zu ihm zu kommen, zu der auch die anderen Vertreter eingeladen seien. Ich zog mich eiligst an und ging zu Herrn Roches, wo sich bald alle unsere Kollegen einfanden. Was in Sakai vorgefallen, war, wie wir nicht an dem Morgen, sondern allmählich erfuhren, das folgende: Von den beiden auf der Rhede von Osaka liegenden französischen Kriegsschiffen Venus und Dupleix waren in der Bai Lotungen vorgenommen worden und der Kommandant des Dupleix, Capitaine de frégate Bergasse de Petit Thouars, der vor einigen Jahren als Vize-Admiral und Befehlshaber des französischen Mittelmeergeschwaders gestorben ist, hatte den Befehl erhalten, diese Arbeit am 8. bei Sakai fortsetzen zu lassen, wo die Böte am Nachmittag den in Osaka zum Besuch gewesenen Kommandanten der Venus, Capitaine de vaisseau Roy und den französischen Konsul in Hiogo, Viault erwarten sollten. Sakai war dem fremden Handel geöffnet, die japanischen Behörden waren von den Arbeiten der Böte unterrichtet, dieselben waren schon bei früheren Gelegenheiten in Sakai gewesen und freundlich aufgenommen worden und die Herren Roy und Viault waren von Yakuninen der Regierung begleitet. Als die letzteren eine über einen Arm des Yodogawa führende Brücke in der Nähe von Sakai erreicht hatten, wurde ihnen das Passieren derselben untersagt und sie sahen sich genötigt, nach Osaka zurückzukehren. Die Böte, eine Dampfbarkasse und eine Gig, befanden sich, die erstere unter dem Befehl eines Midshipman, die letztere, die die Arbeit besorgte, unter dem eines Schiffsfähnrichs; die Dampfbarkasse legte am Kai von Sakai an, während die Gig an verschiedenen Stellen lotete. Gegen fünf Uhr nachmittags baten zwei Leute der Bemannung der ersteren um die Erlaubnis, sich etwas auf dem Kai zu ergehen, die ihnen erteilt wurde, da die Bevölkerung sich bis dahin sehr freundlich gezeigt hatte und anderen

Leuten schon dasselbe gestattet worden war. Kaum aber waren die Beiden einige zwanzig Schritte von der Barkasse entfernt, als ein Samurai sich zu ihnen gesellte und sie durch Zeichen aufforderte, auf die andere Seite des Kais zu kommen. Dort angelangt, sahen sie sich von einigen zwanzig Bewaffneten umringt, die sie packten und zu binden versuchten. Einer der Leute riß sich los und lief nach dem Boot zurück, der andere sprang ins Wasser, die Bewaffneten folgten dem ersten und schossen in das Boot, bis sie glaubten, daß alle, die sich in demselben befanden, tot seien. Sobald der Fähnrich in der Gig, deren Leute unbewaffnet waren — auch die in der Barkasse hatten nur Revolver, die aber, um Unglücksfälle zu vermeiden, in einem Kasten verpackt waren — das Feuern hörte, ruderte er auf die Barkasse zu und wurde ebenfalls mit Flintenschüssen empfangen; einer seiner Leute wurde verwundet, und da er keinen der Bemannung der Barkasse mehr sah und alle getötet glaubte, eilte er an Bord zurück und meldete den Vorfall. Kapitän de Petit Thouars ließ sofort seine Böte armieren und begab sich auf den Weg nach Sakai. Unterwegs traf er die Barkasse. Von der Mannschaft derselben, einem Midshipman und fünfzehn Mann, waren nur zwei Tote, sechs Schwerverwundete und ein Unverwundeter in dem Boot, welchem letzteren es mit Hülfe der Verwundeten gelungen war, dasselbe, nachdem die Angreifer sich zurückgezogen hatten, vom Lande loszubringen und, da die Dampfröhren durchschossen waren, ein Segel zu setzen. Kapitän de Petit Thouars ließ durch zwei seiner Böte die Dampfbarkasse ins Schlepptau nehmen und setzte mit den anderen fünf die Fahrt nach Sakai fort; dort fand er die Batterien bemannt, einige Feldgeschütze auf dem Kai aufgefahren und alles zur Verteidigung vorbereitet. Unter den Umständen, da er nicht wußte, ob der Rest seiner Leute sich nicht in japanischer Gefangenschaft befand — von der Bemannung der Barkasse fehlten sieben Mann, den Midshipman einbegriffen — auch über den Verbleib des Kapitäns der Venus und des Konsuls im Ungewissen war und das Leben der in Osaka befindlichen fremden Vertreter und sonstigen Fremden nicht gefährden

wollte, stand er sehr verständiger Weise von einem Angriff auf die Stadt ab.

In der noch in der Nacht vom 8. auf den 9. gehaltenen Besprechung, wie in den am nächsten Tage darauf folgenden, waren meine Kollegen und ich dahin übereingekommen, die Sache nicht als eine ausschließlich französische, sondern als eine allen gemeinsame zu betrachten und die Genugthuungsforderungen des französischen Gesandten mit aller Entschiedenheit zu unterstützen, sowie aufs Neue Osaka zu verlassen und uns nach Hiogo zurückzuziehen. Am 11. wurden die elf Opfer des Überfalls (zwei der Verwundeten waren gestorben) dort feierlich bestattet und am 12. richtete der französische Gesandte die folgenden Forderungen an die Regierung des Mikados: 1) daß innerhalb von drei Tagen die beiden Offiziere, die den Befehl in Sakai hatten, und alle, welche an dem Überfall beteiligt gewesen, in Gegenwart des Ministers des Fürsten von Tosa und eines französischen Detachements hingerichtet werden sollten, 2) daß eine Entschädigung von 150000 Dollars an die französische Regierung gezahlt werde, von den Zinsen welcher Summe die Hinterbliebenen der Ermordeten unterstützt werden würden, 3) daß der Prinz, der den Posten als Premier-Minister bekleide, an Bord der Venus das Bedauern der Regierung über den Vorfall ausspreche, 4) daß der Fürst von Tosa dasselbe thue, und 5) daß bis auf Weiteres Tosaleute keine Verwendung in den geöffneten Häfen fänden oder dieselben passieren dürften. Alle fremden Vertreter unterstützten diese Forderungen schriftlich bei der Regierung des Mikados, und dieselben fanden innerhalb kurzer Frist ihre Erfüllung. Die Hinrichtung der Schuldigen fand am 16. März in Sakai statt. Die Vorgänge bei derselben habe ich aus dem Munde des Kapitän de Petit Thouars erfahren, und da dieselben einerseits höchst charakteristisch für die Lage sind und andererseits die amtlichen bisher veröffentlichten Berichte ergänzen, will ich die Erzählung derselben hier folgen lassen.

Die Hinrichtung war ursprünglich auf dem Kai von Sakai in Aussicht genommen gewesen, als Capitain de Petit Thouars aber am Nachmittag des 16. dort ankam, wurde ihm von den

Japanern mitgeteilt, daß die Zeremonie in einem etwas entfernter liegenden Tempel stattfinden solle. Er besetzte also den Hafeneingang militärisch und marschierte dann mit einer Abteilung von zwanzig Mann durch die mit Menschen angefüllten Straßen nach dem ungefähr zwei Kilometer entfernten Tempel, dessen Hof und Garten er ebenfalls dicht gedrängt voll zweischwertiger Leute fand. Hier dauerte es eine ganze Zeit, bis der erste Verurteilte vorgeführt wurde, und nun begann eine Scene, die so unwahrscheinlich klingt, daß die ganze absolute Glaubwürdigkeit des Berichterstatters dazu gehört, um sie nicht unglaublich erscheinen zu lassen. Der erste Verurteilte, es waren deren zwanzig, schnitt sich den Leib so auf, daß die Eingeweide herausquollen, und mit denselben in den Händen sang er Hohn- und Spottlieder auf die Fremden und überschüttete dieselben mit Schimpfworten und Verwünschungen; der zweite that dasselbe und die andern folgten mit mehr oder weniger Energie und Ingrimm dem Beispiel ihrer Vorgänger. Die Aufregung unter den anwesenden zweischwertigen Leuten wuchs mit jedem Kopf, der fiel, es wurde dabei immer später und dunkler, und Kapitän de Petit Thouars begann darüber nachzudenken, ob und wie er mit seinem kleinen Detachement mit heiler Haut aus diesem Pandämonium herauskommen könnte. Da kam ihm der Gedanke, nachdem der elfte Mann seine Schuld gebüßt hatte, — elf Franzosen waren bekanntlich ermordet worden, — zu erklären, daß er dem Gesandten die Frage unterbreiten wolle, ob damit nicht der Gerechtigkeit genug geschehen sei, und die weiteren Exekutionen daher aufzuschieben seien. Er rückte mit seinen Leuten ab, und der Gesandte ratifizierte den ebenso verständigen wie den Umständen entsprechenden Schritt des Offiziers. Die Leichen der Hingerichteten wurden in einem anderen Tempel in Sakai bestattet und denselben posthume Ehrentitel von den Priestern verliehen, wie das bei Buddhisten allgemein gebräuchlich ist; sehr bald aber tauchten Abbildungen der Grabstätten auf, die als die besonders tapferer und loyaler Männer gepriesen und in vielen Exemplaren im Lande verbreitet wurden. Auch das mag in der Hauptsache

eine Spekulation der Priester des Tempels, die Besucher anzuziehen wünschten, gewesen sein. Charakteristisch aber für die Art, wie man solche Vorgänge in Japan auffaßte und auffaßt, war der 1894 in der japanischen Kammer eingebrachte Antrag eines Generals a. D., den Hingerichteten auf Staatskosten ein Denkmal zu setzen, als Vertheidigern der Unabhängigkeit des Landes und Wahrern der Ehre desselben. —

Vor unserer Abreise von Osaka war meinen Kollegen und mir eine Einladung des Mikados zu einer Audienz in Kioto zugegangen. Der englische und niederländische Vertreter nahmen dieselbe an, diejenigen Frankreichs, Italiens, der Vereinigten Staaten und ich thaten im Prinzip dasselbe, behielten uns aber den Besuch Kiotos für eine spätere Zeit vor, da wir es für richtiger hielten, in dem Augenblick, in dem die Streitkräfte des Mikados gegen Jedo vorrückten und Yokohama dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden konnte, an dem Ort zu sein, der als der Mittelpunkt der fremden Interessen angesehen werden mußte, Mr. Roches änderte nach der Beilegung der Sakai-Affaire seine Ansicht, aber General van Valkenburgh, Graf de la Tour und ich begaben uns am 12. März auf dem amerikanischen Kanonenboot Monocacy nach Yokohama, wo, wie es sich bald herausstellte, unsere Anwesenheit recht nötig war, um der fremden Gemeinde Vertrauen einzuflößen und so zur Aufrechterhaltung der Ruhe beizutragen. Der Aufenthalt der andern Vertreter in Kioto sollte zu einem neuen Angriff auf einen derselben führen. Am 22. März hatten der französische Gesandte und der niederländische politische Agent ihre Audienzen bei dem Mikado gehabt, die in jeder Beziehung befriedigend verlaufen waren, als aber der englische Gesandte sich am nächsten Tage zu der seinigen begab, wurde seine Eskorte, die aus sechzig englischen Soldaten und zahlreichen Japanern bestand, von zwei zu der Leibwache des Mikados, den sogenannten Shimpei gehörigen Leuten angefallen. Einer der beiden Angreifer wurde von zwei japanischen Offizieren, Goto Shogiro und Nakai Kozo nach längerem Kampfe niedergehauen, der andere schwer verwundet gefangen genommen,

nachdem beide elf Mann und fünf Pferde zum Teil schwer verwundet hatten. Sir Harry Parkes entging nur dadurch, daß der Angreifer ausglitt, einer Verwundung oder Schlimmerem, aber der neben ihm gehende japanische Stallknecht erhielt einen Säbelhieb.

Es war dies innerhalb von sechs Wochen, seit dem 4. Februar, der dritte Angriff, der auf Fremde gemacht wurde, und diesmal auf einen Gesandten, der sich zur Audienz beim Mikado begab, zu der er ganz besonders eingeladen worden war. Es war also in durchaus richtiger Erkenntnis der Sachlage, daß Sir Harry Parkes, während er auf der einen Seite die ihm zu leistende Genugthuung der Regierung des Mikados überließ, die schwerer beleidigt worden sei als er selbst, auf der andern die Aufmerksamkeit derselben darauf lenkte, daß es erforderlich erscheine, sobald als möglich, eine Verordnung zu erlassen des Inhalts, daß Samurai, die Fremde angriffen, in Zukunft statt zu dem ehrenvollen Harakiri zu einer schimpflichen Todesart verurteilt werden sollten. Die Regierung des Mikados handelte auch diesmal mit anerkennungswerter Schnelligkeit und Entschlossenheit. Schon am 24. überbrachten die Minister der Auswärtigen Angelegenheiten dem englischen Gesandten die mündlichen und schriftlichen Entschuldigungen der Regierung und das gegen den lebendig gefangenen Angreifer Miyeda Shigeru ausgesprochene Todesurteil, in dem es hieß, daß er wegen der besonderen Veruchtheit seines Verbrechens seines Schwertes verlustig und aus der Rolle der Samurai gestrichen werde und daß nach seiner Hinrichtung durch das Schwert sein Kopf drei Tage lang öffentlich ausgestellt werden solle. Am 25. fand dann die Audienz statt und am 28. erließ der Mikado das folgende Edikt, durch das seine Stellung den Fremden gegenüber klar gezeichnet wurde: „Da es in Folge der jüngsten Neugestaltung, durch welche die monarchische Regierung wieder hergestellt worden ist, und um für die Erhaltung gerechter Prinzipien durch den kaiserlichen Hof zu sorgen, angeordnet worden ist, daß Seine Majestät Beziehungen zu den fremden Mächten unterhalten solle, so wird der kaiserliche Hof diese Be-

ziehungen leiten und die Verträge nach Maßgabe der Bestimmungen des Völkerrechts ausführen. Es wird daher befohlen, daß das gesamte Volk dem Willen des Kaisers zu gehorchen und in Übereinstimmung mit demselben zu handeln habe. — Alle Personen, die sich in Zukunft eines Mordes oder einer thätlichen Beleidigung gegen Fremde schuldig machen sollten, werden sich damit nicht allein in Widerspruch zu den ausdrücklichen Befehlen des Kaisers setzen und die Ursache von nationalem Mißgeschick sein, sondern sie werden auch das abscheuliche Verbrechen begehen, die nationale Würde und Treu und Glauben in den Augen der Vertragsmächte bloszustellen, mit denen S. M. selbst erklärt hat, durch Bande der Freundschaft verknüpft zu sein. Solche Verbrecher werden nach der Schwere des Vergehens bestraft und ihre Namen, falls sie Samurai sind, aus der Rolle derselben gestrichen werden. Es wird hiermit angeordnet, daß Jedermann diesem kaiserlichen Befehl gehorchen und sich aller solcher Gewaltthätigkeiten enthalten soll." Die Veröffentlichung dieses Edikts stieß anfangs auf erhebliche Schwierigkeiten, da die Ratgeber des Mikados davon eine Gefährdung oder zum mindesten eine Erschwerung ihre Aufgabe fürchteten, schließlich gelang es aber doch dieselbe durchzusetzen.

Ende März sah alle fremden Vertreter wieder in Yokohama vereinigt, und es war dies um so erwünschter, als mit dem Herannahen der Truppen des Mikados die Lage der fremden Niederlassung in Yokohama unzweifelhaft eine gefährdete wurde. Die dieselbe wie das Quartier der Eingeborenen besuchenden Samurai betrugen sich so unverschämt und herausfordernd, drangen in die Häuser und gaben andern Grund zur Unzufriedenheit und Besorgnis, daß meine Kollegen und ich am 2. April uns entschlossen Yokohama militärisch besetzen zu lassen, eine Maßregel, der wir am 17. d. M. die andere folgen ließen, die Kommandanten der fremden Kriegsschiffe zu ersuchen, das Landen der auf zahlreichen Dampfschiffen im Hafen ankommenden japanischen Truppen zu verhindern. Zugleich richteten wir an die Regierung in Kioto das dringende Ersuchen, sobald als möglich einen höheren Beamten zur Übernahme Yokohama's zu

entsenden, das der bisherige Gouverneur des Taikuns zu übergeben bereit sei. Die Regierung versprach dies zu thun und bat uns bis zu dem Eintreffen desselben selbst alle Maßregeln für die Sicherheit der Stadt zu treffen.

An diesen Maßregeln konnte sich diesmal auch ein preußisches Kriegsschiff, die gedeckte Korvette Vineta beteiligen. Schon im Sommer des verflossenen Jahres war dieselbe von der Ostküste Südamerikas nach Japan gekommen, ich hatte mit ihr eine Fahrt nach Yeso gemacht, von der ich später erzählen werde, und mich dann, da der größere Teil der Mannschaft schon über die gesetzmäßige Dienstzeit an Bord war, und die Verhältnisse in Japan sich friedlich zu entwickeln schienen, damit einverstanden erklärt, daß das Schiff nach Hause ginge. Auf der Fahrt nach Nagasaki war die Vineta in der Specks-Straße auf einen bis dahin unbekannten, seitdem nach ihr benannten spitzen Felsen gestoßen, auf dem sie anderthalb Stunden gesessen, sich einige vierzig Fuß von ihrem Kiel abgerissen und sonst allerhand schwere Havarien erlitten hatte. Als gutgebautes Holzschiff hatte sie aber das Alles überstanden, und war in Nagasaki eingelaufen, wo der dort anwesende englische und russische Admiral angeboten hatten, sie nach Shanghai zu eskortieren, was der Kommandant jedoch abgelehnt hatte. Er hatte ein Segel um den Boden des Schiffs gezogen und war dann nach Shanghai und dort ins Dock gegangen, wo es noch lag, als die Vorgänge in Osaka sich ereigneten. Kapitän zur See Kuhn, der später als Viceadmiral aus der Marine geschieden und dann gestorben ist, war ein Mann von altem Schrot und Korn, wie er schon früher bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen hatte. Bei der Belagerung von Gaëta 1861 befehligte er den Aviso Loreley, den die Engländer spöttisch das kleine Schiff mit der großen Flagge nannten. Eines Tages erhielt er den Befehl dem Kommandanten der Citadelle von Messina, die von den Garibaldianern belagert wurde, Depeschen zu überbringen. Er begab sich mit seinem Schiff nach dort und ließ sich in großer Uniform an Land setzen; das Boot fuhr gleich wieder an Bord zurück. Er sah sich sofort von

Garibaldianern umringt, denen er, auf die Frage was er wolle, erwiderte: „Depeschen auf der Citadelle abgeben". Als die Offiziere, die herangekommen waren, erklärten, daß das nicht möglich sei und man ihn zum Gefangenen machen werde, antwortete er, daß man thun möge, was man wolle; er habe an Bord den Befehl hinterlassen, daß, wenn er nicht nach Ablauf von drei Stunden an dem Landungsplatz durch ein verabredetes Zeichen das Boot herbeirufe, das Feuer auf die garibaldianischen Linien eröffnet werden solle, das Weitere sei Sache der Herrn. Nach längerem Kopfschütteln und Beraten ließ man ihn ruhig seinen Auftrag erfüllen und dann wieder an Bord zurückkehren. — Ich hatte ihm geschrieben wie die Sachen lägen und hinzugefügt, daß ich die schwierigen Verhältnisse an Bord vollständig würdigte; ich überließe es ihm daher, nach bestem Ermessen selbst zu handeln; wenn er kommen könne, solle er den beigeschlossenen Bericht weiterbefördern, sonst denselben und die an ihn gerichtete Requisition einfach zerreißen. Ich bekam keine Antwort und begann schon mir den Kopf zu zerbrechen, zu was der Kapitän sich entschlossen haben möge, als mein Diener eines Morgens in mein Zimmer stürzte und meldete, daß die Vineta soeben einliefe. Eine Stunde später war Kapitän Kuhn bei mir. „Sie wissen wie es mit mir steht", sagte er, „ich bin gekommen, aber ich möchte auch nicht länger bleiben als absolut notwendig ist, und erwarte von Ihnen, daß Sie mich rechtzeitig benachrichtigen." Am 11. Mai übernahmen die Kommissare des Mikados Higashi Kuze und der Prinz von Hizen Yokohama, am 12. Mittags wurden die fremden Truppen zurückgezogen und eine Stunde später war S. M. S. Vineta auf dem Wege nach der Heimat. In Singapore erreichte den Kommandanten die wohlverdiente Ernennung zum Kontreadmiral.

Es würde die Grenzen, die ich mir bei der Schilderung meiner Erlebnisse, die selbstverständlich zugleich eine solche der geschichtlichen Ereignisse sein muß, habe setzen müssen, überschreiten, wenn ich die weiteren Kämpfe zwischen den Anhängern des Mikados so ausführlich behandeln wollte, wie ich dies mit den mich und meine

Kollegen persönlich berührenden Vorfällen bisher gethan habe; ich werde mich vielmehr auf eine kurze Angabe des Verlaufs und des Ausgangs der Kämpfe zu beschränken suchen.

Bei der Unterwerfung des Taikuns hatten sich einige Tausend Mann von seinen Truppen nach dem Norden zurückgezogen und sich dort mit den Leuten von Aidzu und der andern dem Mikado feindlichen Clans vereinigt. Gleichzeitig hatte in Jedo die Zahl der herren- und mittellosen Samurai immer zugenommen und dieselben hatten sich schließlich unter dem Namen der Shogitai, d. h. der die Pflicht klar Machenden, als eine Art Leibgarde für den in Ugeno residierenden Prinzen von kaiserlichem Geblüt, Rinnoji no Miya, zusammengethan und die Residenz desselben befestigt. Es war ein merkwürdiger und für europäische Beobachter schwer verständlicher Zustand, daß in Jedo eine Art doppelter Regierung bestand, die jede ihre eigenen Anhänger und Truppen hatte, was zwischen den letzteren natürlich zu häufigen Zusammenstößen und im Ganzen zu einer Art Schreckensherrschaft des bewaffneten Pöbels führte, die besonders für die ruhigen Bürger sehr wenig Angenehmes hatte. Endlich entschloß sich die Regierung des Mikados, diesem Zustand ein Ende zu machen; am 4. Juli griffen ihre Truppen Ugeno an und nahmen es nach heftigem Kampfe, dem Miya mit einigen seiner Begleiter war es aber bei Beginn desselben gelungen, nach Norden zu entkommen. Dort hatten sich inzwischen die Zustände in einer für die Südlichen bedenklichen Weise verändert. Während ursprünglich einige der mächtigsten Fürsten des Nordens, u. a. die von Sendai und Yonezawa sich anscheinend dem Mikado angeschlossen hatten und sogar damit beauftragt worden waren, ihre rebellischen Nachbarn zu unterwerfen, traten dieselben jetzt zu den letzteren über und bildeten mit Aidzu, Nambu, Schonai u. a. eine fünfundzwanzig Fürsten umfassende Konföderation, die in einem Augenblick sogar nicht abgeneigt schien, den Rinnoji no Miya als Gegenmikado aufzusetzen und anzuerkennen. In den ersten Tagen des Septembers richteten die militärischen Befehlshaber der hauptsächlichsten unter diesen Fürsten eine Er-

klärung an die fremden Vertreter, in der sie ausführten, daß der Mikado jung und seine Regierung unzusammenhängend und unvollkommen sei und gewissenlose Unterthanen sich das zu Nutze gemacht und sich der Regierung bemächtigt hätten und dieselbe gebrauchten, wie es ihnen gefiele. Deswegen könne kein Vertrauen in die Befehle gesetzt werden, die erlassen würden. Sympathie und Mitgefühl seien verschwunden und grausame und mörderische Thaten herrschten an ihrer Stelle. Die erschreckten Fürsten hätten sich unterworfen, aber von zehn hätten acht oder neun dies nicht ehrlich gethan. Bald würden die hauptsächlichsten Verbrecher bestraft sein, das Recht werde durch die Wolken brechen und Frieden zwischen Brüdern und gute Beziehungen zwischen Herren und Dienern wieder hergestellt werden. Die fremden Vertreter würden die Sachlage beobachtet und verstanden haben, trotzdem sei zu befürchten, daß sie durch die Befehle, die Verbrecher im Namen des Mikados erließen, getäuscht werden könnten. Nur aus diesem Grunde wendeten die Schreiber des Schriftstücks sich an sie, und bäten, es zu entschuldigen, wenn dasselbe etwas Ungehöriges enthalte. Inzwischen drehte sich das Interesse beider Teile hauptsächlich um das jetzt eingetroffene Panzerschiff Stonewall Jackson, die Nördlichen thaten ihr Möglichstes, um zu verhindern, daß dasselbe den Südlichen ausgehändigt werde, während diese letzteren immer und immer wieder kamen und um die Übergabe desselben baten. — Die Kämpfe im Norden dauerten während dieser Zeit fort, anfänglich mit gutem Erfolge für die Nördlichen, aber bald begann die Überzahl, die bessere Bewaffnung und vor allem die einheitlichere Führung der Südlichen sich fühlbar zu machen, und als am 6. November das Haupt und die Seele der nördlichen Konföderation, Aidzu, sich gezwungen sah, sich mit seiner Hauptstadt Wakamatz zu ergeben, war es mit den Aussichten derselben vorbei.

In Yokohama war in der Zwischenzeit auch manches vorgekommen, das bewiesen hatte, wie dünn der Boden war, auf dem die guten Beziehungen zwischen Japan und dem Auslande standen. Am 13. Juli sahen die fremden Vertreter sich genötigt, aufs neue

militärische Posten und Wachen in der fremden Niederlassung aufzustellen, und am 25. August wurde ich selbst gröblich insultiert. Ich hatte an dem Tage eine längere durchaus freundschaftliche Unterredung mit Higashi Kuze auf dem Zollamt gehabt, hatte dann noch einen Besuch gemacht und fuhr nach meiner Wohnung durch die Hauptstraße, als ich in derselben Higashi Kuze begegnete, der in seinem Norimon (Sänfte) saß und von einem Dutzend Samurai umgeben war. Aus Höflichkeit hielt ich meine Pferde an und fuhr ganz langsam an ihm vorbei, als plötzlich zwei von seinen Leuten auf meinen Wagen zusprangen und unter Drohungen den hinter mir sitzenden japanischen Diener herunterwarfen, während die andern Begleiter Higashi's die Hand drohend auf den Säbel legten. Zu Hause angelangt, richtete ich meine Forderung für eine entsprechende Genugthuung an den Abgesandten des Mikados, die von allen andern Vertretern energisch unterstützt wurde. Am 29. war die Sache durch eine mündliche und schriftliche Entschuldigung des Ministers und durch eine öffentliche Bekanntmachung desselben erledigt, in welcher er sein Bedauern über den Vorfall aussprach und erklärte, daß die strengsten Befehle an alle Japaner erlassen seien, damit etwas Ähnliches nicht wieder vorkomme; der Vorgang war aber ein Symptom der in weiten Kreisen herrschenden Stimmung, ein viel ernsterer war die wieder aufgenommene Verfolgung der eingeborenen Christen, auf die ich an anderer Stelle näher eingehen werde, und die später, am 15. Februar 1869 erfolgte Ermordung eines der liberalen Berater des Mikados, Yokoi Heishiro, der, als er in Kioto vom Hofe zurückkehrte, von fünf Leuten überfallen und niedergemacht wurde.

Das große Drama des Kampfes zwischen Süden und Norden sollte aber noch einen Schlußakt haben, dem eine gewisse komische Beimischung nicht fehlte. Die Flotte des Taikuns, die nach der Rückkehr desselben nach Jedo ebenso wie seine Landstreitkräfte sich nicht weiter an den Kämpfen gegen die Truppen des Mikados beteiligt hatte, sollte am 3. Mai den Abgesandten des letzteren übergeben werden, aber das Wetter hatte dies an dem Tage unmöglich gemacht, und

am nächsten Morgen waren die Schiffe verschwunden gewesen. Später waren sie auf ihren Ankerplatz vor Jedo zurückgekehrt, aber die Verhandlungen zwischen dem Geschwaderchef Admiral Enomoto Kamajiro (auch Idzuminocami), der verlangte, daß die Schiffe dem Tokugawaclan verblieben und den Abgesandten des Mikados waren erfolglos gewesen, besonders weil die letzteren keine Mittel besaßen, den Widerstand der Kapitäne und Mannschaften zu brechen. Am 4. Oktober verließen die acht Schiffe die Bai von Jedo mit vielleicht 1000—1500 Soldaten außer ihrer Bemannung an Bord, um die Südlichen zu bekämpfen. Sie teilten dies den fremden Vertretern in dem nachstehenden Schriftstück mit: „Wir, die Offiziere der Armee und der Flotte der früheren Regierung, stellen zur Information J. J. E. E. der fremden Vertreter ehrerbietigst vor, daß, seitdem Japan in den Bürgerkrieg verwickelt ist, der Kampf zwischen dem Norden und dem Süden ununterbrochen fortgedauert und das ganze Volk darunter in nicht zu beschreibender Weise gelitten hat. Die Südlichen haben unter dem Vorwand, den Befehlen des Mikados gemäß zu handeln, unzählige Greuelthaten an unschuldigen und friedlichen Leuten begangen, indem sie dieselben ohne Ursache oder Herausforderung gemordet und geplündert haben. Die Nördlichen, dadurch aufgereizt, haben sich entschlossen, ihre Rechte um jeden Preis aufrecht zu erhalten. Die Absicht des einen Teils ist, ihre Gegner ganz zu vernichten und sich ihrer Besitzungen zu bemächtigen, und der andere Teil hat ebenfalls keine andern Absichten. Der Mikado weiß nichts von den Absichten der beiden Parteien. Es giebt einige Fürsten, die zu wünschen scheinen, einen Frieden vorzuschlagen, aber ihre Bemühungen würden wahrscheinlich erfolglos bleiben, da die Entrüstung im Norden zu groß ist, um eine Verständigung zuzulassen. Bis jetzt haben wir sorgfältig die nationalen Gefühle und Interessen beobachtet, und nach unserer Ansicht ist die Umwälzung noch nicht auf dem Höhepunkt angekommen. Manche haben sich ernstlich bemüht, ein Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, aber alle diese Versuche sind vergeblich gewesen und das richtige Verhältnis zwischen den streitenden Parteien

ist noch nicht gefunden worden. Darum haben wir, die Land- und Seeoffiziere der früheren Regierung, nach reiflicher Überlegung beschlossen, durch Thaten zu erreichen, was mit Worten unmöglich gewesen ist, und mit allen Mitteln zu unserer Verfügung den Übermut der Südlichen zu unterdrücken und dem verzweifelten Volk des Nordens bei der Aufrechterhaltung seiner Rechte zu helfen. Darum verlassen wir Jedo. Unser Zweck ist, die Rückkehr des Friedens in Japan zu beschleunigen, in der Hoffnung, daß beide Parteien ihre Lage in Erwägung ziehen und ihre erschöpften und zu Boden getretenen Bevölkerungen zu gesunder Thätigkeit erheben werden, damit sie frei in ihren Berufen walten können und die Civilisation des Landes und dadurch unser politischer und Handelsverkehr mit den fremden Mächten gefördert werde. Wir haben diese Mission unter unserer alleinigen Verantwortlichkeit übernommen."

Das Bedenklichste bei der Sache war, daß ein Offizier der französischen militärischen Mission, Hauptmann Brunet, und ein Unteroffizier derselben, Caseneuve, sowie von den französischen Kriegsschiffen desertierte Midshipmen und einige ebensolche Matrosen sich dem Unternehmen angeschlossen hatten. Der conciliaten Haltung der Behörden des Mikados und dem verständigen Auftreten des neuen französischen Gesandten, Mr. Outrey, gelang es aber, die Sache so zu behandeln, daß weder die Beziehungen noch die in Frage kommenden Persönlichkeiten Schaden litten.

Das Unternehmen wurde von Anfang an vom Unglück verfolgt. Ein Taifun, der die Schiffe auf der Fahrt nach Norden traf, trieb eins derselben auf den Strand und beschädigte mehrere der anderen so, daß sie längere Zeit in einem Hafen an der Küste von Sendai liegen und ausbessern mußten. Hier stießen noch Flüchtlinge von den nördlichen Clans zu ihnen. Die Flotte setzte dann ihre Fahrt nach Jeso fort, wo Hokodate am 7. Dezember und Matsumai und Esasi einige Wochen später, ohne besonderen Widerstand zu finden, genommen wurden. Bei dem Unternehmen gegen den letzteren Platz lief aber das größte Schiff der Flotte,

der Kayomaru, von 24 Geschützen, der schon in dem vorerwähnten Taifun sein Ruder verloren hatte, das nur sehr unvollkommen ersetzt worden war, auf einen Felsen und ging ganz verloren. Am 27. Januar 1869 wurde Jeso zu einer Republik erklärt und Enomoto zum General-Gouverneur derselben erwählt. Auch die anderen Würdenträger und Beamten des neuen Staatswesens wurden durch allgemeine Wahl ernannt. An meine Kollegen und mich trat nunmehr die Frage heran, wie wir uns der Sachlage gegenüber stellen wollten. Der Mikado war nach Jedo gekommen, dessen Namen jetzt in Tokio, die östliche Hauptstadt, verändert worden war, und hatte einige Zeit dort residiert; er hatte die fremden Vertreter empfangen; der Krieg oder Aufstand im Lande, wie man ihn nennen wollte, war zu Ende; alle Fürsten hatten sich unterworfen, und in dem Vorgehen der Flotte konnte man kaum etwas anderes sehen, als einen Soldatenaufstand, der die Teilnehmer an demselben nicht zu der Anerkennung und Behandlung als Kriegführende berechtigte. Unter den Umständen gingen meine Kollegen und ich von der Ansicht aus, daß kein weiterer Grund für die Aufrechterhaltung der Neutralitätserklärung vorliege; dieselbe wurde daher am 9. Februar zurückgezogen und zugleich der Stonewall Jackson und einige inzwischen angekommene weitere Schiffe der japanischen Regierung übergeben. Trotzdem die Flotte derselben so einen nicht zu unterschätzenden Zuwachs erhielt, wurden die Vorbereitungen zur Wiedereroberung von Jeso nur sehr langsam betrieben. Zuerst wurde der neunjährige neue Fürst des Tokugawaclans Kamenoske mit der Aufgabe betraut, die Rebellen, die ja seinem eigenen Clan angehörten, zu unterwerfen; er erklärte sich bereit, dem Befehl Folge zu leisten, bat aber, daß man statt seiner Keiki den Oberbefehl anvertrauen möge; dies wurde abgelehnt, dagegen der jüngere Bruder des Ex-Taikuns, der, wie früher erwähnt, als japanischer Kommissar während der Weltausstellung 1867 in Paris gewesen war, mit der Leitung der Expedition beauftragt. Dieselbe setzte sich erst am 21. April in Bewegung und lief bald darauf in Miako-Bay (Oshiu) ein, wo, wie es scheint, Offiziere und Bemannung der Flotte, die

außer dem Panzerschiff fünf andere Schiffe zählte, sich herrlich am Lande amüsierten. Dies gab den Jesoleuten die Gelegenheit, sie dort zu überfallen, aber wenn der Plan auch gut angelegt war, wurde er doch schlecht ausgeführt; die Angreifer verloren ein Schiff, das auf den Strand lief, und ein anderes erlitt schwere Havarien, sodaß sie sich nicht nur ohne Erfolg, sondern mit erheblichem Verlust zurückziehen mußten. Endlich gegen Mitte Mai erreichten die Truppen des Mikados Jeso; Esasi wurde am 20. und Matsumai nach einem für die Kaiserlichen unglücklichen Gefecht am 28. Mai genommen. Am 4. Juni fand vor Hakodate ein Seegefecht statt, in dem die Jesoleute ihre letzten beiden Schiffe einbüßten; am 25. wurde eine Redoute derselben genommen und am Tage darauf ergab sich das Fort von Kamida, der Sitz der republikanischen Regierung. Die Franzosen hatten sich schon am 11. Juni auf das französische Kanonenboot Coëtlogon geflüchtet; sie wurden später als Gefangene zuerst nach Saigon, dann nach Frankreich geschickt. Die Jesoleute wurden von den Siegern nicht schlecht behandelt; kein Leben büßte, soviel ich weiß, keiner derselben ein. Enomoto ist später als japanischer Gesandter in Peking mein Kollege gewesen und hat dann ein oder mehrere Male Posten im Kabinet bekleidet.

Die Ursache des Unterliegens des Nordens muß vor allen Dingen in der Haltung der früheren Taikuns gesucht werden, durch die die großen Hülfsmittel an Geld und Menschen des Tokugawaclans den Nördlichen verloren gingen, dann in dem Zögern und Zaudern der nördlichen Fürsten und der Flotte. Letztere, die bei Beginn der Feindseligkeiten eine entscheidende Rolle hätte spielen können, da sie es in der Hand hatte, den Südlichen den Seeweg abzuschneiden, schloß sich der Bewegung gegen den Mikado erst an, als für dieselbe alle Hoffnung auf Erfolg verschwunden war. Wenn man so den Nördlichen in jeder Beziehung, die Frage der persönlichen Tapferkeit ausgenommen, nur das Zeugnis ausstellen kann, ihre Sache recht schlecht gemacht zu haben, muß man bei den Südlichen die große Energie und das Geschick anerkennen, mit der sie ihre schwierige Aufgabe in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Ende

zu führen verstanden haben. Sie waren besser bewaffnet und nach manchen Richtungen hin besser vorbereitet als die Nördlichen, was ihnen aber hauptsächlich zum Siege verhalf, war die Einheit des Kommandos, die sie wieder der Thatsache verdankten, daß die leitenden Persönlichkeiten es verstanden hatten, die für das Volk mit dem Nimbus der Heiligkeit umgebene Person des Mikados in den Vordergrund zu stellen und damit allen Eifersüchteleien der Fürsten und Clans untereinander von vornherein die Spitze abzubrechen. Die Aufgabe dieser Persönlichkeiten, die zum größeren Teil aus den mittleren Schichten des Schwertadels hervorgegangen waren, wurde dadurch eine um so schwierigere, als sie im Augenblick des Ausbruchs der Bewegung derselben eine ganz andere Richtung geben mußten, als von den Massen und von den maßgebenden Leuten am Hofe des Mikados ursprünglich beabsichtigt gewesen war, denen zwei Ziele vorgeschwebt hatten, die Vernichtung des Siogunats und die Vertreibung der Fremden. Es trotzdem verstanden zu haben, alle die widerstrebenden Elemente dazu zu zwingen, das zweite Ziel, wenn nicht aufzugeben, so doch zurückzustellen, und alle Kräfte an die Erreichung des ersten zu setzen, ist ein Erfolg gewesen, dem der Süden nicht allein den Sieg über den Norden, sondern Japan überhaupt die Möglichkeit der friedlichen Entwickelung zu verdanken gehabt hat, die ihm gestattete, wenigstens in Ost-Asien einen Platz unter den großen Nationen der Erde einzunehmen.

Aber wenn diese Männer, auf die ich später noch oft zurückzukommen haben werde, alle Anerkennung verdienen, so glaube ich, daß ein Teil der letzteren auch auf diejenigen fallen sollte, denen in der Zeit von 1863 bis 1869 die Wahrung der fremden Interessen in Japan anvertraut war und die es verstanden haben mit einem Mindestaufwand von Lärm und Gewalt diese Interessen unversehrt durch Krisen hindurchzuführen, die ein Jahrzehnt später die Welt in Aufregung und Schrecken versetzt haben würden. Ich glaube dieses Urteil um so eher fällen zu dürfen als, wenn ich den Ereignissen auch als Augenzeuge beigewohnt habe, mein persönlicher Anteil an

der Entwickelung derselben ein sehr geringer war und meine politische Thätigkeit sich auf zwei Jahre, 1867 bis 1869, beschränkte. Der Telegraph und die Möglichkeit der schnellen Verständigung und Berichterstattung haben nach vielen Richtungen hin gewiß ihr sehr Gutes, und es ist für die meisten Diplomaten nicht unangenehm, die Verantwortlichkeit für zu fassende folgenschweren Entschlüsse auf ihre Regierung abwälzen zu können, aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß in Japan manches nicht so glatt und gut abgegangen sein würde, wenn der Telegraph vorhanden gewesen wäre, um die öffentliche Meinung in Unruhe und Angst zu versetzen oder einem halben Dutzend Regierungen Gelegenheit zu geben ihre Vertreter mit widersprechenden Weisungen zu versehen. An Kritiken, post festum, hat es auch so nicht gefehlt. „Ich bin dazu gekommen, schreibt W. E. Griffis in The Mikado's Empire, die furchtbare Ungerechtigkeit der sogenannten Entschädigungen zu sehn, der Beschießungen von Städten, des Abschlachtens von japanischem Volk und der wilden Rache, die für eingebildete Schädigungen von Fremden geübt wurde. Es giebt keine schwärzere Seite in der Geschichte als die Erpressungen und Grausamkeiten, die gegen Japan von den diplomatischen Vertretern der sogenannten christlichen Nationen, — in dem Sinne daß sie die schwerste Artillerie hatten — geübt worden sind. In ihren finanziellen und kriegerischen Operationen in Japan haben die fremden Gesandten gehandelt, als ob es keinen Tag des Gerichts gäbe."

Meine Leser werden im Stande sein, zu beurteilen, wie weit dieses Urteil gerechtfertigt erscheint.

VIII.

Auf Jeso.

1865. 1867.

1865. Nach Hakodate. — Der schwarze Strom. — Hakodate. — Weg nach den Bergen. — Shikunope. — Forellenfischerei. — Besteigung des Komagatake. — Letzter Ausbruch desselben. — Wanderung über den Kraterboden. — Rev. Drs. Brown und Legge. — Die Vulkan-Bai. — Mori. — Washinoke. — Fischerei-Etablissements. — Otospé. — Yamagusnai. — Yurapu. — Die Ainos. — Sitten und Gebräuche. — Aussehen. — Zeremonien. — Regierung. — Flohdorf. — Ein Taifun. — Durch den Notari. — Rückreise. — Am Komagatake. — Ein Jagdabenteuer. — Ekabe. — Usudsuri. — Bentensima. — Osasbe. — Landesübliche Badegelegenheit. — Besteigung des Jesan. — Bootfahrt. — Vulkanische Thätigkeit. — Letzter Ausbruch. — Bergsturz und seine Ursachen. — Nach Hakodate. — Zurück nach Yokohama. — 1867. S. M. S. Vineta. — Kapitän zur See Kuhn. — Gute Wirkung des Schweineschmalzes. — Petz jr. — Schiffbrüchige. — Fruchtbarkeit des Bodens. — Eine landwirtschaftliche Versuchsstation. — Schöne Waldgegend. — Mäntel aus Klettenblättern. — Ribunji. — Hungersnot. — Mororan. — Aino Trinkgelage. — Bären. — Toller Ritt. — Yebutzu. — Die Wasserverbindung nach dem Westen. — Chitosé. — Der Osatsu-See. — Isaributo. — Mißlungene Hirschjagd. — Pferdefliegenplage. — Der Ishikaristrom. — Ishikari. — Unterschied zwischen der Ost- und Westküste. — Starke Abholzung. — Schlechte Wege. — Yoitzi. — Ausnutzung der Ainos. — Iwanai. — Mr. Gower. — Kohlengruben. — Schreckliche Wege. — Odasuts. — Zu Boot weiter. — Faule Mannschaft, magere Kost. — Nachtmarsch. — Kumaissi. — Wieder zu Pferde. — Ehrengeleit und Ehrenwache. — Feierlicher Einzug in Esasi. — Katzenjagd. — Einzug in Matsmai. — Bilderkauf. — Zurück nach Hakodate. — Ein vermiedener Taifun. — Rückfahrt nach Yokohama. — Urteil über Jeso. —

Schritte der japanischen Regierung zum Schutz der Insel. — Russisch-japanische Verhandlungen. — Errichtung des Kolonialamts. — Amerikanische Experten. — Mißlingen des Versuchs.

Die schwere Krankheit, unter der ich 1864 gelitten, hatte mir die Notwendigkeit einer zeitweiligen vollständigen Ausspannung von der Arbeit sehr nahe gelegt, und so beschloß ich, auf den Rat meines Arztes, für einige Wochen nach der besonders im Innern damals noch ganz unbekannten Insel Jeso zu gehn, eine Reise, die neben der Luftveränderung Gelegenheit bot, Informationen über einen Teil des japanischen Reichs einzuziehen, der durch das Vorgehen der Russen auf Saghalien eine aktuelle Bedeutung zu gewinnen schien. Die Verbindung zwischen Yokohama und Hakodate, die jetzt mehrere Male in der Woche durch die Dampfschiffe der subventionierten japanischen Linien vermittelt wird, war damals eine sehr seltene und unregelmäßige, so daß ich ganz zufrieden sein mußte, in der letzten Woche des August 1865 eine Passage auf einem Frachtdampfer zu erhalten. Die Fahrt, bei der wir die Küste namentlich während der ersten vierundzwanzig Stunden nur selten aus dem Gesicht verloren, war, da wir den Kurosiwo, den schwarzen Strom mit uns hatten, eine verhältnismäßig schnelle. Die gewaltige Strömung die für Ost-Asien das ist, was der Golfstrom für einen Teil Amerikas und Europas bedeutet, beginnt zwischen den Philippinen und Formosa, trifft die Südspitze der Insel Kiusiu und geht dann mit einem Hauptarm an der Ostküste der japanischen Inseln, Jesos und der Kurilen entlang und biegt endlich nach Nordamerika ab. Die dunkelblaue Färbung seines Wassers hat ihm den Namen gegeben, und die erhöhte Temperatur desselben verleiht der Ostküste Japans den halbtropischen Charakter, der sie so reizvoll macht. Als wir ungefähr in der Höhe am Kap Nambu den schwarzen Strom verließen und nördlich steuerten, merkten wir sofort eine nicht unerhebliche Abnahme der Wärme. Am Morgen des dritten Tages sahen wir den rauchgekrönten Gipfel des Vulkans Jesan, und wenige Stunden später liefen wir in den Hafen von Hakodate ein, wo ich

in dem gastfreien Hause des Kaufmanns Gärtner freundliche Aufnahme fand.

Die Stadt, die 1865 ungefähr 26000 Einwohner hatte, — 1858 wurde die Zahl auf nur 6000, 1899 auf 73968 angegeben, — liegt am Fuße eines etwas über 300 m hohen Berges, dessen mittlerer Teil damals dicht bewaldet war, während die Kuppe kahl und schroff darüber emporragte. Die Verbindung mit dem Festlande wird durch eine schmale sandige Düne gebildet, was dem Platz eine gewisse Ähnlichkeit mit Gibraltar verleihen soll; der Hafen ist fast ganz von Land umgeben und vollständig sicher; S. M. S. Vineta hat zwei Jahre später in demselben einen Taifun durchgemacht, ohne vom Wind oder der See erheblich zu leiden. Heute ist derselbe Ankerplatz durch künstliche Arbeiten bedeutend vergrößert und vertieft worden.

Bis zum Jahre 1854 war der Fürst von Mats'mai allein mit der Kontrolle über die Insel beauftragt, dann nahm die Regierung des Taikuns ihm dieselbe gegen eine Entschädigung ab, wohl aus politischen Gründen und um die Verteidigung der Insel gegen fremde Gelüste nicht einem einzigen Fürsten anzuvertrauen, und überwies den Fürsten von Shendai, Aidzu, Akita, Shonai, Tsugaru und Nambu größere Gebiete auf derselben, während sie für sich selbst die produktivsten Küstenstriche und Hakodate behielt. Da alle zwischen Jeso und Honshu (Hondo), der Hauptinsel, verkehrenden Dschunken auf der Hin- und Rückfahrt Hakodate anlaufen mußten, um die Zölle an das dort befindliche Zollamt des Taikuns zu entrichten, war der Hafen von denselben stark besucht; im Mai 1865 lagen dort zu gleicher Zeit 430, während ich im September desselben Jahres 153 zählte. Der Handel geschah in der Weise, daß die Dschunken im Mai mit allen möglichen Artikeln, in Jeso wurde nämlich nichts gefertigt, nicht einmal Strohschuhe für die Pferde, nach Hakodate kamen, ihre Ladung dort irgend einem Kaufmann in Kommission gaben, ihre Mannschaft durch Leute aus der Stadt verstärkten, jährlich ungefähr 8000 Mann, und dann zum Fisch- und Seetangfang nach dem Norden gingen. Je nach den

Verhältnissen machten sie zwei oder drei Reisen zwischen dort und Hakodate, rechneten dann an letzterem Platze ab, bezahlten die Zölle und gingen mit einer Fracht von Chau-chau, d. h. eßbaren Artikeln (getrockneten Fischen, Seetang, Holothurien, Austern und Fischöl) nach den Häfen von Hondo zurück. Der Verkehr von fremden Schiffen war ein ziemlich geringfügiger, 1864 wurde der Hafen von 82 derselben besucht; die starke Strömung in der Tsugaru-Straße war wohl das größte Hindernis für die Entwickelung der Schiffahrt, denn es kam nicht selten vor, daß Segelschiffe, die durch den in der Stunde gegen drei Meilen laufenden Strom durch die Straße getrieben worden waren, 30 bis 40 Tage und mehr gebrauchten, um den Hafen, vor dessen Eingang sie sich befunden hatten, wieder zu erreichen; manchmal mußte der Versuch sogar ganz aufgegeben werden. Auch Schiffbrüche gehörten, besonders an der Nordseite von Hondo bei den dort oft herrschenden starken Nebeln nicht zu den Seltenheiten. Der Ersatz der Segelschiffe durch die Dampfschiffe hat diese Gefahren zum großen Teil beseitigt, und 1899 betrug die Zahl der Ein- und Ausklarierungen von Schiffen fremder Bauart in Hakodate 4347 für Dampfschiffe und 442 für Segelschiffe mit zusammen 1 893 908 Tonnen Gehalt.

Die Stadt selbst machte keinen übermäßig freundlichen Eindruck. Die niedrigen Häuser, auf deren fast flachen mit Schindeln gedeckten Dächern große Steine lagen, erinnerten an die Schweiz aber die Unsauberkeit der Bewohner stach unvorteilhaft gegen den äußeren Eindruck ab, den man sonst überall in Japan zu empfangen gewohnt war; ich brach also am 2. September mit meinem Diener und zwei japanischen Beamten, die der Gouverneur mir mitgegeben hatte, auf, um einen Ausflug ins Innere zu unternehmen. Mein freundlicher Wirt und sein Teilhaber, Herr Wilke, begleiteten mich, um mir während der ersten Tage Gesellschaft zu leisten. Der Weg bis zu den ungefähr vier Stunden entfernten Bergen war einförmig und bot wenig Interessantes, er führte zum Teil an der Meeresküste entlang über sandigen Boden, dann von derselben entfernter über moorigen mit Blumen und zum Teil mit Gestrüpp dicht be-

wachsenen Grund. Die Dörfer waren klein und schmutzig und die Häßlichkeit ihrer Bewohner auffallend. Erst in der unmittelbaren Nähe der Berge trat Baumwuchs etwas stärker auf. Der Weg über den Paß war ziemlich steil, aber nicht schlecht; von der Höhe des Passes hatte man eine schöne Aussicht nach der einen Seite auf Hakodate, nach der anderen auf den Vulkan Komagatake und die sich an seinem Fuße hinziehende Kette von Seen. Nach einem zweistündigen Ritt durch einen aus dichtem Unterholz mit einzelnen hochstämmigen Bäumen bestehenden Wald erreichten wir das kleine Theehaus Shikunope, ungefähr 40 Kilometer von Hakodate, an der Verbindung zwischen zweien der Seen gelegen. Dasselbe war glücklicherweise sauber, so daß wir uns unbesorgt in demselben niederlassen konnten. Der Wald, der unmittelbar bis an das kleine Gärtchen des Theehauses heranreichte, war hier ziemlich dicht und bestand meistens aus Eichen, Buchen, Birken, Akazien und Kastanien; der sehr feuchte Boden war ganz mit großen Farren bewachsen, und von den Bäumen hingen oft viele Meter lange gelbliche Flechten herab; das Ganze machte mit zahlreichen vom Winde niedergebrochenen Stämmen und anderen, die ganz hohl, ein Opfer des nächsten Sturms werden mußten, durchaus den Eindruck eines Urwaldes. In den zahlreichen Wasserläufen wimmelte es von Forellen, die lustig auf die auf umgebogene Stecknadeln gesteckten Würmer anbissen; sie waren eine angenehme Zugabe zu unseren sonst meistens aus Konserven bestehenden Mahlzeiten. Meine Angabe von den auf Würmer anbeißenden Forellen ist oft bezweifelt worden, ich habe mich daher gefreut, in dem von Chamberlain 1891 herausgegebenen Reisehandbuch für Japan die Notiz zu finden, daß die Forellen in den Seen am Fuße des Vulkans wohl auf Würmer, nicht aber auf Fliegen anbissen.

Am 4. bestiegen wir den Vulkan, dessen letzter Ausbruch am 22. August 1856 stattgefunden hat. Japaner aus der Umgegend erzählten mir, daß dem um 12 Uhr Mittags beginnenden Auswerfen glühender Steine während einer halben Stunde starke Erdstöße vorangegangen seien. Von 2 Uhr an habe der Berg dann

dicke Rauchwolken ausgestoßen und Asche ausgeworfen, so daß es dunkel wie in der Nacht geworden sei. Der den Fuß des Berges bedeckende Wald sei in Brand geraten und auch ein Paar der am nächsten liegenden Dörfer seien in Flammen aufgegangen. Die Steine, die über 20 km weit geflogen seien, hätten an einigen Stellen über fünf Fuß hoch gelegen. Gegen 4 Uhr nachmittags sei die größte Heftigkeit des Ausbruchs vorüber gewesen und bald nach halb sieben Uhr sei vom Berge her, d. h. von Nordosten, ein furchtbarer Sturm (Taifun) gekommen; gegen Mitternacht sei alles vorüber gewesen. Am Berge selbst habe man keine Veränderungen entdeckt, nur sei der jetzige Auswurfkrater entstanden und die am nordöstlichen Abhange gelegenen warmen Quellen seien versiegt.

Unser Weg führte uns, nachdem wir aus dem Walde herausgetreten waren, über eine baumleere dicht mit größeren und kleineren Bimssteinen bedeckte Fläche; was von Bäumen auf dem Berge gestanden hatte, streckte ast- und blätterlose graue Stämme gespenstisch in die Luft, ich habe Ähnliches nur dreißig Jahre später allerdings in viel größerem Umfange in der Juan de Fuca Straße auf dem westlichen Ufer der Insel Vancouver gesehen, wo Waldbrände den Baumwuchs auf Tausenden von Quadratkilometern in einer Weise zerstört hatten, daß die Waldriesen kahl und grau dastanden und man auch mit dem Glase Mühe hatte, sich über das klar zu werden, was man sah. Der alte Erhebungskrater des Komagatake, des kleinen Pferdeberges, bildete eine ebene Fläche mit feinem, zu Sand geriebenem Bimsstein bedeckt, auf dem einzelne größere Blöcke von demselben Material und einem schwarzen Gestein lagen; die Wälle des Erhebungscircus waren nach Westen und Süden fast ganz verschwunden, auch nach Nordwesten hin war derselbe tief eingerissen. Die Kuppe, welche dem Berg den Namen gegeben, liegt nach Osten; zwei andere stehen gebliebene Teile der alten Kraterwand, der Utzuura und Savara, der erstere eine Pyramide, der andere ein langgestreckter zackiger Grat, ragen 3860 Fuß (engl.) empor. Der Kraterboden klingt metallisch und hohl, an vielen Stellen ist er so heiß, daß man nicht stehen bleiben kann, und,

wenn man mit einem Stock in den Boden stößt, entströmt der Öffnung heißer Dampf; am Rande der Kraterebene fährt heißer schwefelhaltiger Dampf mit großer Gewalt und vielem Geräusch aus breiten Ausstoßröhren heraus, vor denen die Bauern der dortigen Umgegend Strohmatten hinzulegen pflegten, an denen der Schwefel sich ansetzte und von ihnen gesammelt wurde; der Boden war dort eine weißliche, schmierige, lettenartige Masse. Der Gang über die Kraterebene war übrigens nicht ohne Gefahr, man mußte sorgfältig die Stellen vermeiden, an denen der Boden etwas aufgeblasen erschien, da man dort hätte leicht durchbrechen und sich schwer verbrennen können. Der 1856 entstandene Ausbruchskrater befand sich im nördlichen Teile des Erhebungskraters, es war ein rundes 250—300 Fuß im Durchmesser habendes, vielleicht 200 Fuß tiefes Loch mit fast senkrechten Wänden; der Süd- und Ostrand waren mit hohen, nach außen durch den Regen stark zerrissenen Aschenhügeln umgeben, während dieselben auf den anderen Seiten ganz fehlten, vermutlich waren sie durch die von den Rändern des Erhebungskraters niederströmenden Regen- und Schneemassen in den Auswurfkrater hineingespült worden, dessen Boden mit fein zerriebener Asche und Bimsstein bedeckt war und in dessen einer Ecke Wasser stand. Ein schmaler, an der Kraterwand eingehauener Fußpfad führte hinab, derselbe war so schlüpfrig, daß wir japanische Strohsandalen unterbinden mußten, um ihn betreten zu können; der Abstieg blieb auch so gefährlich und ungemütlich und war ganz überflüssig, da unten nichts zu sehen war.

Während wir uns den Vulkan angesehen, hatten sich dicke Wolken am Himmel zusammengezogen, wir kamen aber doch noch glücklich nach Hause, ehe der Regen begann, mußten dann aber 48 Stunden in unserem kleinen Theehause sitzen, denn es wäre kein Vergnügen gewesen, in den nassen, tropfenden Wald hinauszugehen, und daran, die Reise fortzusetzen, war für mich bei dem Wetter nicht zu denken. Zwei englische Missionare, die Revds. Brown und Legge, der letztere der berühmte Übersetzer der chinesischen klassischen Werke, waren weniger vorsichtig, wie wir gewesen; sie waren von

der Vulkanbai heraufgestiegen und kamen totmüde, durchnäßt und verhungert um 8 Uhr abends bei uns an; wir speisten und tränkten sie und ließen sie dann im strömenden Regen weiter ziehn, da Dr. Legge am nächsten Tage in Hakodate sein mußte, wenn er seinen Dampfer nicht verfehlen wollte, und die Verbindungen waren damals, wie schon bemerkt, nicht häufig.

Am nächsten Tage setzte ich nur mit meinem Diener und meinen japanischen Begleitern die Reise fort. Der Wald, durch den der Weg führte, war hochstämmig, die Bäume, meistens Eichen, Buchen, Birken und Kastanien, vielfach mit Schlinggewächsen, Hopfen und wildem Wein bedeckt; alles triefte von Nässe, und die kleinen Bäche, die überall vom Komagatake herabströmten, waren vom Regen stark angeschwollen und reißend. Auch hier hatten einzelne der Waldpartien, durch die wir kamen, von dem Ausbruch 1856 stark gelitten. Nach kurzem Abstieg gelangten wir bei dem Dorfe Mori an das Meer. Die Brandung war prächtig und der Blick auf die Vulkanbai, mit den auf dem jenseitigen Ufer derselben sich erhebenden Kegelbergen, von denen einer oder zwei zu rauchen schienen, wahrhaft herrlich. Rückwärts zeigte sich auch der Komagatake in seiner ganzen Pracht. Der Weg am Strande entlang war hart und vortrefflich zum Reiten, der Meeressand war ganz schwarz, eisenhaltig; in Washinoke, wo wir in einem reinlichen und billigen Regierungsrasthause übernachteten, erfuhr ich, daß von der Regierung wiederholt Versuche gemacht worden seien, durch Ausschmelzen des Meersandes Eisen zu gewinnen, dieselben seien aber immer wegen ungenügender Ergebnisse wieder aufgegeben worden. In den nächsten Tagen führte unser Weg weiter am Strande entlang, vielfach leider über größeres und kleineres Geröll, an einigen Stellen rückten die steil abfallenden Hügel so nahe an das Meer heran, daß bei hochgehender Brandung der Weg überhaupt gar nicht zu passieren sein muß. In den meistens ärmlichen Dörfern sah man häufig aus hohen Stangen aufgerichtete Gerüste, die oben eine kleine Plattform trugen, von der zur Zeit des Fischfangs Ausschau nach den oft in großen Mengen in die Bai kommenden Fischzügen gehalten wird.

Gefangen werden meistens Nising, ähnlich unserm Hering, aber etwas größer, Iwashi, wie eine kleine Sardine, Breitling? und eine Art Schweinsfisch, 5 bis 6 Fuß lang. Die größeren Fische werden in zwei Hälften gespalten und dann getrocknet, die kleineren zur Ölgewinnung ausgekocht, die Gräten der größeren und was von den kleineren übrig bleibt, wird getrocknet und als Dung benutzt, der vielfach auch nach Süd-China für die Zuckerfelder ausgeführt wird. Auch viel Irico (Bicho del Mare, Seemaus, eine Holothurie) wird hier gesammelt und dann über schwelendem Holzfeuer getrocknet und zugleich geräuchert; ebenso Seetang, zwei Arten, von denen die eine ganz glatt ist, die andere wie gepreßtes Leder aussieht; von der letzteren werden die Streifen oft über sechzig Fuß lang. Beide gehen nach China, wo sie zu Suppen und Gelee verarbeitet werden. Die zahlreich an der Küste befindlichen Fischereistationen, meistens aus ein Paar offenen Schuppen für die Arbeiter und einigen Speichern für die Fische und den Seetang bestehend, waren jetzt leer und verlassen; die zum Auskochen der Fische gebrauchten großen eisernen Kessel standen im Freien; in einem derselben mit darunter brennendem Feuer nahm eine ganze Familie ein heißes Bad. Vor Otospe, einem kleinen Dorfe, treten die Hügel vom Ufer zurück, und zwei Flüsse, der Otospe und der Notari bilden ein mit Geröll bedecktes, dicht mit Gestrüpp von Zwergeichen bewachsenes Delta, das bei hohem Wasserstande ganz unter Wasser stehen muß. Im Notari war das Wasser so tief, daß es den Pferden bis an die Brust ging.

Ich brachte die Nacht (9. September) im Regierungsrasthause von Yamagus'nai gut zu und blieb dort auch den nächsten Tag, da mich die zehn Stunden im Sattel am vorhergehenden doch etwas mitgenommen hatten. Am 10. ritt ich weiter nach Yurapu; der Weg glich dem an den vorigen Tagen, nur traf ich an einer Stelle eine Herde sehr stattlichen Rindviehs. Von Anbau war aber auch hier wenig oder gar nichts zu sehen. Zwischen Yamagus'nai und Yurapu fand ich die erste, allerdings von ihren Bewohnern fast ganz verlassene Aino-Niederlassung; die meisten derselben waren

wegen eines Ausbruchs von Blattern unter den Japanern in die Berge geflohen. Obgleich auf Befehl der Regierung vor acht Jahren alle Ainos sowohl auf Jeso wie auf Kraf'to (Sachalien) geimpft worden waren, bestand die Furcht vor der Krankheit, der furchtbarsten Geißel aller von ihr früher nicht heimgesuchten Völker, immer noch unvermindert fort. Mich interessierten diese unverfälschten Überbleibsel des Volkes, das einst zum mindesten die ganze nördliche Hälfte von Hondo eingenommen hatte, bis sie von den Japanern immer weiter zurück und schließlich über die Tsugaru-Straße gedrängt worden waren, um so mehr, als das, was ich bis jetzt von Ainos auf Jeso gesehen hatte, schon von der japanischen Kultur beleckte Individuen gewesen waren, die sich, abgesehen von ihrer stärkeren Behaarung, hauptsächlich dadurch auszeichneten, daß sie noch häßlicher und schmutziger als ihre japanischen Nachbarn waren, was allerdings auf Jeso viel sagen wollte.

Über die Abstammung der Ainos, behaarten Kurilen, und ihre Verwandtschaft mit irgend einem Volks- oder Sprachenstamm soll hier nichts gesagt werden, ich gebe nur die Notizen, die ich unter dem ersten Eindruck in meinem Tagebuch verzeichnete. Das Dorf lag am Strande, die ärmlichen Hütten standen unregelmäßig bei einander und waren aus Pfosten und Rohr in länglich viereckiger Gestalt, ungefähr 1,35 Meter hoch, mit eben so hohem viereckigen Dache gebaut. Sie hatten keine besondere Öffnung zum Herauslassen des Rauches, nur eine kleine viereckige Thür und ebensolche Fensteröffnung. Neben jeder Hütte stand ein Vorratshaus, ein viereckiges, spitz zulaufendes Dach auf Pfählen ungefähr 1,35 Meter über dem Boden errichtet; die Pfähle waren mit einem nach unten gebogenen Stück Borke bedeckt, um die Ratten abzuhalten. Zum Hinaufsteigen diente ein Baumstamm mit eingehauenen Stufen. Den Hütten gegenüber auf manchmal heckenförmig zusammengestellten Gabelzweigen waren Bärenschädel aufgesteckt, von den von dem Besitzer der Hütte erlegten Tieren. Bei einer derselben standen neunzehn Schädel, die frischen schienen nach oben gesteckt zu werden, an einigen hingen noch Fetzen von Haut und Fleisch. Die Ainos

wollten sie nicht verkaufen, wie mir der Dolmetscher sagte, weil sie ihr „kami, Gott" wären. Vielleicht ist dieses Ausstellen des Schädels, das mit gewissen Zeremonien geschieht, eine Art Sühneopfer, um den Geist des erschlagenen Bären zu besänftigen. In der Nähe der Hütten, wie es scheint denen der früheren Bewohner gegenüber, lagen die Gräber auf der Ebene zerstreut. Die Leichen liegen mit den Köpfen nach Osten; am Kopfende des aus dünnen Brettern bestehenden und nur leicht mit Erde bedeckten Sarges steckte bei den Männern ein circa 1 Meter langes lanzenförmig zugespitztes Holz, bei den Frauen ein niedriges Kreuzholz in der Form einer crux commissa mit einem schmalen Streifen blauen Zeuges daran befestigt; auch lagen Topfscherben auf den Gräbern der Weiber. Wenn ein Aino stirbt, wird seine Hütte verbrannt, damit er im Jenseits nichts bedauere. Die ärmeren Ainos sollen ohne Sarg beerdigt, allen aber ihre Waffen mit ins Grab gegeben werden. Ihre Bogen sind kurz und sehr stark, aus einem Nadelholz gefertigt; die Pfeile kurz und dick, aus Rohr, sehr schlecht befiedert. Die Spitzen sind aus Bambus, selten aus Metall, mit einer tiefen Blutrinne, in welche ein schnell tötendes aus den Knollen einer von den Ainos „Shiruku" genannten Herbstzeitlosen-Art gewonnenes Gift dick geschmiert wird. Die Spitzen sind sehr locker am Schafte befestigt, vielleicht um in der Wunde zurückzubleiben. Die Messer, größere säbelartige und kleinere, sind japanischen Ursprungs von sehr schlechter Arbeit; die Scheiden sind aus Holz mit groben Schnitzereien, Linearornamenten, einzelne mit Knochen verziert, auf denen die Eingravierungen schwarz gefärbt sind; um manche Scheiden und Griffe sind braune Borkenringe als Verzierungen gelegt.

Die Ainos, die ich gesehen, waren von Mittelgröße, stark gebaut, mit schwarzem, straffem Haar, das auf dem Vorderkopf abgeschoren wird und von den Seiten absteht; die Augen sind dunkel, bei vielen braun; die Hautfarbe bei den älteren weiß, bei den jüngeren leicht bronzefarbig; der Bart wird voll getragen und ist sehr stark. Die Ainos erinnerten mich in jüngeren Exemplaren sehr an Südseeinsulaner, die Lippen sind leicht aufgeworfen, was später

unter dem Bart verschwindet. Die Leute sahen alle sehr gutmütig und unterwürfig aus. Die Weiber sind um den Mund in der Form eines Schnurrbarts blau tättowiert, was sie sehr häßlich macht; die erste Tättowierung findet gewöhnlich im 7. Jahre statt und wird allmählich vergrößert. An der Ostküste sollen die Weiber auf den Armen mit kreuzweisen tättowierten blauen Strichen verziert sein. Die Frauen tragen große metallene Ohrringe und Halsbänder von blauem Zeuge mit von den Ainos in Blei ausgeschlagenen sternförmigen Verzierungen besetzt; auf einem Halsbande war ein Stück grünen Fensterglases aufgenäht. Die Manieren der Ainos waren sehr unterwürfig und nicht ungraziös. Als ich ihnen Tabak und Glasperlen schenkte, wurden sie in den Hof des Regierungsrasthauses gerufen, wo sie sich in einer Reihe mit untergeschlagenen Beinen hinsetzten, die Augen niedergeschlagen. Der Älteste auf dem rechten Flügel führte das Wort, er sprach mit sehr leiser Stimme und aller Augen blieben auf die Erde gerichtet. Am Schlusse der Danksagung erhoben sie die flachen Hände gegen das Gesicht, welches sie leicht herabbeugten, dann, indem die Spitze des linken Mittelfingers das obere innere Gelenk des rechten Mittelfingers berührte (das Berühren des zweiten resp. dritten Gelenkes ist weniger achtungsvoll), strichen sie mit den flachen Händen am Barte herunter, die Unbärtigen an der linken Seitenlocke, die ganz jungen blieben still mit niedergeschlagenen Augen sitzen. Als ich den Leuten Saki, japanischen Reisbranntwein, reichen ließ, gossen sie einige Tropfen davon als Trankopfer auf die Erde, hoben dann mit einem geschnitzten Holz, an Form und Größe einem großen Papiermesser ähnlich, die Schnurrbärte in die Höhe und tranken. — Das Abrasieren des Vorderkopfes (Zeichen der Mannbarkeit) geschieht gewöhnlich mit dem 15. Jahre. Die Kleidung der Ainos besteht in einem gelben bis an und über die Knie reichenden Bastkittel mit aufgenähten blauen Verzierungen; der Stoff wird „atsusi“ genannt, nach dem Baume „ats'“, Birke? aus deren Bast er angefertigt wird.

Die Ainos haben nur eine Frau und keine Konkubinen. Die

Mädchen heiraten gewöhnlich mit dem 15., die Männer mit dem 18. bis 20. Jahre, ohne besondere Festlichkeiten oder Zeremonien, nur findet ein Trinkgelage statt. Hebammen sind unbekannt, dagegen sind Ärzte vorhanden, deren Hauptkunst im Blutlassen zu bestehen scheint, wenigstens sagten die Japaner, daß, wenn einem Aino der Bauch wehthäte, der Arzt mit einem kleinen Messer in denselben hineinschneide und dann Tusche in die Wunden reibe; sie haben keine Priester und gottesdienstlichen Gebräuche; abgöttische Verehrung wird den Schädeln der getöteten Bären, die außerhalb der Hütten, und denen der Füchse, die innerhalb derselben aufbewahrt werden, durch Darbringung von Libationen bei den Trinkgelagen erwiesen. Sie haben keine Schriftsprache, Musikinstrumente, Eßgerätschaften, Regenmäntel, Kämme, geistige Getränke; was sie davon besitzen, ist japanischen Ursprungs. Die Ainos scheinen in einzelne Stämme zu zerfallen, deren jeder durch von den Japanern ernannte Beamte, von denen es fünf Klassen giebt, regiert wird; die Eingeborenen an der Westküste sollen freier und unabhängiger sein, als die anderen, die den Eindruck von Regierungs-Heloten machen, die von den Beamten oder Kaufleuten gemietet werden, um Holz zu fällen, Seetang zu sammeln und Fische zu fangen. Die Einwohner von Kraf'to scheinen wohlhabender zu sein, wenigstens habe ich Schmucksachen aus Obsidian (Knöpfe, Kraf'to tama), kurze Halbstiefeln aus Seehundsfell — sonst gehen die Ainos barfuß — und seidene mit Goldpapierstreifen durchwebte Stoffe zu Festkleidern, Jeso nisiki-Damast, gesehen, welche von dort stammten und teilweise chinesischen Ursprungs sein sollten.

Über die Zahl der Ainos auf Jeso konnten meine Gewährsmänner mir nichts Bestimmtes mitteilen; ihre Zahl sollte geringer, als die der auf der Insel ansässigen Japaner sein; später wurden mir 30000 als die wahrscheinliche Ziffer der noch vorhandenen Eingeborenen angegeben; dieselbe hat sich aber seitdem auf ca. 16000 vermindert, und man greift daher wohl nicht fehl, wenn man die Rasse als endgültig auf den Aussterbeetat gesetzt ansieht.

Dicht hinter Yurapu passirten wir den gleichnamigen tiefen,

im Winter sehr lachsreichen Fluß auf einer Fähre. Das ganze Flachland an der Mündung sah aus, als ob es bei hohem Wasserstande überschwemmt sein müßte. Das Terrain am Meere war sumpfig, mit vielen Teichen und Wasserläufen. Ungefähr 4 km vor Shirarika nähert sich das ungefähr 30 m hohe Plateau der Vorhügel wieder dem Meere und tritt bei dem nur aus zwei Häusern bestehenden Weiler ganz dicht an dasselbe heran. Wir erreichten Shirarika gegen 4 Uhr nachmittags, kurz bevor der Himmel seine Schleusen für einen furchtbaren Platzregen öffnete. Das Haus, das mir angewiesen wurde, war entsetzlich unsauber und wimmelte von Flöhen, die auch dadurch nicht entfernt werden konnten, daß ich alle Matten hinauswerfen ließ; ich mußte aber aushalten, denn in dem einzigen andern Hause lag die Leiche einer eben an den Blattern gestorbenen Frau. In der Nacht brach ein heftiger Sturm aus, wahrscheinlich das Schwanzende eines Taifuns; so mußte ich, da der Wind und der strömende Regen es unmöglich machten, sich herauszuwagen, in dem Nest bleiben, in dem ich mir die Zeit damit vertrieb, mein Tagebuch zu vervollständigen und Flöhe zu fangen, auch ein Pediculus vestimenti wurde zur Strecke gebracht. Zum großen Jubel meiner Japaner taufte ich Shirarika in „Shiramika", „Flohdorf" um. Am nächsten Morgen (12. Sept.) trat ich den Rückweg an, da die Wege über das Gebirge, die ich jetzt einschlagen mußte, nach der Angabe der Japaner unpassierbar sein sollten. Der Notari-Fluß war so angeschwollen, daß mein Pferd den Grund verlor und schwimmen mußte. Der Strom war so stark, daß ich einen Augenblick fürchtete, fortgerissen zu werden, aber mein Pferd hielt sich wacker und wir erreichten glücklich das andere Ufer. Es war ein höchst ungemütliches Gefühl, sich inmitten der tosenden und schäumenden Wellen zu befinden, deren Schnelligkeit Schwindel hervorrief, wenn man auf sie herunterblickte.

Morgens um 5 Uhr noch bei Dunkelheit ritt ich am 15. von Mori fort, zum großen Entsetzen meiner Japaner, die natürlich nicht fertig waren; ich hatte aber einen langen Tagesmarsch vor mir. Während 7 bis 8 km führte der Weg am Strande entlang und

dann vom Meere ab in die Vorhügel des Komagatake hinein. Ich bog in einen Weg ein, der nach einem wundervollen Ritt durch den Wald bei einer verlassenen Köhlerhütte aufhörte. Überall Menschenspuren, aber keine Menschen; wir mußten von den Pferden herunter und über umgestürzte und abgehauene Bäume und stehengebliebene Wurzelstöcke einen nichts weniger als angenehmen Abhang herunter; daß unsere Pferde sich dabei nicht Hals und Beine brachen, war das Wunderbarste an der Sache. Nach langem Suchen auf schmalen Fußpfaden fanden wir endlich bei einer Hütte einen Mann, der uns auf den rechten Weg brachte. Viele Bäume waren auch hier versengt und verbrannt und teilweise vom Winde umgestürzt. An einer tiefen und weiten Schlucht, an deren einer Seite wir entlang ritten, sah ich an der andern Seite einen Bären, von der kleinen schwarzen Art, sonst ist auch der große Grizzly in Jeso vertreten, gemütlich heraufsteigen; Petz hatte uns ebenfalls bemerkt, nahm aber gar keine Notiz von uns. Ich stieg ab, hieß meine Begleiter ruhig weiter ziehen, ging zu den Packpferden, nahm mein Gewehrfutteral von einem derselben, öffnete es, setzte meine Büchsflinte zusammen, lud beide Läufe mit Kugeln und war gerade in dem Augenblick an dem Platze zurück, wo ich abgestiegen war, und schußbereit, als der Bär im Begriff war, den jenseitigen Rand der Schlucht zu erreichen; meine Kugel traf ihn im Hinterkopf, er fiel rücklings zurück und stürzte in die Schlucht hinab. Jetzt ging aber die Komödie erst los. Meine japanischen Begleiter, die sich für meine Sicherheit verantwortlich hielten, wollten mich nicht in die Schlucht lassen, und es kostete mich viele Mühe, sie abzuschütteln; ich stieg langsam herab und sah, bevor ich den Boden erreicht hatte, daß Petz sich nicht mehr rührte. Der Schuß, der den Schädel von hinten nach vorn durchschlagen, hatte ihn auf der Stelle getötet. Mit vieler Arbeit und vielem Geschrei wurde der Bär aus der Schlucht heraufgeschleppt, aber nun war guter Rat teuer, die Pferde waren wie verrückt und es war unmöglich, ihn auf einem der Packpferde zu befestigen. So weidete ich das Tier denn tant bien que mal aus, band es an eine schnell zurecht ge-

hauene Stange und bekam für viel Geld und mehr gute Worte meine Leute dazu, es zu tragen. Glücklicherweise kamen wir bald wieder an den Strand, wo ich Japaner fand, die ich mieten konnte. Leider stellte sich das Haus, in dem ich in Skabe übernachten wollte, und die Wirtsleute als so schmutzig heraus, daß ich mich, obgleich ich schon über dreißig Kilometer zurückgelegt hatte, nach kurzer Besichtigung der heißen Quelle, die sich dort befindet und eine sehr primitive Badeanstalt speist, entschließen mußte, weiter zu reiten. Der Weg auf dem sehr steinigen Strande war wahrhaft halsbrechend, so daß die armen Pferde gar nicht wußten, wohin sie die Füße setzen sollten; die Abhänge des Berges sind steil, zum Teil mit üppiger Vegetation bedeckt, zum Teil so kahl, daß man deutlich die verschiedenen Bimssteinlager unterscheiden konnte, die durch Humusschichten getrennt waren; an einer Stelle zählte ich sieben solcher Spuren früherer Thätigkeit des Vulkans. Am Strande befanden sich eine Menge Fischerei-Etablissements und einzelne Hütten von Ainos. Ein Paar hübsche Wasserfälle und einige bizarre Basaltformationen, die hier überall, an einer Stelle in der Form eines großen Thorwegs zu Tage treten, boten mannigfache Abwechslung. Endlich, nachdem ich fünfzehn Stunden, teils im Sattel, teils zu Fuß unterwegs gewesen war, ich hatte auch noch einige heiße Quellen bei Isoya besucht, kam ich nach längst eingebrochener Dunkelheit nach Usudsuri, wo ich glücklicherweise ein vortreffliches Quartier und saubere, höfliche Leute fand. Usudsuri ist ein großes, hübsches Dorf zwischen den hohen Plateauwänden, von denen im Dorfe selbst zwei Wasserfälle herunterstürzen, und dem Meere gelegen, in dem sich eine kleine aus drei niedrigen Basaltkuppen bestehende Insel, Bentensima, befindet, die nur durch einen schmalen überbrückten Kanal vom Festlande getrennt ist. Am Nachmittag ritt ich nach dem ca. 8 Kilometer entfernten Osas'be, wo ich ebenfalls ein vortreffliches Quartier, mit einem reizenden Gärtchen hinter dem Hause fand. Die Leute im Dorfe sind ungemein freundlich und höflich. Abends sitzen sie, Männlein und Fräulein, in den großen Kesseln, in denen die Iwashi ausgekocht werden, mit unter-

gelegtem Feuer und baden sich, was höchst komisch aussieht. Viel Schweinsfische, Mangoro, werden in der Nähe gefangen; das Fleisch wird roh gegessen oder getrocknet, die große Rückengräte und Schwanzflosse werden zerhackt und als Dünger benutzt. An der Küste tritt überall rot oder schwarz gefärbter Basalt in den wunderbarsten Formen zu Tage.

Der 18. September war der Besteigung des Vulkans Esan gewidmet; ich unternahm sie in Begleitung von vier Landsleuten aus Hakodate, die mich am Abend vorher überfallen hatten. Nun bin ich im allgemeinen, wenn auch kein Herden-, so doch ein Gesellschaftstier, aber ich genieße die Natur gern allein, besonders wenn ich nur unter erschwerenden Umständen mit ihr in Verkehr treten kann, ich war also über den Besuch wenig entzückt. Wir brachen in einem Boot auf, einem erbärmlichen kleinen japanischen Fahrzeuge, das von drei Ainos gerudert wurde und für das wir, weil gerade die Seetangfischerei im vollen Gange war, für zwölf Stunden beinahe vierzig Mark bezahlen mußten. Die Leute gebrauchten Ruder, die wenig besser als Stöcke waren; am oberen Teil abgeplattet und mit einem in demselben befindlichen Loch auf einem in der Wand der Boote befindlichen Pflock gesteckt, wurden sie abwechselnd ins Wasser getaucht, eine neue, aber nicht besonders praktische Methode, denn wir kamen kaum von der Stelle. Die Küste, an der wir entlang fuhren, war steil und felsig, aber reich bewaldet, mit zahlreichen hübschen Wasserfällen und Staubbächen und merkwürdigen Felsformationen. Wir landeten in der Bucht von Todohoke an einem sandigen Strande und begannen von dort die Besteigung des Esan. Der Weg war sehr schlecht, so daß wir fast anderthalb Stunden gebrauchten, um zu dem alten, vielleicht 350 Meter über dem Meere gelegenen Kraterboden zu gelangen. Von der ursprünglichen Form des Berges war wenig mehr zu erkennen, die eine Hälfte der Umwallung war ganz verschwunden, die andere in zwei Teile zerrissen und von einem Auswurfkrater war nichts mehr zu bemerken. Dagegen sah man überall Zeichen der noch vorhandenen vulkanischen Thätigkeit. Die

stehen gebliebenen Teile des alten Kraterrandes waren vielfach bis nahe unter die Spitze mit Schwefeldämpfe ausströmenden Öffnungen versehen, die sich vielfach schornsteinförmige, mehrere Fuß lange, manchmal einen ziemlich großen Durchmesser habende Ausstoßröhren gebildet hatten, an denen sich reichlich Schwefel ansetzte. Aus einigen diesen Röhren wurde der Dampf mit solcher Gewalt herausgestoßen, daß hineingeworfene Schlackenstücke sofort wieder herausgeschleudert wurden. Am Fuße der östlichen, von den einströmenden Dämpfen ganz gelb gefärbten Wand lagen eine Anzahl von blasenförmigen Auftreibungen, die oben durchbrochen waren und aus denen ebenfalls Dampf ausströmte. In einigen solchen ausgebrannten Blasen bestanden Boden, Decken und Wände aus einer grauen, porösen stark schwefelhaltigen Thonmasse; der Durchmesser der fast rundlichen Höhlungen betrug vier bis fünf Meter. Das Ganze bot ein Bild unterirdischer Thätigkeit, wohl geeignet das menschliche Herz mit Grauen vor der Kraft der verborgenen Mächte der Natur zu erfüllen, aber doch wieder packend in seiner wilden Schönheit und Großartigkeit.

Meine Erkundigungen über die letzten Ausbrüche des Esan ergaben nur wenig Zuverlässiges; Frau Uno, die 82jährige Urgroßmutter des 17jährigen Bürgermeisters von Osas'be, eine noch ganz frische rüstige Frau, erzählte mir, daß vor 28 bis 30 Jahren ein Ausbruch stattgefunden habe, bei dem alle Bäume auf dem Berge verbrannt seien, und daß vor 21 Jahren (1844—1845) ein großer Regen gewesen, bei dem ein Teil des Berges eingestürzt sei. Ein anderer Zeuge gab an, daß an dem betreffenden Tage um vier Uhr nachmittags ein mit heftigem Sturm verbundener wolkenbruchartiger Regen begonnen habe; um acht Uhr habe ein nur in der nächsten Nähe des Berges (nicht über 14 Kilometer hinaus) verspürtes Erdbeben angefangen und nach Mitternacht sei ein Teil des Berges eingestürzt und das vom Berge herabströmende mit Steinen und Erde vermischte Wasser (Schlamm?) habe in mehreren Ortschaften die Häuser zerschmettert und begraben. Um zwei Uhr morgens habe das Erdbeben und um 6 Uhr der Regen aufgehört.

Der Berg sei an zwei Stellen nach Nord-Nord-West und Nord-West eingestürzt und ein Teil der äußeren Bedeckung abgerutscht; an den Dampf ausstoßenden Stellen auf der inneren Seite sei keine Veränderung zu bemerken gewesen. War das Ganze nur ein zufälliges Zusammentreffen von Sturm, Regen, Erdbeben und dadurch veranlaßtem Bergsturz oder haben, wie ich annehmen möchte, die großen Wassermassen, welche durch die Schluchten und Dampfröhren in das Innere des Berges gelangten, eine Vermehrung der Dampfmasse und dadurch des Druckes derselben auf die Wände hervorgebracht und so den Bergsturz verursacht? Der geringe Erschütterungsdurchmesser des Erdbebens und die Thatsache, daß es vier Stunden nach Beginn des Regens begann und nach dem Bergsturz aufhörte, scheinen für lokale Ursachen und dafür zu sprechen, daß der Herd des Erdbebens nicht zu tief unter der Oberfläche lag. Der Berg ist nach außen hin furchtbar zerklüftet und zerrissen und legt Zeugnis ab für die elementare Gewalt der Erscheinungen, die ihn so zugerichtet haben.

Um acht Uhr kamen wir glücklich wieder in mein Quartier zurück, nachdem wir nach Sonnenuntergang in dem Boot tüchtig gefroren hatten. Am nächsten Morgen verließen mich meine Gäste, trotzdem es stark regnete; ich blieb deshalb zurück und trat erst am nächsten Tage (20. September) den Rückweg nach Hakodate an. Der Weg führte über die heißen Quellen von Kakumi und einen kleinen Weiler, dessen Bewohner sich mit der Anfertigung von Schleifsteinen beschäftigten und alle zum Verkauf ihrer Waren in Hakodate abwesend waren, durch köstliche Waldpartien und über Pässe, von deren höchsten Punkten man entzückende Ausblicke nach dem Esan und auf Hakodate hatte. Die Wege aber waren entsetzlich und an vielen Stellen geradezu halsbrechend. Die ganzen nördlichen Abhänge der Hügelkette waren prachtvoll bewaldet, sowie man aber den Kamm überschritten hatte und auf den südlichen Abhang kam, hörte aller Baumwuchs auf und man sah nur Gras und Kräuter. Auffallend war die Wirkung des Taifuns vom 11., wie man sie in den dem Südwinde ausgesetzten Schluchten beobachten konnte, wo

alle Bäume wie verdorrt aussahen, und die ganze Gegend einen herbstlichen Charakter angenommen hatte. Gegen vier Uhr fing es wieder an zu regnen, aber ich kam mit dem Schrecken und einigen Tropfen davon. Um sechs Uhr abends kam ich nach neunstündigem Ritt in Hakodate an. Ich war neunzehn Tage abwesend gewesen und hatte dabei so viel Schönes und Interessantes gesehen, daß ich mir vornahm, die erste sich darbietende Gelegenheit zu einer weiteren, gründlicheren Erforschung der Insel zu benutzen. Für den Augenblick mußte ich, da kein Dampfschiff im Hafen lag und auch keins in der nächsten Zeit erwartet wurde, eine mit Fischdung beladene Brigg zur Rückfahrt nach Yokohama benutzen. Wir kamen dort am siebenten Tage unserer Fahrt glücklich an, nachdem wir unterwegs bei einer plötzlich auftretenden Bö, die uns unter vollen Segeln traf, in Gefahr gewesen waren, zu kentern.

Erst im Jahre 1867 kehrte ich nach Jeso zurück, und ich benutzte dazu die Anwesenheit der Korvette Vineta, deren Kommandant mir bereitwillig eine Passage gewährte. Kapitän zur See Kuhn war mit dem Ruf nach Japan gekommen, nicht bequem zu sein, aber wir haben uns vom ersten Augenblick an vortrefflich vertragen und es hat zwischen uns nie das geringste Wölkchen bestanden. Ich glaube, daß eine gemeinschaftliche Vorliebe für Schweineschmalz nicht wenig zur Begründung unserer guten Beziehungen beigetragen hat; Kapitän Kuhn aß es aus Prinzip, weil er behauptete, daß der Norddeutsche in allen Klimaten eine gewisse Quantität Brennstoffe gebrauche, bei mir handelte es sich um eine vielleicht gemeine, aber ganz ausgesprochene Geschmacksrichtung, die ich in Japan zu befriedigen sonst keine Gelegenheit gefunden hatte. So verzehrten wir denn gemeinsam große Quantitäten davon und befanden uns sehr wohl dabei. Auch noch in einem anderen Gegenstand begegneten sich unsere Neigungen, in einem kleinen Bären, den der Kapitän besaß und den er sehr liebte. Petz war auch wirklich sehr komisch; er starb ein Jahr später, weil er nach dem Erwachen aus dem Winterschlaf, den er, wenn auch abgekürzt, auch an Bord hielt, ein Paar Handschuhe seines Herrn verzehrt hatte, die sich für ihn unter

den Umständen als zu schwer verdaulich erwiesen hatten. Kurz vor dem Einlaufen in Hakodate nahmen wir ein Boot mit Schiffbrüchigen auf, der Mannschaft eines dänischen Schooners, der an der Ostküste von Korea Schiffbruch gelitten hatte und die von den Koreanern mit Gewalt am Landen verhindert worden war. In dem Boot befand sich die Frau des Kapitäns, die in demselben vor etwa acht Tagen entbunden worden war; als die Mannschaft bei uns an Bord kam, befanden sich Mutter und Kind ganz wohl.

Ich beabsichtigte diesmal eine Wasserverbindung aufzusuchen und zu benutzen, die zwischen der Vulkanbai und der Westküste der Insel bestehen sollte, ich konnte meine Reise daher nicht, wie das erste Mal, mit meinen eigenen Pferden unternehmen, sondern mußte mich darauf verlassen, unterwegs Packpferde mieten zu können. Dies hatte die weitere Folge, daß das Gepäck für mich, meinen Diener und den Bruder des inzwischen zum preußischen Vize-Konsul ernannten Herrn Gärtner, der gebeten hatte, mich begleiten zu dürfen, auf ein Mindestmaß beschränkt werden mußte, was uns zwar allerhand Entbehrungen auferlegte, dafür aber unser Fortkommen ganz ungemein erleichterte. Ich habe mir während der Dauer unserer Tour wiederholt Glück gewünscht, nach dieser Richtung hin weise Vorsicht haben walten zu lassen. In Hakodate fand ich, daß Herr Gärtner und sein Teilhaber einen Gemüsegarten angelegt hatten, dessen Erzeugnisse unter der Bedingung, in jedem Jahre aus frischem europäischen Samen gezogen zu werden, auf dem jungfräulichen vulkanischen Boden in überraschender Größe und Vortrefflichkeit gediehen. Weintrauben, wie die Kundschafter der Israeliten sie aus dem gelobten Lande mitbrachten, habe ich allerdings in Hakodate nicht gesehen, aber wohl wiederholt Kohlköpfe, an deren einem zwei Matrosen von der Vineta hinreichend zu tragen hatten. Der Bruder des Vize-Konsuls Gärtner erhielt später von der japanischen Regierung in der Nähe von Hakodate ein Stück Land in Pacht, auf dem eine Art Musterwirtschaft und landwirtschaftliche Schule errichtet werden sollten. Der Plan, der einen hübschen Erfolg für alle Teile versprach, mußte aufgegeben werden, weil der amerikanische

Konsul Price beanspruchte, daß ihm auf Grund der vertragsmäßigen Gleichstellung mit der meist begünstigten Nation ein ähnliches Grundstück verpachtet werde, und die Japaner thöricht genug waren, sich dadurch ins Bockshorn jagen zu lassen.

Der erste Teil der Reise bot nichts Neues, nur legten wir denselben diesmal viel schneller zurück, als ich dies 1865 gethan hatte. „Flohdorf" vermied ich natürlich als Quartier und brachte die Nacht vom 12. zum 13. August auf noch unbekanntem Gebiet in Oshamambe zu. Der Weg zwischen Shirarika und unserem Nachtquartier führte über vier Flüsse, die wir zu durchfurten hatten, was keine Schwierigkeiten bot, da sie ziemlich wasserarm waren. Doch möchte ich annehmen, daß sie bei höherem Wasserstande wenigstens flößbar sein dürften. Die Gegend begann hier ihren Charakter zu wechseln; das Plateau trat von der Küste bis auf drei oder vier Kilometer zurück; die dahinter ansetzenden Hügel waren dicht bewaldet und mit breiteren Thälern versehen, und zwischen ihnen und dem jetzt Sanddünen aufweisenden Strande des Meeres lagen mit den schönsten Blumen, wilden Rosen, Campanulen u. s. w. geschmückte Waldwiesen. Nicht weit vom Oshamambe, bei Shizuraki, trat das Plateau wieder steil abfallend an das Meer heran und der Weg, der jetzt wirklich entsetzlich wurde, bog in die Hügel ab. Dafür wurde die Gegend immer schöner; Eichen, Kastanien, Rüstern, Eschen, Birken, Tannen und Kiefern, einzelne mit graden Stämmen bis zu achtzig Fuß Höhe, bildeten den Wald, dessen Boden mit fast undurchdringlichem Rohr von anderthalb bis zwei Fuß Höhe bewachsen war. Wie die Ainos sagen, soll das Dickicht vielen Hirschen zum Aufenthalt dienen, wir haben aber nicht einmal einen Vogel gesehen. Schöne Farren und Flechten, von denen die letzteren einzelne abgestorbene Bäume so bezogen hatten, daß sie Lärchenbäumen ähnlich sahen, waren in Unmengen vorhanden. In strömendem Regen begegneten wir Ainos, die die Riesenblätter einer Klettenart als Hüte und Regenmäntel benutzten; ich hatte früher Abbildungen von dergleichen gesehen, die Sache aber nicht geglaubt, bis ich mich hier überzeugte, daß ein Blatt vom Hals bis zu den Kniekehlen reichte

und den Mann, der es trug, vollständig gegen den Regen schützte
Wir blieben die Nacht in dem kleinen Weiler Ribungi, der am Ausgange eines fast kreisrunden Thales liegt und hauptsächlich von Ainos bewohnt wurde, die sehr freundlich und zuthunlich waren.
„Am nächsten Morgen, 14.," heißt es in meinem Tagebuch, „wieder im Regen fortgeritten, die Brust mit finsteren Mordgedanken gefüllt, denn wir haben seit zwei Tagen nichts anderes zu essen gefunden, als Reis und getrocknete Pilze, und die Japaner, die wir antreffen, weigern sich hartnäckig, von ihren Hühnern und Enten zu verkaufen, und die Ainos kennen keine derartigen Luxusartikel. So haben wir denn beschlossen, den ersten Hahn oder Henne, denen wir begegnen, aus Versehen zu schießen und uns dann mit dem Besitzer auseinanderzusetzen. Glücklicherweise treffen wir, ehe sich eine Gelegenheit zur Ausführung der That findet, einen Aino, der einen erlegten Hirsch auf dem Rücken trägt, und kaufen ihm die Hälfte desselben ab, so daß fürs erste für unseres Leibes Notdurft und Nahrung gesorgt ist. Der Weg ist wieder scheußlich, schmale Knüppeldämme bergauf, bergab, in deren Stufen die Pferde fußtief einsinken; auch wo wir über Wiesen reiten, ist das Vergnügen mäßig, denn unsere Pferde — Packtiere, andere bekommt man unterwegs nicht zu mieten — sind gewohnt, eins hinter dem andern zu gehen und weder Zureden, Zügel noch Peitsche können sie bewegen, von dieser Gewohnheit abzugehen, so daß jede Unterhaltung unmöglich wird. Die Gegend ist schön, aber die Bäume, die man sieht, sind weniger stattlich, als die, die wir am Tage vorher bewundert haben; prachtvoll sind wieder die mit Blumen besäten Waldwiesen. Ein neunstündiger Ritt, von dem ein Teil in so dichtem Nebel am Fuße des Vulkans Usutake vorbeiführt, daß wir den Berg überhaupt nicht zu Gesicht bekommen, bringt uns nach Mororan. Vorher, ehe wir an den Usutake kamen, passierten wir eine große Ainostation, Furinai, in der es mir endlich gelang, einen Bärenschädel zu erstehen; ich mußte aber zwanzig Bus, d. h. etwa 33 Mark dafür bezahlen, da, wie der Verkäufer mir erklärte, bei dem zu Ehren des Bären, dessen Schädel ich mit fortnahm, zu gebenden Gelage das ganze Dorf sich

betrinken müsse. Mororan, ebenfalls eine große Ainostation, liegt hinter Kap Edomo, das die Vulkanbai hier begrenzt; die Brandung, die hinter Mororan ans Ufer schlägt, gehört schon wieder dem unverfälschten Stillen Meere an. Der Blick auf die Vulkanbai, die einem großen von einer Kette von Vulkanen umrahmten Binnensee ähnelt, ist wunderhübsch und dem Schönsten zu vergleichen, das man in Europa sehen kann." In Mororan blieben wir einen Tag, und ich benutzte die Gelegenheit, mir die Edomobai anzusehen, die für eine kleine Anzahl Schiffe einen vortrefflichen Ankerplatz bietet; sie sollte nach japanischen, von fremden Schriftstellern wiederholten Angaben befestigt sein, aber ich habe außer ein Paar erbärmlichen Batterien, die keinen Schuß Pulver wert waren, und einem sogenannten befestigten Lager, in dem 102 Mann stehen sollten und dessen Befestigungen aus einem sechs Fuß hohen Erdwall und einem Bretterzaun bestanden, den ein pommerscher Musketier mit einem Fußtritt umgeworfen haben würde, nichts gesehen, was den Namen verdient hätte. Am Abend gab ich den Ainos ein Trinkgelage. Zwei recht geräumige hölzerne Bowlen mit Saki wurden aufgestellt und davor sechs große lackierte Trinkschalen auf eben solchen Untersätzen, Osakaarbeit; auf jeder der Trinkschalen lag das einem Papiermesser ähnliche Instrument ohne Griff. Sechs Ainos setzten sich mit untergeschlagenen Beinen hin, rührten mit den Papiermessern an der Oberfläche des Getränks und ließen fünf Mal einen Tropfen desselben als Libation auf die Erde fallen, für den Geber, die Götter und den Vater, wie mein japanischer Dolmetscher erklärte. Dann hoben die Männer mit den Papiermessern den Bart in die Höhe und tranken; zuerst die beiden Vorsteher in roten ärmellosen Überwürfen mit bunten Aufschlägen, und eine Art Zeremonienmeister; dann Männer und Weiber bunt durcheinander. Nachher kam ein Tänzchen. Der erste Vorsteher tanzte zuerst, zu einem langsamen, sehr kreischenden Gesange; er schlug die flachen Hände dazu taktweise zusammen und machte ganz kleine Schritte mit starker Hebung der Füße, dann streckte er die Arme und Hände horizontal vor und machte dieselben Bewegungen mit den

Füßen. Schließlich herrschte allgemeine Heiterkeit und ich dachte an den alten Vers:

Omnes fortes sunt vinosi
Et potantes animosi
Dicit Aristoteles.

Im Dorf waren in einem Käfig zwei kleine gelbe Bären und in einem anderen ein gewaltiger Grizzly, der gut einen Kopf größer war, wie ich, und an den aus Stämmen gefertigten Barren seines Gefängnisses rüttelte, daß dasselbe manchmal bedenklich wackelte. Die Tiere wurden für eins der großen Herbstfeste aufgespart, bei denen der Bärenbraten die Hauptrolle spielt.

Am 16. führte der Weg ursprünglich über niedrige mit Zwergeichen dicht bestandene Hügel, dann durch eine Gegend, die man mit einem wohlgepflegten englischen Parke vergleichen konnte, und schließlich zwischen Waldwiesen und Sanddünen in das breite Thal des Yebutſ'. In demselben fanden wir eine Anzahl von Pferdeherden mit ihren Hirten, Ainobengeln, die auf ungesattelten Pferden ritten und vortrefflich auf denselben saßen; mit einigem Zureden und etwas Trinkgeld bekamen wir die Gesellschaft in Galopp, selbst die müden Packgäule, die wir ritten, allerdings auf unseren eigenen Sätteln, konnten der Versuchung und dem schlechten Beispiel nicht widerstehen und schließlich rasten zum großen Entsetzen meiner Yakunine ein Paar hundert Pferde und ein Dutzend Reiter in voller Carrière am Meeresstrande entlang. Erst bei Mondschein kamen wir nach unserem Nachtquartier, Yebutsu, einer großen Fischereistation mit einem vortrefflichen Rasthause. Die auf der Sieboldschen Karte angegebenen Forts erwiesen sich als die mit einem ganz niedrigen Erdwall umgebenen Häuser von Beamten. Ein Paar Tempel waren vorhanden, aber geschlossen, sie sollen nur während der Fischereisaison geöffnet sein. Der Platz selbst enthielt viele gutgebaute Vorratshäuser und war überhaupt der volkreichste und bestgehaltenste Ort, den wir bis jetzt gesehen hatten. Hier zog ich die letzten Erkundigungen über die Wasserverbindung mit der Westseite der Insel ein und erfuhr, daß eine solche in der That bestehe; gleich-

zeitig wurde mir aber geraten, den ersten Teil des Weges, bis Chitosé, einer großen Lachsfangstation, ungefähr 25 Kilometer von Yebutsu, nicht zu Wasser zurückzulegen, da die starke Strömung der Flüsse meine Reise dann zu einer sehr langsamen machen würde. Ich folgte dem Rat und machte mich am nächsten Morgen zu Pferde auf; der Weg führte durch die Niederung des Yebuts-Flusses über sehr dünn bestandenen Sumpf und Sand, — der tiefe und breite Fluß ist überbrückt — später durch wundervoll mit Eichen, Birken, Ahorn, Kastanien, Elsen, Rododendron und Farren bewachsene Hügel an den schmalen aber anscheinend ebenfalls tiefen Yubari, auf dem wir einige Ainos in Kanoes sahen. Der Weg durch die Hügel war vorzüglich unterhalten, über einzelne schmale Thäler führt er auf Dämmen oder Brücken. Hier schifften wir uns auf dem reißenden Chitosé-Fluß in zwei flachen Böten ein und fuhren nach dem Osatsu to (to-See) eigentlich eine flache Lagune, die nach mir zugegangenen Nachrichten jetzt fast ganz eingetrocknet ist. Derselbe liegt auf der Wasserscheide zwischen dem Ost- und dem West-ufer; wir setzten unsere Reise auf dem ihr entströmenden Osatsu nach Isaributo fort, ebenfalls einer Station für Lachsfang, aber nur für die Ainos, wo wir die Nacht zubrachten. Die Flüsse und der See waren von niedrigen, sumpfigen, vielfach mit hohem Schilf bewachsenen Ufern eingefaßt. Am nächsten Morgen gingen wir unter der Führung von ein Paar Ainos auf die Hirschjagd; das Terrain war flach und dicht mit 5—6 Fuß hohem Rohr bestanden; wir hörten die Hirsche rechts und links durch dasselbe brechen, fanden auch ein Paar noch warme Lager und eine Menge Spuren, aber gesehen haben wir keinen; auf die Frage wie sie es denn machten, um einen Hirsch zu erlegen, erklärten die Ainos, daß sie sich auf einen der wenigen in dieser Rohrwildnis vorhandenen Bäume setzten und warteten, bis ein Hirsch unter demselben durchginge, den schössen sie dann. Da uns die Zeit zu einer solchen Jagd fehlte, kehrten wir wieder zu unserm Nachtquartier zurück, bestiegen die Böte und setzten die Reise fort. Ich habe nie in meinem Leben, selbst nicht in der Schweiz in der Nähe von Herden, so viele

Pferdefliegen gesehen, wie auf dieser Fahrt, wir waren im wahrsten Sinne des Worts von ihnen bedeckt und mein armer Hund Tom wußte sich gar nicht vor ihnen zu retten. Nach einer achtstündigen Fahrt auf dem Osatsu kamen wir etwas oberhalb von Zuishikari in den Ishikari, einen mächtigen Strom von 80 bis 100 Meter Breite und beträchtlicher Tiefe; die Japaner sprachen von 150 Fuß, ich kann nur sagen, daß ich auf vierzig Fuß keinen Grund gefunden habe. Es dauerte sechs Stunden bis wir das an der Mündung am linken Ufer des Flusses gelegene Ishikari erreichten. Bald nachdem wir in den Hauptstrom gekommen waren, wurden die Ufer desselben flach und mit niedrigem Walde bestanden, man sah nur einzelne Stationen für Lachsfang und sonst weder Leben noch Verkehr auf dem Flusse selbst oder an seinen Ufern. Vor seiner angeblich 400 m breiten Mündung liegt eine Barre, die einen 80 m breiten, 3 m tiefen Zugang haben soll. Die gelben Wasser des Stroms färben das Meer auf weite Entfernung trübe. Der Flecken selbst hat nur ungefähr 200 Einwohner, doch sollen zur Fischereizeit ca 1000 Menschen und 40 bis 50 Dschunken dorthinkommen; auch die vielen Theehäuser, die ich sah, sprachen für starken Besuch von leichtlebigen Elementen.

Bei unserem Weiterritt, am 19., fiel uns sofort der Unterschied auf, der zwischen der Vegetation auf der Ost- und Westküste besteht. Während auf der ersteren ein schöner Waldbestand überall vorhanden ist, sind die Berge an der Westküste soweit man sehen kann, ganz abgeholzt und dicht mit einer Art Bambusgras bedeckt, das, da es schneller als irgend eine andere Pflanze wächst, keinen neuen Baumwuchs aufkommen läßt, sondern die jungen Bäumchen dadurch, daß es ihnen Licht und Sonne nimmt, einfach erstickt. Man konnte mir keinen Grund für diese Erscheinung angeben, ich möchte annehmen, daß derselbe in der stärkeren Bevölkerung, dem längeren und umfangreicheren Betrieb der Fischereien auf der Westküste und wohl auch in einer rücksichtsloseren Ausnutzung der vorhandenen Hülfsmittel zu finden sein dürfte. Auch in einer anderen Beziehung unterschied sich die Westküste unvortheilhaft von der Ostküste. Wäh-

rend wir auf der letzteren trotz der üppigen Vegetation nichts von Mosquiten zu leiden gehabt und ohne Netze hatten schlafen können, wurden wir nun trotz derselben von den lustigen Tierchen, die bei der Arbeit singen, fast aufgefressen. Auch die Wege waren sehr schlecht und an vielen Stellen geradezu halsbrechend; dies lag an der Bildung der Küste, an der das bis an und in das Meer reichende steilabfallende Plateau vielfach von engen Thälern zerrissen war, zu denen der Abstieg und von denen der Aufstieg von unseren Gäulen ganz besondere equilibristische Fähigkeiten verlangten. Unsere Lage auf ihnen wurde dadurch nicht angenehmer, daß die an das Tragen von Lasten gewöhnten Tiere wie die Maultiere und Pferde in der Schweiz stets auf der äußersten Kante der als Wege dienenden Knüppeldammtreppen gingen, so daß man immer mit einem Bein über dem oft ungemütlich tiefen und steilen Abhang schwebte. Bei einer solchen Kletterpartie abwärts riß der Schwanzriemen meines Sattels, derselbe rutschte nach vorn und ich wäre unbedingt über den Kopf des Pferdes und wer weiß wie viel weiter gefallen, wenn ich nicht einen freundlichen Busch, der von der Wand herabhing, hätte packen und mich an ihm festhalten können, bis das Pferd zwischen meinen Beinen hindurch war. Gleich unser erster Marsch gab uns eine Probe von dem, was uns auf dieser Seite der Insel erwartete; wir brauchten elf und eine halbe Stunde, um über Otarunai nach Yoitzi zu gelangen, und legten die letzten zwei Stunden in der Dunkelheit bei dem zweifelhaften Licht von zwei Papierlaternen zurück, wobei wir einen Fluß auf einer Fähre überschreiten und ein sehr reißendes Berggewässer durchfurten mußten, eine um so unangenehmere Aufgabe als die Pferde auf dem Geröll keinen sichern Schritt thun konnten. Ich möchte hier bemerken, daß ich der vielfachen Flüsse, die wir während der Tour zu überschreiten hatten, meistens keine Erwähnung gethan habe um mich nicht zu oft zu wiederholen, aber es ist kaum ein Tag vergangen, an dem wir nicht mindestens ein halbes Dutzend derselben auf Fähren oder Brücken passiert oder durchfurtet hätten. Endlich kamen wir müde und hungrig in ein recht mäßiges Quartier, in dem wir uns aber an

einem frisch gefangenen Lachs sättigen konnten. Die Küste ist stärker bewohnt als die andere, hauptsächlich von Japanern, die aber ärmlich und zerlumpt aussehen; von Ackerbau, Vieh- oder Pferdezucht war nichts zu bemerken und die Pferde die wir erhielten waren sehr schlecht.

In Yoitzi, das recht romantisch auf dem schmalen Ufer zwischen Felswänden und dem Meere liegt und in dessen ziemlich geschütztem Hafen sich zwölf Dschunken befanden, machten wir einen Ruhetag und sahen wie die Ainos, die als Arbeiter benutzt werden, ausbezahlt wurden; sie erhielten Baumwollenstoffe, Messerklingen, Reis und Tabak, alles von der schlechtesten Beschaffenheit und in sehr bescheidenen Mengen, so daß man wohl von ihrer rücksichtslosen wirtschaftlichen Ausnutzung sprechen kann. Sie machten einen viel ärmlicheren und gedrückteren Eindruck als ihre Landsleute auf der Ostküste, die noch manche der charakteristischen Kennzeichen eines Jäger- und Hirtenvolks bewahrt haben. — Ich habe mich hier wieder recht von der Wahrheit des alten Satzes überzeugen können, das Theorie und Praxis selten oder nie übereinstimmen; der Japaner, der sich gegen die mäßige kommerzielle Ausnutzung durch den ihm überlegenen Fremden aus nationalen Gründen sträubt, findet es ganz natürlich, einen schwächeren Stamm wirtschaftlich in einer Weise auszubeuten, die schon hart an Frondienst und Sklaverei streift.

Von Yoitzi führt der Weg im Thal des gleichnamigen Flusses aufwärts. In meinem Tagebuch finde ich die folgende Eintragung. „Der Weg ist entsetzlich schlecht, fast überall Knüppeldamm; die Berge sind auf die wahnwitzigste Weise abgeholzt, so daß der Wind die wenigen stehen gebliebenen Bäume umgeworfen hat und es aussieht als ob Rübezahl mit den Stämmen Kegel gespielt hätte. Dabei verkommt das meiste Holz auf der Stelle, wo es gefallen ist, da es nicht transportiert werden kann, obgleich der Yoitzi zum Flößen benutzt wird. Auf der ganzen Strecke das Thal aufwärts ist nicht eine Quadratruthe mit gesundem Holz zu sehen und in zehn Jahren werden die Berge ganz kahl sein, da das dichte Schilf

alle jungen Triebe erstickt. Dann im Thale des Hurikap abwärts; die starken Regen der letzten Tage haben, besonders im Yoitzi-Thale, alle Brücken fortgerissen. Iwanai, unser Nachtquartier, hat 8—900 Einwohner, sieht aber ärmlich aus, und das Regierungsgebäude, in dem wir abgestiegen sind, ist sehr schmutzig. Am nächsten Morgen besucht mich ein englischer Bergwerksingenieur Gower, Bruder des englischen Konsuls in Nagasaki, der an den Kohlenminen bei Kaio-noma thätig ist. Er ist augenblicklich beschäftigt einen Weg von Iwanai nach dort zu bauen und hat zweihundert Arbeiter unter sich, beklagt sich aber bitter über die Schwierigkeiten, die ihm durch die zahlreichen japanischen Beamten fortwährend in den Weg gelegt werden. Iwanai führt Kohlen, Seetang, Fische und Schwefel aus; letzterer kommt von dem noch thätigen Vulkan Iroyama (Schwefelberg?). Der Hafen von Iwanai ist vortrefflich, durch eine Sandbank geschützt, und hat dicht am Land 24, etwas weiter 40 Fuß Wasser und guten Ankergrund. Ich versuche an diesem größeren Platze etwas Fleisch zu bekommen, erhalte aber zur Antwort, daß ich dann einen ganzen Ochsen, die auch zum Lasttragen benutzt werden, kaufen und selbst schlachten müßte; ich kehre also zu unserer Fisch- und Kakao-Diät zurück." Nach Gower's Beschreibung sollen die weiteren Wege an der Ostküste fast unpassierbar sein, ich beschließe aber doch zu versuchen zu Pferde weiter zu gehen. Über den Erfolg des Versuches sagt mein Tagebuch unter dem 22: „Den Hurikap Fluß auf einer Fähre passiert. Über den hohen Kap Raiten bildenden Berg, auf den entsetzlichsten Wegen geritten, die man sich denken kann. Die warme, schwache Schwefelquelle von Yunai, bei der wir vorbeikommen, scheint hauptsächlich von Schlangen zur Zeit der Häutung benutzt zu werden, wenigstens lagen ein Dutzend Häute von solchen herum. Auf ebenso schlechten Wegen weitergeritten bis in das Shiribets' Thal. Der Shiribets', den wir auf einer Fähre überschreiten, scheint sehr tief und hat an der Mündung eine Barre, auf der es stark brandete, doch lagen zwei große Dschunken in ihm. Nach einer weiteren Kletterpartie kommen wir an den Strand und reiten 7—8 km an demselben entlang, meistens zwischen nur manch-

mal für hundert Schritt unterbrochenen Häuserreihen. Nach eingebrochener Dunkelheit und halsbrechender Kletterei, beim Scheine einer trüben Laterne, über verschiedene Felspartien, gelangen wir endlich nach Odasutz', wo wir schlechtes Quartier, aber guten Lachs finden." Hier entschloß ich mich Mr. Gowers Rath zu folgen und die Reise zu Wasser fortzusetzen. Am nächsten Morgen (23.) im offenen Boot nach Sutſ', das dem Prinzen von Tsugaru gehört, wo mir dessen Staatsbarke zur Verfügung gestellt wird, mit einem Häuschen darauf, in dem man mit untergeschlagenen Beinen sitzen muß und sich mit der Flohjagd vergnügen kann. Nach anderthalb Stunden bekommen wir ein neues Boot mit einer sehr faulen Bemannung, die nach einer kurzen Zeit erklärt, nicht weiter zu können. In Shirozé Halt gemacht und à la belle étoile zu Abend gegessen, während zwei von den Bootsleuten Ringkämpfe aufführen. Nach neun Uhr wieder fortgekommen, aber nach anderthalb Stunden erklären die Leute schon wieder, daß sie müde seien. Bis nach 11 Uhr auf Deck gestanden und dann, da Wind und See ruhig, mich schlafen gelegt. Um 5 Uhr morgens (24.) erscheint der uns begleitende Bürgermeister mit einer Laterne und erklärt, er könne wegen starken Gegenwindes nicht weiter. Ich stehe auf und finde, daß sofort, nachdem ich mich schlafen gelegt, die Leute in einer kleinen Bucht vor Anker gegangen sind. Nach vielem Lärmen und Schelten bekomme ich die Leute dazu weiter zu fahren; wir haben aber See und Wind entgegen. Um 11 Uhr mit einem Stück Chokolade und einem Schluck Cognac gefrühstückt, dann an Land gegangen und auf sehr schlechten Wegen unter Führung eines Ainos zu Fuß nach Setanai gezogen, wo wir den japanischen Offizieren um 2 Uhr nachmittags ins Haus fallen. Mit drei harten Eiern, Thee und Wasser diniert, bis einige Stunden später meine Leute eintreffen und wir eine Konservensuppe bekommen, dann wieder ins Boot und an den Mündungen des Setanai und F'toro vorbei nach dem gleichnamigen Orte, einer großen Ainostation. Am 25. per Boot weiter über Nitsibé, wo unsere Leute abkochen und wir auf einer Basaltklippe sitzend den zähesten Hahn zu verzehren suchen, der mir selbst auf Jeso vorgekommen; in Moota

kommt der Bürgermeister an Bord, und wir erhalten vier kleine Böte als Vorspann. Auf dem Kap steht ein großer eiserner Korb, in dem, wenn Böte draußen sind, bei schlechtem Wetter ein Feuer angezündet wird. In Kudo dinieren wir mit harten Eiern und frischem Lachs und wechseln das Bot. In strömendem Regen mit einem kleinen Bot, das uns den Weg weist, fahren wir weiter und kommen gegen 11 Uhr nachts in Sekinai an und mit Mühe durch die Klippen und Brandung an Land. Wir haben aber noch über fünf Kilometer zu Fuß bis zu unserem Nachtquartier Kumaishi zu machen. Unser Führer dem die Laterne ausgeht verliert den Weg, wir waten an und in einem Bergstrom weiter, bis wir eine Brücke gefunden haben; verlieren dann wieder den Weg und müssen endlich beim Schein der mit vieler Mühe wieder angesteckten Laterne eine dreißig Fuß hohe fast senkrechte Felswand herunter, bis wir endlich todmüde nach Mitternacht, nachdem wir sechzehn Stunden unterwegs gewesen waren, ins Quatier kommen. Und dabei mußten wir uns noch glücklich schätzen, denn der Regen, der während unserer Fußwanderung aufgehört hatte, fing fünf Minuten, nachdem wir unter Dach waren, wieder an. Unser Gepäck kam zum Teil erst am nächsten Nachmittage an, so daß wir wieder auf unsere gewöhnliche Kost, Eier und Lachs, angewiesen waren. Am nächsten Tage kamen wir in civilisiertere Gegenden. Wir ritten bei schönem Wetter von Kumaishi fort unter Vortritt eines Offiziers des Fürsten von Matsumai, des Bürgermeisters und zweier Polizisten, die den für mich besonders ausgebesserten und mit Sand bestreuten Weg fegten. Dieselben wurden vor jedem neuen Dorf von anderen Leuten abgelöst. Die Wege waren gut unterhalten, wenn auch zum Teil sehr steil, die Gegend gut angebaut und stark bevölkert und auf einigen Wiesen sahen wir ein Paar Koppeln Pferde, die recht gut schienen, weiden. Aber auch hier waren alle Berge abgeholzt. In Otobe erwartete mich eine Ehrenwache von elf Mann mit Gewehren, die durch Hutabnehmen salutierten, was unendlich komisch aussah. Dann marschierten sie einer hinter dem andern vor mir durch das Dorf und bestiegen vor demselben Packpferde; sowie wir uns aber in etwas

schnellere Gangart setzten, purzelten sie rechts und links von den Pferden, die ich ihnen dann wieder einfangen konnte. In Esasi war der Einzug ein sehr feierlicher, die ganze Bevölkerung lag an den Seiten der Straße auf den Knieen und der Eindruck wurde nur dadurch gestört, daß mein Hund Tom, der vor uns hertrabte, von Zeit zu Zeit Jagd auf eine Katze machte, wobei dann immer ein halbes Dutzend von den Zuschauern, in deren Nähe er kam, vor Schreck umfielen. Wir stiegen in dem großen Tempel von Yuniso ab, der auf einem Hügel lag, von dem man einen hübschen Überblick über die ca. 300 Häuser zählende, recht wohlhabend aussehende Stadt und den Hafen hatte, der durch eine kleine Insel gegen die Nordwinde geschützt wird, die besonders gefürchtet werden. Am nächsten Morgen (28.) ritten wir weiter, diesmal etwas schneller, da ich mir alle Begleitung verbeten hatte, und kamen etwas vor fünf Uhr nachmittags vor Matsʼmai (jetzt Fukuyama), damals der Hauptstadt des gleichnamigen Fürsten, an, wo mich wieder eine Ehrenwache, die vier Bürgermeister und die kehrenden Polizisten erwarteten. Wir hielten wieder durch die knieende Bevölkerung unseren Einzug, die wie in Esasi ihre Hauptaufmerksamkeit und Bewunderung dem Hunde zu Teil werden ließ, obgleich derselbe sich diesmal musterhaft betrug. In unserm Nachtquartier, wieder einem Tempel, ziehen wir zu Pferde eine große steinere, recht steile Treppe hinauf; ich wäre lieber zu Fuß gegangen, aber das hätte gegen die Etikette verstoßen und so mußte ich mich auf das Klettertalent meines Pferdes verlassen, das sich auch trefflich bewährte. Von der Terrasse des Tempels hatte man einen sehr schönen Blick auf die wohlhabend aussehende Stadt, das Schloß des Fürsten mit Steinwällen, großen Rampen, Rasenböschungen, Türmen und Bäumen, sowie auf eine ganze Reihe von Tempeln, von denen die meisten leider 1869 zerstört worden sind. Unser Tempel war sehr sauber und enthielt eine Menge schöner Dinge, vor allem sehr hübsche geschnitzte und bemalte Schiebethüren, die die Priester aber als das Geschenk eines Mikados, — der Tempel stammte angeblich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, — nicht verkaufen wollten.

Ich erstand aber doch ein großes als Wandschirm benutztes Gemälde, einen aus einen Bambusdickicht heraustretenden Tiger darstellend, in chinesischer Tusche in Lebensgröße ganz vortrefflich ausgeführt, das ich gerollt zwei Tage lang vor mir auf dem Sattel getragen habe und das sich noch im Besitze eines meiner Neffen befindet. Der Fürst war nicht in Matsʼmai anwesend, ich mußte mich also damit begnügen, seinen Beamten, die mich aufsuchten, meinen Dank für den freundlichen Empfang und meine Bewunderung für die gute Ordnung, die ich überall gefunden, auszusprechen. Auch am nächsten Tage waren die Wege meistens vortrefflich gehalten, sie wurden erst wieder schlecht, nachdem wir in das Gebiet des Taikuns kamen. Wir übernachteten in dem Dorfe Siriudsi und kamen am nächsten Tage, 30. August, um vier Uhr nachmittags in Hakodate an, nach einer sehr anstrengenden, aber in jeder Beziehung interessanten und genußreichen Reise. Ich fuhr noch an demselben Nachmittag an Bord der „Vineta", um Kapitän Kuhn, dem ich versprochen hatte, nur zwanzig Tage abwesend sein zu wollen, mitzuteilen, daß ich wieder zurück sei und unserer Abreise nichts im Wege stände. Er empfing mich mit den Worten, daß er an den Diplomaten ganz irre werde, denn dies sei das zweite Mal, daß ich pünktlich sei; ich lachte dazu und meinte, daß er früher keine besonderen Erfahrungen mit meinen Herren Kollegen in dieser Beziehung gemacht haben müsse, was er bestätigte. Wir setzten unsere Abreise auf den 3. September fest, aber einen Tag vorher kam Kapitän Kuhn zu mir, um mich zu fragen, ob es mir gleich sei, wenn wir den Tag der Abfahrt hinausschöben; die japanischen Fischer sagten einen Taifun voraus und, obgleich das Glas keine Anzeichen eines solchen zeige, halte er es unter den Umständen doch für besser, im Hafen zu bleiben, ein Vorschlag, dem ich selbstverständlich zustimmte. Am nächsten Tage kam mein russischer Kollege, Herr von Bützow, der als russischer Generalkonsul und Geschäftsträger in Hakodate residierte, zu mir, um mich zu fragen, ob Kapitän Kuhn ihm wohl eine Passage nach Yokohama geben würde; ich schlug ihm vor, mit ihm an Bord zu fahren,

und die Sache mündlich zu erledigen. Als wir auf der Vineta anlangten, empfing mich der Kapitän mit den Worten: „Sie kommen wohl, um mir zu sagen, daß Sie fortwollen?“ Ich verneinte das, da ich in nautischen Fragen mich absolut auf ihn verließe, und trug ihm das Anliegen meines Kollegen vor, das er in der liebenswürdigsten Weise bewilligte. Am 4. brach ein furchtbarer Taifun los, in dem zwei deutsche Segelschiffe, die trotz der ihnen von der Vineta übermittelten Warnung den Hafen verlassen hatten, entmastet wurden und nur mit Mühe dem Untergang entgingen. Wir erreichten dann wohlbehalten Yokohama.

Während meiner Reise durch Jeso hatte ich mich überzeugen können, daß das Land sich ausgezeichnet für eine europäische Kolonie eignen würde. Das Klima entsprach wenigstens in dem südlichen Teil der Insel durchaus dem Nordeuropas, der Boden war vortrefflich, die Bewässerung sehr reichlich, Kohlen von guter Qualität in Menge vorhanden, der Reichtum an Fischen außerordentlich groß, während Seetang, Schwefel und andere Artikel von vornherein eine Grundlage für einen gewinnbringenden Ausfuhrhandel boten. Die eingeborne (Aino) und eingewanderte japanische Bevölkerung waren so gering, daß sie für eine europäische Einwanderung kein Hindernis bilden konnten, und die auf der Insel befindlichen Garnisonen und Besatzungen waren nicht der Rede wert. Jeso konnte so die Beute der ersten Macht werden, die den Gedanken, sich der Insel zu bemächtigen, ernsthaft faßte. In den Kreisen der japanischen Regierung mochte man besonders wegen des Vorgehens von Rußland auf Saghalien (Karafuto, K'raf'to) ähnliche Besorgnisse hegen; die Verteilung der Insel an eine größere Anzahl von Fürsten war ein Symptom solcher Befürchtungen seitens des Siogunats gewesen, und 1871 beschloß die Regierung des Mikados, die Kolonisation von Jeso ernsthaft in die Hand zu nehmen.

Was die Verhältnisse auf Saghalien anbetraf, so hatten die Russen auf dieser Insel, in dem nördlichen Teil derselben, 1853*)

*) Eine förmliche Besitzergreifung der Insel durch Leutnant Chwoßtow 1807 wurde sechs Jahre später bei den Verhandlungen über die Freilassung

festen Fuß gefaßt, während japanische Fischereien wohl schon seit 1780, hauptsächlich im südlichen Teile an der Aniwa-Bucht, errichtet worden waren. Bei dem von Admiral Putiatine 1855 zu Simoda abgeschlossenen Vertrage war die Grenze zwischen Rußland und Japan in den Kurilen als zwischen den Inseln Urup und Iturup laufend festgesetzt worden, von denen die letztere Japan zugesprochen wurde, während Saghalien als, wie bisher, ungeteilt zwischen Rußland und Japan bezeichnet wurde (Art. 2).

1862 versuchte Japan durch die Entsendung zweier Gesandten nach Petersburg den 50. Breitengrad als Grenze zwischen den russischen und japanischen Besitzungen auf der Insel festgestellt zu erhalten, was aber von russischer Seite mit der Bemerkung abgelehnt wurde, daß man nur eine gut definierte Grenze annehmen würde, wenn die Japaner auf der Festsetzung einer solchen beständen, und daß der 50° in keinem Falle als eine solche angesehen werden könne. 1867 erneuerten die Japaner den Versuch, da das Vordringen der Russen auf der Insel sie erschreckte. Aber auch diesmal kam es nur zum Abschluß einer Konvention (18. März), durch die der gemeinsame Besitz festgestellt und für den Fall, daß die Japaner sich bereit erklären wollten, den russischen Vorschlag anzunehmen, Saghalien gegen die Kurilen einzutauschen, bestimmt wurde, daß die nächsten Gouverneure bevollmächtigt werden sollten, darüber weiter zu verhandeln. 1875 endlich kam der russische Vorschlag zur Annahme durch die Japaner.

Die Japaner errichteten, wie schon erwähnt, 1871 ein Kolonialamt, das Kaitak'shi, Amt für die Entwicklung der Hilfsmittel des Landes, und beriefen an dessen Spitze Mr. Horace Capron, einen Kommissar für Ackerbau in Washington, dem sie ein jährliches Gehalt von über 80 000 M. bezahlten und einen ganzen Stab von Sachverständigen an die Seite stellten. Außer recht interessanten Berichten über die wirtschaftlichen Hilfsmittel Jesos, die 1875 veröffentlicht wurden, und der Anlage von einigen Fabriken und einer

---

des von den Japanern gefangenen Leutnants Golownin von den Russen als „eigenmächtiges“ Vorgehen bezeichnet und desavouiert.

landwirtschaftlichen Schule in Sapporo, einer neu gegründeten Stadt an dem Landwege zwischen der Ost- und Westküste, hat die amerikanische Mission keine greifbaren Erfolge gezeitigt. Schuld daran mag gewesen sein, daß die japanische Regierung statt eine größere Anzahl praktischer Landwirte zu berufen, sich Theoretiker verschrieben hatte, sowie daß es an Ansiedlern fehlte, da die depossedierten Samurai, auf die man gerechnet hatte, wohl infolge der eigenen Überzeugung von ihrer Unfähigkeit für den Beruf als Kolonisten in einem gewissermaßen erst zu eröffnenden Lande, sich nicht zur Auswanderung nach Jeso entschließen konnten. Nachdem viel Geld unnütz verthan worden war, wurde der Plan 1881 endgültig aufgegeben, das Kaitak'shi aufgelöst und die Insel unter einen Gouverneur gestellt, wie die anderen Provinzen des Reichs. In Poronai, in der Nähe von dem 1870 gegründeten Sapporo, befindet sich eine Strafanstalt, deren Insassen zur Arbeit in den Kohlenbergwerken verwendet werden. Die Besiedlung des Landes scheint in den letzten Jahrzehnten, in denen man auch Militärkolonien auf der Insel angelegt hat, einige Fortschritte gemacht zu haben, die Zunahme der Bevölkerung entfällt aber hauptsächlich auf die Küstenstädte.

IX.

Jahre der Entwicklung.

Die Ratgeber des Mikados. — Schwierigkeiten ihrer Stellung. — Die Landesherren. — Die Karos. — Mediatisierung der Fürsten. — Die Samurais. — Aufhebung der Rechte derselben. — Ursachen des günstigen und schnellen Verlaufs der Aufhebung des feudalen Systems. — Auswärtige Beziehungen Japans. — Promemoria von sechs Fürsten. — Antwort des Mikados. — Der Daijokwan. — Zusammensetzung desselben. — Okubo. — Denkschrift desselben über die Verlegung der Hauptstadt des Mikados. — Reise des Kaisers nach Osaka. — Versprechen desselben ein Parlament einzuberufen. — Der Mikado besucht Jedo. — Empfang der fremden Vertreter. — Rückkehr des Mikados nach Kioto. — Seine Vermählung. — Ermordung Yokoi Heishiros. — Wiederausbruch der Christenverfolgnng. — Kido. — Schwierige Lage der Regierung. — Litterarische Angriffe gegen das Christentum. — Deportation der eingebornen Christen. — Beendigung der Verfolgung 1873. — Das Werk der Missionen. — Vorschlag von vier Fürsten, ihre Gebiete und Vasallen dem Mikado zur Verfügung zu stellen. — Annahme desselben. — Ernennung der Landesfürsten zu Gouverneuren ihrer Gebiete. — Das erste Parlament. — Der Kaiser kehrt nach Jedo zurück. — Die Shimpei. — Insulten gegen Fremde. — Fremdenfeindliches Plakat. — Krisis in der Regierung. — Ermordung von Omura Masujiro. — Reformen. — Die Kaiserin kommt nach Jedo. — Deutsch-japanischer Vertrag. — Revisionspläne der Japaner. — Wie ich die Wünsche derselben erfuhr. — Feuersbrunst in Jedo. — Fürstliche Besuche. — Der Herzog von Edinburg. — Der Herzog von Penthièvre. — Das Buch des Grafen von Beauvoir. — Der Großfürst Alexis von Rußland. — Der Herzog von Genua. — Die Notänze. — Ein japanischer Gaukler. — Zerstörungssucht der Japanischen Regierung. — Der Palast in Nagoya. — Maßregeln gegen den Buddhismus. — Abschluß eines österreichisch-japanischen Vertrages. — Freiherr von Petz. — Die Vertretung der österreichischen Unterthanen. — Schwierigkeiten der Regierung. — Zweite Einberufung des Parlaments. — Eifersüchteleien unter den Clans. — Satzuma schmollt. — Bauernunruhen. —

Iwakuras Mission. — Schaffung einer kaiserlichen Armee. — Aufstand in Higo. — Angriff auf zwei Engländer. — Ermordung von Hirozawa. — Verschwörung von Kuges. — Finanzielle Schwierigkeiten. — Fälschungen von Papiergeld und Nibu Kin. — Errichtung einer Münze in Osaka. — Das Dock von Yokoska. — Anleiheversuche. — Eisenbahn von Yokohama nach Jedo. — 1870. — Das Massakre von Tientsin. — Die Neutralisierung der ostasiatischen Gewässer. — Die Regierung der nationalen Verteidigung. — Beziehungen zu den Franzosen. — Nachrichtendienst. — Die Orden des Konsuls Moyer. — Friedensfest. — Die Kapitulation von Paris und „l'enfant terrible“. — Die Mediatisierung der Fürsten. — Die Lage der Samurais. — Abänderung in der Form der Verwaltung. — Japanische Gesandtschaft an die Vertragsmächte. — Besuch des Mikados in Kagosima. — Vorstellungen Shimadzu Saburos. Weitere Reformen. — Die japanische Armee einst und jetzt. — Der Maria Luz-Fall. — Der englische Geschäftsträger und der Mikado. — Weitere Reformen. — Chinesisch-japanischer Vertrag. — Ratifikationsbedenken. — Die Liukiu Frage. — Korea. — Spaltungen im Schoße der Regierung. — Mordanfall auf Iwakura. — Regelung der Entschädigung der Samurai. — Der Aufstand in Hizen. — Eto Shimpei. — Die Expedition nach Formosa. — Meine Versetzung nach Peking. — Die Ermordung des deutschen Konsuls Haber in Hakodate.

Wie ich schon früher Gelegenheit zu bemerken hatte, war die Lage der Ratgeber des Mikados, und vielleicht noch mehr die der hinter den Kulissen thätigen als der officiellen, eine sehr schwierige. Sie sollten den sich oft diametral entgegenlaufenden Ansichten, Wünschen und Ansprüchen des Hofes, der Fürsten und der zweischwertigen Klasse gerecht werden und dabei den Frieden mit dem Auslande aufrecht erhalten, gegen das die Bewegung ursprünglich zum mindesten ebenso sehr wie gegen den Taikun gerichtet gewesen war. Das große Verdienst der maßgebenden Persönlichkeiten ist gewesen, erkannt zu haben, daß gute Beziehungen zum Auslande nicht allein für die erfolgreiche Durchführung des Kampfes gegen den Taikun, sondern auch für die Einführung der Reformen notwendig seien, von denen sie die Gleichstellung und Gleichberechtigung ihres Vaterlandes mit den fremden Mächten erwarteten. Denn daß dieser Gedanke die Grundlage aller ihrer Bestrebungen bildete, kann keinem Zweifel unterliegen. Fragt man sich nun, wie es möglich

gewesen sei, daß eine geringe Anzahl von Männern, von deren Namen und Thätigkeit kein Fremder zehn Jahre vorher etwas gewußt oder gehört hatte, binnen weniger Jahre den Sturz des Feudalismus, die Mediatisierung der Landesfürsten und die Abschaffung der Vorrechte des Adels, denn darum handelte es sich thatsächlich bei der Gleichstellung der Samurai mit den übrigen Bewohnern des Landes, herbeiführen konnten, so ist die Beantwortung dieser Frage keine leichte. Vor allem darf man nicht vergessen, daß die Art und Weise der Erziehung der Landesfürsten und ihre ganze Lebensweise dieselben zu willenlosen Werkzeugen in der Hand ihrer Umgebung machen mußten; die Mehrzahl derselben waren in der That geistig minderwertige Persönlichkeiten. Wenn einer derselben eigenen Thätigkeitstrieb besaß, so beeilte er sich abzudanken, um dann als „Inkio" d. h. a. D. einen größeren Einfluß auf die Geschicke seines Fürstentums und des Landes überhaupt ausüben zu können, als ihm das früher als regierender Fürst möglich gewesen wäre. Wie mit den Fürsten verhielt es sich mit ihren Ministern, den Karos, deren Stellen ebenfalls erblich waren und die wie ihre Herren zum großen Teil ihrem Amte in keiner Weise gewachsen waren. So kam es, daß die Fäden der Verwaltung innerhalb der Fürstentümer und die der Vertretung der Interessen derselben nach außen d. h. den Höfen von Kioto und Jedo und den andern Fürstenhäusern gegenüber, in den Händen von Leuten zusammenliefen, die dem kleineren Adel angehörten und die, weniger bekannt, und darum weniger beobachtet und beargwohnt, sich freier bewegen konnten, als die durch die Vorschriften des Zeremonials und das Mißtrauen der Regierung des Taikuns örtlich und geistig eingeschränkteren Fürsten und Karos. Aus den Kreisen dieser Leute sind die Kidos, Okubos, Saigos, Itos, Sogeshimas, Moris u. a. m. hervorgegangen, die an der Umwandlung ihres Vaterlandes aus einem Überbleibsel der Feudalzeit in einen modern regierten konstitutionellen Staat den größten Anteil gehabt haben. Sie fanden trotz anfänglicher Meinungsverschiedenheiten und vielfacher Eifersüchteleien, bei manchen Mitgliedern des Hofadels Verständnis und Unterstützung, und es war

auffallend, wie schnell und leicht einzelne Vertreter desselben, Sanjo, Iwakura, Higashi Kuze, Sawa u. a. sich in die neuen Verhältnisse zu schicken wußten. Die verhältnismäßige Freiheit, welche diese Klasse beim innern, ich möchte fast sagen gesellschaftlichen Verkehr untereinander in Kioto genossen hatte, und ihre Vertrautheit mit den Intriguen, die an jedem Hofe, in erhöhterem Maße an einem geistlichen spielen — und das war der des Mikados in jedem Sinne — hatte sie besser als die Landesfürsten für den Verkehr mit der Außenwelt und die Bewältigung neu an sie herantretender Aufgaben vorbereitet und sie zeigten sich denselben im allgemeinen gewachsen. Was die Mediatisierung der Landesfürsten anbetrifft, so war der erste Schritt zu derselben die Aufhebung ihrer landesfürstlichen Stellung und ihre Ernennung zu Gouverneuren des Mikados über ihre früheren Gebiete gewesen; damit war für den Mikado die Möglichkeit gegeben, sie abzuberufen und anderweitig zu verwenden, und das geschah nach wenigen Jahren; die meisten der Landesherrn werden in der größeren Freiheit der Bewegung, vielleicht auch des Lebensgenusses und der freien Verfügung über die ihnen überwiesenen Einkünfte eine mehr als hinreichende Entschädigung für die Langeweile und Inhaltlosigkeit ihres früheren Daseins gefunden haben; diejenigen unter ihnen, die wie Shimadzu Saburo sich gegen ihre Beseitigung aufzulehnen versuchten, mußten der Macht der Ereignisse weichen und lieferten einen neuen Beweis für die Wahrheit des alten Spruchs, daß die Revolutionen ihre Kinder zu verschlingen pflegen. Schwerer verständlich ist die verhältnismäßige Leichtigkeit, mit der sich die Beseitigung der Samuraiklasse vollzog, denn bei derselben handelte es sich nicht allein um den Verlust idealer Güter, sondern auch recht erheblicher materieller Vorteile. Sie läßt sich nur durch den abgöttischen Gehorsam, der damals noch Befehlen des Mikados gegenüber in weiten Kreisen bestand, wie durch die Furcht vor der Energie der Regierung desselben erklären, die mit rücksichtsloser Entschlossenheit gegen alle diejenigen vorging, die sich ihren Geboten widersetzten. Der Widerstand der zweischwertigen Klasse fand in ein paar großen Aufständen, der letzte derselben war

1877 in Satzuma, und in einer ganzen Anzahl von Angriffen gegen Ratgeber und Beamte des Mikados seinen Ausdruck, aber im allgemeinen hat sich die Frage leichter und schneller in Japan abgewickelt als andere ähnliche in irgend einem von Europäern bewohnten Lande. Dem Asiaten, und in der Beziehung wie in mancher andern ist der Japaner ein echter Sohn seines Weltteils, ist die gewisse Rücksichtnahme auf die Interessen aller Beteiligten, die dem Europäer eigen ist und welche die Durchführung politischer und wirtschaftlicher Maßregeln häufig so erschwert, vollständig fremd; er führt einmal für notwendig erkannte Maßregeln mit einer Rücksichtslosigkeit für die persönlichen Interessen der davon Betroffenen durch, die uns oft an Grausamkeit und Gefühllosigkeit zu grenzen scheint, die aber in Wirklichkeit seinen Landsleuten gegenüber die beste und vielleicht die mildeste Form ist, da sie von vornherein jeden Gedanken an Widerstand erstickt. So ist es auch in Japan gewesen, obgleich die nur ungenügende Entschädigung, welche den Samurai zu teil wurde, die meisten derselben mit ihren Familien an den Bettelstab brachte.

Die Frage, die sich wie schon erwähnt, in erster Linie der Regierung des Mikados aufdrängte, war die der Beziehungen zu dem Auslande. Bereits in den letzten Tagen des Februar 1868 richteten sechs der großen Landesfürsten Etzisen, Tosa, Choshiu, Satzuma, Aki und Hosokawa, oder wohl richtiger die Ratgeber derselben unter dem Namen ihrer Fürsten, eine Denkschrift an den Kaiser, in welcher sie unter Bezugnahme auf die frühere Behandlung der Fremden und die zur Austreibung derselben gemachten vergeblichen Versuche eine Änderung der gegen dieselben bisher befolgten Politik empfahlen. „Wir bitten,“ hieß es in dem Schriftstück, „die maßgebenden Personen am Hofe ihre Augen zu öffnen und sich mit den Tieferstehenden zusammenzuthun, um ehrlich freundschaftliche Beziehungen (mit dem Auslande) herzustellen, damit dadurch, daß das, was uns fehlt durch das, worin die Fremden uns überlegen sind, ersetzt wird, eine dauerhafte Regierung für alle Zeiten geschaffen werden möge. Helft dem Kaiser seinen Entschluß weise zu fassen

und die Lage des Reichs richtig zu beurteilen, laßt die dumme Gewohnheit Fremde Hunde, Ziegen und Barbaren zu nennen, aufhören; laßt das Hofzeremonial, das bisher dem der Chinesen nachgeahmt war, reformiert und die fremden Vertreter in der Art und Weise zu Hofe geladen werden, wie das bei allen Nationen gebräuchlich ist, und laßt dies im ganzen Lande bekannt machen, damit alles Volk wissen möge, in welchem Licht es diese Frage zu sehen habe." In dem an den Kaiser erstatteten von demselben gebilligten Bericht des Staatsrats, der ebenso wie die Eingabe in der ersten von Okubo in Kioto herausgegebenen japanischen Zeitung erschien, wurden die von den sechs Fürsten aufgestellten Grundsätze als richtig anerkannt und unter Bezugnahme auf die dem Siogun erteilte Genehmigung zum Abschluß der Verträge auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß jetzt, nachdem der Mikado selbst die Regierung übernommen habe, die mit der Wahrnehmung der auswärtigen Beziehungen beauftragten Beamten mit ganz besonderer Aufmerksamkeit über die Erhaltung derselben wachten. Das vom 10. März 1868 datierte Schriftstück war von dem Daijokwan, dem Geheimen Rat unterzeichnet, der aus den Kuges Sanjo, Iwakura und Tokudaiji, dem Inkio von Hizen und sechs Vertretern von Clans bestand. Die letzteren waren Okubo von Satzuma, Sogeshima und Okuma von Hizen, Hirozawa und Kido von Choshiu und Sasaki von Tosa. Der hervorragendste unter diesen Männern, die alle in der Geschichte ihres Vaterlandes eine bedeutende Rolle gespielt haben, war unbedingt der Satzumaner Okubo, dem neben Saigo die Verständigung zwischen seinem Clan und Choshiu und damit der Sieg der südlichen Konföderation zu danken gewesen war. Okubo erkannte klar, daß die erste Aufgabe der neuen Regierung sein müsse, den Mikado aus seiner alten Umgebung herauszureißen und in nähere Berührung mit der Außenwelt zu bringen, der er bisher ganz fremd gegenüber gestanden hatte. Seine Eingabe ist ein Muster von Klarheit und Mut und um so bewundernswerter, wenn man an die Zeit und die Umstände denkt, unter denen sie verfaßt wurde. „Bisher hat der, den wir als den Herrscher bezeichnen", schreibt Okubo, „hinter einem

Wandschirm gelebt (er saß in der That hinter einem solchen bei den Audienzen, die er abhielt) und ist, als ob er verschieden von anderen menschlichen Wesen wäre, nur von einer beschränkten Anzahl von Kuges gesehen worden. Da das ihm vom Himmel übertragene Amt des Vaters seines Volks dadurch nicht erfüllt worden, ist es notwendig, daß das, was seines Amtes, in Übereinstimmung mit diesem Grundprinzip erkannt und die Gesetze, die die innern Verhältnisse zu regeln bestimmt sind, danach festgestellt werden. Um eine große Reformation im Sinne dieses Prinzips durchzuführen, ist es notwendig, daß die Hauptstadt verlegt werde. Das Folgende soll dies beweisen. Entartete Gebräuche haben nichts mit der Vernunft, sondern nur mit dem Gefühl zu thun und das letztere ist eine Ergebnis konventioneller Phrasen. Um eine oder zwei dieser Phrasen, die die Bedeutung von Regierungsgrundsätzen bekommen haben, anzuführen, wird die Residenz des Herrschers als „Über den Wolken" bezeichnet; seine Hofleute werden „Männer aus der Gegend über den Wolken" genannt, sein Antlitz wird mit dem der Drachen verglichen, als etwas das man nicht leicht zu sehen bekommt, und seine „Edelstein gleiche Person" wird aus Übermaß von Achtung als etwas erwähnt, das die Erde nicht berühren dürfe; so daß er selbst anfängt sich als ehrenvoller und berühmter zu betrachten, als er in der That ist, bis er dadurch, daß hoch und niedrig ihm entfremdet werden, dazu kommt, so elend zu sein wie er jetzt ist. Es bedarf keiner Argumente um zu beweisen, daß Achtung vor Höherstehenden und Güte gegen Niedrigerstehende das große Band sind, das die menschliche Gesellschaft zusammenhält, aber wenn die erstere bis zum Übermaß gesteigert wird, so ist das Ende davon, daß Fürst und Volk beide ihre Pflichten gegen einander vergessen." Okubo schlug dann die Verlegung der Hauptstadt nach Osaka vor und es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß seiner kühnen Initiative die am 13. April erfolgte Reise des Mikados nach dort, wo derselbe eine Truppen- und vom Lande aus eine Flottenrevue abhielt, zu verdanken war. Acht Tage vorher hatte der Mikado

im Staatsrat, in Gegenwart seiner Hofleute und der anwesenden Landesfürsten, einen feierlichen Eid geleistet, daß eine beratende Versammlung einberufen und alles nach der öffentlichen Meinung entschieden werden solle, daß mit den schlechten Einrichtungen der alten Zeiten gebrochen und Unparteilichkeit und Gerechtigkeit die Grundlagen der neuen werden sollten, sowie daß Intelligenz und Kenntnisse, wo immer sie gefunden würden, zur festeren Begründung des Reichs herangezogen werden sollten. Nach der Herstellung der Ruhe in Jedo, das jetzt den Namen Tokio, die östliche Hauptstadt, erhielt, und der Unterwerfung von Aidzu, begab sich der Mikado über Land nach seiner neuen Hauptstadt, wo er am 26. November eintraf. Sein Zug, den eine große Anzahl von Fremden, auf Einladung der Behörden, vorbeipassieren sahen, bot nichts besonders Bemerkenswertes; der Kaiser wurde in einem geschlossenen Tragstuhl von hellem Holz mit schwarzlackiertem, goldverzierten Dach von sechszehn Trägern getragen. Hinter demselben folgte der sogenannte Phönix-Wagen, ein zweirädiger, reich in Goldlack ausgeführter Karren, auf dessen hohem Dach ein vergoldeter Phönix angebracht war. Am 5. Januar 1869 empfing der Mikado die fremden Vertreter. Das Zeremonial war ein äußerst einfaches. Nachdem ich eine kurze Zeit mit einigen der Hofbeamten in einem Vorzimmer gewartet hatte, wurde ich durch den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten benachrichtigt, daß S. M. mich erwarte. Der Minister ging voraus, ich folgte, und hinter mir mein Dolmetscher Kempermann. Während wir durch die engen mit Matten belegten Gänge des alten Taikunschlosses schritten, ertönte die Musik der kaiserlichen Kapelle; am Ziel der nicht langen Wanderung hörte ich eine Stimme etwas wie „Preußischer Minister" rufen und befand mich nach einer scharfen Wendung rechts dem Mikado gegenüber, der in der alten Hoftracht, mit einem weiten weißen Überwurf und einer aus gespaltenem Bambus oder Pferdehaar geflochtenen Kopfbedeckung, deren Ende seinen Kopf bandförmig um beinahe einen Meter überragte, auf einer kleinen Erhöhung saß, während ein halb heruntergelassener Bambusvorhang ihn bis etwas

unterhalb des Kopfes bedeckte. Ich näherte mich mit den auch bei uns üblichen drei Verbeugungen und hielt dann meine kurze Ansprache, die der Dolmetscher ins Japanische übertrug. Da der Mikado ersichtlich ebenso neugierig war mich zu sehen, wie ich ihn, und seinen Kopf herunter- und vorbeugte, um dies besser thun zu können, hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß er in Tracht, Haltung und Gesichtsausdruck durchaus dem Bilde glich, das diesem Bande vorgesetzt ist und das mir bei einer späteren Gelegenheit als ein Geschenk Seiner Majestät überreicht wurde. Am 10. Januar begab sich der Mikado oder Tenno, wie er jetzt genannt wurde, in einem Dampfer auf die Rhede und besuchte einige dort liegende japanische Schiffe; am 20. trat er die Rückreise nach Kioto an, wo er am 3. Februar eintraf und sich am 9. mit seiner jetzigen Gemahlin vermählte.

Während sich so alles vortrefflich anzulassen schien, lagen doch recht viele Beweise vor, daß unter der anscheinend ruhigen Oberfläche noch manches gährte. Wenige Tage nach der Vermählung des Mikados, am 15., wurde, wie schon an anderer Stelle bemerkt, einer der Räte desselben, Yokoi Heishiro vom Hosokawa (Higo) Clan, ermordet, als er vom Hofe zurückkehrte; nach einigen seiner liberalen Gesinnungen wegen, nach andern, weil man ihn für einen Christen hielt. Wichtiger war noch, daß die Verfolgung der eingebornen Christen, die bereits im Jahre 1867 begonnen hatte, sofort nach der Konstituierung der Regierung des Mikados wieder, und in sehr verschärfter Form eingesetzt hatte.

Bereits im Mai waren auf Befehle von Kioto, die die schärfste Untersuchung gegen die immer mehr überhand nehmende schlechte Sekte der Christen, die Hinrichtung der Rädelsführer und die Verbannung und Verurteilung zu Strafarbeit aller andern angeordnet hatten, in rohester Weise durch nächtlichen Überfall eine größere Anzahl eingeborner Christen gefangen genommen worden. Auf die Vorstellungen der Konsuln hatten die Lokalbehörden erwidert, daß, wenn sie auch die schlechtgesinnten Japaner bedauerten, die, entgegen den alten Gesetzen des Landes, das Verbrechen begangen hätten,

zu einer fremden Religion überzutreten, deren Ausübung streng verboten sei, ihnen doch nichts übrig bleibe, als dieselben den japanischen Gesetzen nach zu bestrafen, wenn sie sich wiederholten Ermahnungen gegenüber halsstarrig erwiesen. Die Zahl der in Gruppen von 30 bis 250 Personen zur Überweisung an einzelne Landesfürsten und zur Strafarbeit in deren Gebiet verurteilten eingebornen Christen betrug schließlich mehr als 4000, aber nur 120 derselben wurden am 10. Juli 1868 thatsächlich deportiert und dem Fürsten von Kaga zugeteilt. Auf den großen Holztafeln, auf denen die hauptsächlichsten Verbote der Regierung veröffentlicht wurden, stand seit dem dritten Monat des Jahres (24. März—22. April): „Die schlechte, Christen genannte Sekte ist streng verboten. Verdächtige Personen müssen den Behörden angezeigt werden und Belohnungen werden (für solche Anzeigen) gezahlt werden.“ Im November wurde das Verbot erneuert. Im Juni des Jahres erschien Kido, von Choshiu, ein Onkel des langjährigen japanischen Gesandten in Berlin, Aoki, in Nagasaki, um die Angelegenheit der eingebornen Christen daselbst einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Er äußerte sich bei der Gelegenheit dahin, daß die Regierung keine Feindschaft gegen das Christentum hege, daß sie sich aber durch die Feindschaft der Bevölkerung gegen dasselbe zum Vorgehen gegen die eingebornen Christen gezwungen sehe, um Schlimmeres zu vermeiden. Wenn die Regierung nach dieser Richtung hin ihrer Pflicht nicht genüge, laufe sie Gefahr, selbst gestürzt zu werden; was die Lage der Fremden sicherlich nicht verbessern werde. Kido hatte mit seiner Argumentation vielleicht nicht unrecht, wenn man in derselben statt Bevölkerung fremdenfeindliche Kuges, Fürsten und Samurai setzte, mit denen die Regierung paktieren mußte, um sich nach andern Richtungen hin der Unterstützung derselben zu versichern. Trotzdem erreichten es die Vorstellungen der fremden Vertreter, die in freundlicher Weise fortwährend wiederholt wurden, daß für den Augenblick das Verbannungsdekret, mit Ausnahme der 120 bereits deportierten Leute nicht ausgeführt wurde. Merkwürdigerweise richtete sich die öffentliche Bewegung,

soweit man von einer solchen nach den litterarischen Tageserscheinungen urteilen konnte, mehr gegen die protestantische als gegen die katholische Religion, obgleich die eingebornen Christen in Urakami sämtlich der letzteren angehörten und auch die Zahl der im Süden ansässigen katholischen Missionare die der protestantischen weit überstieg. Besonderes Aufsehen machten damals zwei in japanischer Sprache erschienene Pamphlete, von denen das eine: „Erzählungen aus Nagasaki, die Geschichte der schlechten Lehre" sich mit der katholischen und protestantischen Religion, aber ausführlicher mit der letzteren befaßte, während die andere: Ein neuer Essay über die Beschützung des Landes von Sr. Hochwürden Herrn Thorheit Bedaurer sich ausschließlich gegen die protestantische Lehre wendete. Wie in andern späteren japanischen und chinesischen Werken ähnlicher Art sind es im wesentlichen die Teile der Bibellehre, die die Liebe und den Gehorsam gegen Christus vor die gegen den Fürsten und die Eltern setzen, die den Abscheu und den Zorn des mit den confucianistischen Lehren großgewordenen pseudonymen Verfassers erregten.

Im Januar 1870 begann die Verfolgung der eingebornen Christen, die man nach den Versicherungen und dem Vorgehen der Regierung des Mikados als beendigt anzusehn glauben durfte, aufs neue. Am 7. d. M. teilten die Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Sawa und Terashima, den fremden Vertretern mit, daß die Regierung sich genötigt sehe, das durch den Ausbruch des Bürgerkrieges unterbrochene Vorgehen gegen die eingebornen Christen wieder aufzunehmen, deren feindselige Haltung gegen ihre Landsleute oft zu Streitigkeiten und Schlimmerem geführt habe und ernstlich den ruhigen Gang der Verwaltung gefährde; die Regierung sei daher zu dem Entschluß gekommen, die eingebornen Christen unter die verschiedenen Clans zu verteilen, damit sie dort wie die eigenen Unterthanen derselben behandelt und zu den gleichen (Fron) Arbeiten wie dieselben herangezogen würden. Sir Harry Parkes, der sich zufällig in Nagasaki befand, als die betreffenden Befehle dorthin gelangten, protestierte vergeblich gegen ihre Ausführung und eine Besprechung, welche nach seiner Rückkehr nach Jedo die

fremden Vertreter mit dem japanischen Minister hatten, war ebenfalls erfolglos. Das Interesse, welches die Regierung an der Frage nahm, zeigte sich aber dadurch, daß eine ganze Menge der wirklich maßgebenden Leute, die bis dahin hinter den Kulissen gewirkt hatten, und uns mehr oder weniger unbekannt waren, sich diesmal an der Besprechung beteiligten. Der Versuch der Japaner, den eingebornen Christen irgend eine Gesetzwidrigkeit, abgesehen von dem Bekenntnis der fremden verbotenen Lehre, nachzuweisen, mißlang vollständig; das Schlimmste, was die Minister den Christen vorwerfen konnten, war, daß sie es vermieden, unter den zu den Shinto-Tempeln führenden galgenartigen Thoren, den Torii, durchzugehen. Den dringenden Vorstellungen der fremden Vertreter gegenüber verstanden sich die japanischen Minister endlich zu dem Versprechen, daß die Ausführung der angeordneten Maßregel hinausgeschoben werden solle; als aber die betreffenden Befehle in Nagasaki eintrafen, waren die Unglücklichen bereits nach ihren Verbannungsorten unterwegs. Ich habe mich des Eindrucks damals und auch später nicht erwehren können, daß es sich bei dem Versprechen eines Aufschubs der erlassenen Befehle nur um eine Spiegelfechterei seitens der japanischen Minister gehandelt habe. Sir Harry Parkes war der einzige fremde Vertreter, dem genug sprachkundige Beamten zur Verfügung standen, um an Ort und Stelle Erkundigungen nach der Behandlung und dem Ergehen der Verbannten einholen lassen zu können; er that dies in nicht genug anzuerkennender Weise und die Berichte des von ihm abgesandten Beamten, Mr. Troup, bewiesen, daß, wenn alle Verbannten selbstverständlich durch die Herausreißung aus den gewohnten Verhältnissen, durch die Veränderungen in Klima, Beschäftigung und Nahrung und die Trennung von ihren Familien schwer litten, die dem Fürsten von Kaga Überwiesenen ganz besonders schlecht behandelt worden waren. Die Regierung des Mikados schaffte in diesem letzteren Punkte bereitwillig Besserung und dem Fürsten von Kaga blieb ein ernster Tadel nicht erspart, aber es dauerte bis zum Jahre 1873, ehe es den fortgesetzten Bemühungen der fremden Ver-

treter, an denen ich mich selbstverständlich beteiligte, gelang, die Rückkehr der Verbannten und die Aufhebung der gegen das Christentum gerichteten Verbote durchzusetzen. Von den eingebornen Christen waren indessen während ihrer langen Prüfungszeit eine große Anzahl den Entbehrungen ihrer Lage und der schlechten Behandlung erlegen. Seit dieser Zeit hat keine Verfolgung der eingebornen Christen mehr stattgefunden, die römischen und protestantischen Missionare haben anfänglich mit nicht schlechten Erfolgen ihrem Bekehrungswerk nachgehen können, und auch die griechische Kirche hat, ganz gegen ihr sonstiges Verhalten, sich unter dem Pater, späteren Archimandriten Nicolas eifrig und erfolgreich an dem Bekehrungswerk beteiligt. Trotzdem irrt man wohl nicht, wenn man annimmt, daß die Aussichten, besonders für die protestantischen Missionare, heute schlechter als zu Anfang ihrer Arbeiten sind, da sich bei den Japanern ein ganz bestimmtes Bestreben dahin herausgebildet hat, sich von allen fremden Einflüssen auch in dieser Beziehung freizumachen. Die Duldung und bis zu einem gewissen Punkte Unterstützung des amerikanischen und englischen Missionswerks gehörte wohl zu dem Programm der Japaner, das bezweckte, den fremden Mächten ihre Berechtigung zur politischen Gleichstellung mit ihnen zu beweisen.

Es sollte übrigens bald nicht an weiteren Beweisen fehlen, daß der alte fremdenfeindliche Geist nicht unterdrückt sei und die Joi (Vertreibt die Barbaren) Partei noch zahlreiche Anhänger zähle. Vorher aber muß einiger Ereignisse Erwähnung gethan werden, die bestimmt waren, einen durchschlagenden und dauernden Einfluß auf die innere Um- und Neugestaltnng des Landes auszuüben. Anfang März 1869 richteten die Fürsten von Satzuma, Choshiu, Tosa und Hizen eine Eingabe an die Regierung, in der sie ihre Besitzungen und Unterthanen dem Mikado zur Verfügung stellten. Das Schriftstück, als dessen Verfasser allgemein Kido angegeben wurde, enthielt u. a. einen kurzen geschichtlichen Rückblick, der, wenn auch vielleicht nicht absolut historisch treu, doch gestattet die Auffassung zu verstehn, die intelligente Männer im Lande selbst

von der Vergangenheit desselben hatten. „In alten Zeiten, heißt es, regierte der Kaiser das vom Meer umgebene Land, und gestützt auf den großen Körper (die Regierung) und die große Kraft, herrschte die kaiserliche Weisheit über alle; so wurden Wahrheit und Schicklichkeit aufrechterhalten und Wohlstand war unter dem Himmel. Im Mittelalter wurden die Maschen des Netzes (die das Reich zusammenhielten) schlaff, so daß Leute, die mit der großen Kraft spielten und nach Macht strebten, sich an den Kaiser drängten und die halbe Welt sich bemühte, sich des Volks zu bemächtigen und das Land zu stehlen. Schlagen und Beißen, Diebstahl und Raub waren an der Tagesordnung. Als der große Körper und die große Kraft, die hätten erhalten werden sollen, verschwunden waren, gab es kein Mittel mehr diese Schlechtigkeiten zu unterdrücken. Verräter halfen einer dem andern, bis die Starken über die Schwachen herfielen und sie verschlangen. Die hauptsächlichsten Verräter bemächtigten sich einer Provinz nach der andern, während die geringeren Tausende von Trabanten unterhielten. Daraus entstand das Bak'fu (das militärische Regiment der Siogune), das Land und Leute verteilte, wie es ihm gut deuchte, um seine eigene Macht aufzurichten und zu verteidigen. So kam es, daß dem Kaiser nur ein leerer und nichtssagender Titel übrig blieb und er in Verdrehung der Sachlage zum Bak'fu als dem aufblickte, von dem Lust und Schmerz ausgingen." Die Eingabe kommt dann zu dem Schluß: „Wir haben jetzt den Namen der Kaiserlichen Regierung, wir müssen auch die Thatsache haben . . . Der Platz, auf dem wir leben, ist des Kaisers Land, und das Brod, das wir essen, ist von des Kaisers Leuten gebaut. Wie könnten wir das zu unserem eigenen machen? Wir bieten ehrfurchtsvoll das Verzeichnis unserer Besitzungen und Vasallen an (nach japanischen und überhaupt asiatischen Begriffen schließt ein solcher Schritt die Anerkennung der Oberhoheit desjenigen ein, dem das Verzeichnis überreicht wird, wie auf der andern Seite die Annahme des Kalenders eines andern Reichs die Anerkennung desselben als souveräne Macht bedeutet) mit der Bitte, daß der Kaiser gute Maßnahmen treffen möge, um diejenigen zu

belohnen, die Belohnung verdienten, und von denen zu nehmen, die Strafe verdienten.“ Vielleicht war dies der Honig, mit dem die Ratgeber der Fürsten ihnen die Pille des Aufgebens ihrer thatsächlich mehr oder minder unabhängigen Stellung versüßt hatten; jedenfalls dauerte es eine ganze Zeit, bis sich eine Mehrzahl der Fürsten dazu entschlossen hatte, dem Beispiel ihrer vier Genossen zu folgen: Mitte April waren es erst 118 von 276, und als der Kaiser einige Wochen später die ihm entgegengebrachte Gabe annahm und die Fürsten zu kaiserlichen Gouverneuren ihrer früheren Gebiete ernannte, hatten sich siebzehn unter ihnen noch immer nicht entschließen können, sich selbst die Schlinge um den Hals zu legen.

Am 18. April 1869 wurde in Jedo die erste ganz aus Abgeordneten der Clans also aus Samurai bestehende, beratende Versammlung eröffnet, an der sich 276 Mitglieder beteiligten. Interessant waren die Verhandlungen dieser Körperschaft nur wegen des Lichts, das sie auf die Anschauungen und Wünsche der zweischwertigen Klasse warfen, mit denen die Regierung sehr ernstlich zu rechnen hatte. Ein Vorschlag, das Harakiri abzuschaffen, fand, wie früher erwähnt, nur sechs Stimmen, ein anderer, daß das Tragen des Schwertes auf die Hoftracht und die Offiziere des Heeres und der Flotte beschränkt werden solle, keine einzige; die Versammlung sprach sich dagegen sehr entschieden gegen die Duldung des Christentums unter der eingebornen Bevölkerung aus und zeigte sich auch den Handelsbeziehungen mit dem Auslande wenig freundlich.

Am 18. April verließ der Kaiser Kioto, um sich nach Jedo zu begeben. Vor seiner Abreise kam es dort zu aufregenden Auftritten. Eine Anzahl der Leute seiner persönlichen Leibwache, der Shimpei, zu denen seiner Zeit die Angreifer von Sir Harry Parkes gehört hatten, warfen sich vor seinem Tragstuhl nieder und flehten ihn an, Kioto nicht zu verlassen und sich durch die Berührung mit den fremden Barbaren nicht zu beflecken. Als der Kaiser sich weigerte diesem Verlangen nachzugeben, erklärten die Shimpei, daß sie ihn begleiten würden, um ihn zu beschützen, und der Regierung blieb nichts anderes übrig als nachzugeben. So zog der Mikado, be-

gleitet von 2000 dieser Leute am 9. Mai in Jedo ein. Der Einfluß eines solchen Zusammenströmens fremdenfeindlicher Elemente in der östlichen Hauptstadt machte sich bald in der bedenklichsten Weise bemerkbar. Fremde wurden auf dem Tokaido insultiert und gezwungen, aus den Wagen zu steigen, darunter verschiedene englische höhere Marineoffiziere, und an der Nihon Bashi, der Brücke in Jedo auf der die Regierungsverordnungen angeschlagen wurden, erschien ein Plakat, das die Lage in schlimmster Weise kennzeichnete. Dasselbe lautete: „Obgleich wir infolge des plötzlichen Ausbruchs des Krieges im Frühling des verflossenen Jahres gezwungen gewesen sind, freundliche Beziehungen zu den Fremden einzugehn, bleibt doch die Vertreibung der Barbaren das wichtigste Gesetz des Landes. Die Möglichkeit, daß das Reich durch die verhaßten Barbaren gestürzt werden könne, und die Schwierigkeit, die Würde des Kaisers zu wahren, bilden in diesem Augenblick den Gegenstand ernster Beratungen im Schoße der Regierung. Allmählich werden auch die verhaßten Barbaren immer übermütiger, und die Beweise ihres unverschämten Betragens sind zahlreich; sie fahren in Wagen umher, verwunden dabei oft Leute, die in den Straßen gehen, und fahren dann weiter, ohne sich um die Beschädigten zu kümmern. Da also ihr Betragen so scheußlich ist, so seid so vorsichtig wie möglich, wenn ihr in den Straßen geht, aber wenn die fremden Wilden sich ungesetzlich betragen, so haut sie nieder und brecht, indem ihr so die patriotische Unerschrockenheit eines Japaners zeigt, den Mut der Barbaren.“ Auch in Yokohama selbst kamen Beleidigungen von Fremden und Angriffe gegen dieselben wiederholt vor, so daß, wie bei anderer Gelegenheit bereits erwähnt, meine Kollegen und ich uns genötigt sahen, die Aufrechterhaltung der Ordnung dort selbst in die Hand zu nehmen. Die Erlangung der von Sir Harry Parkes geforderten Genugthuung für die Vorgänge auf dem Tokaido machte große Schwierigkeiten; das Verlangen der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Higashi Kuze und der Inkio von Uwadjima, daß dieselben bewilligt würden, stieß auf lebhaften Widerstand im Schoße der Regierung selbst, und es bedurfte einerseits

der Erklärung der Minister, daß sie ihren Abschied einreichen und alle Verantwortung für die sich aus einer solchen Haltung der Regierung ergebenden Folgen ablehnen würden, und andererseits des entschiedenen Eintretens des ganzen diplomatischen Korps für den englischen Kollegen, um ein befriedigendes Ergebnis herbeizuführen und den Anschlag von Bekanntmachungen auf dem Tokaido durchzusetzen, durch die Kuges und Fürsten angewiesen wurden, von Fremden nicht zu verlangen, daß sie aus den Wagen oder von den Pferden stiegen. Man wird aber wohl nicht irren, wem man annimmt, daß der Rücktritt der beiden Minister, der nach einiger Zeit erfolgte, — sie wurden durch Sawa ersetzt, — auf die bei dieser Gelegenheit hervorgetretenen Meinungsverschiedenheiten zurück zu führen war. — Die Shimpei wurden dadurch besser in Ordnung gehalten, daß man sie dem Kriegsministerium unterstellte und sie allmählich aus Jedo entfernte und nach Kioto zurücksandte; der mit dieser Aufgabe betraute Viceminister des Krieges, Omura Masujiro wurde aber im Oktober von sechs dieser Leute, die in sein in einem Lager von Choshiu-Truppen gelegenes Quartier brachen, mit vier seiner Begleiter niedergehauen, weil, wie ein in den Kleidern eines der Angreifer der bei der Gelegenheit getötet worden war, gefundenes Papier besagte, er sich den fremden Gebräuchen angepaßt, die kaiserlichen Gesetze mit Verachtung behandelt und willkürlich die Sitten der Barbaren eingeführt habe.

Nachdem der Mikado das Anerbieten der Fürsten, ihm ihre Besitzungen und Vasallen zu übergeben, angenommen hatte, wurden verschiedene Bestimmungen getroffen, um die praktischen Folgerungen aus diesem Schritt zu ziehen. Die Fürsten wurden zu Gouverneuren, Chigi, ihrer Gebiete, Han, ernannt, zehn vom Hundert ihrer früheren Einnahmen wurden ihnen zu persönlichem Gebrauch überwiesen, während der Rest nach der Zahlung des Gehalts ihrer früheren, jetzt kaiserlichen Beamten an die Zentralregierung abzuführen war. Gleichzeitig wurde durch kaiserliches Edikt der Unterschied zwischen den Kuges und den Landesherrn aufgehoben und aus ihnen eine gemeinsame Adelsklasse, die Kazoku, gebildet. —

Es war die Absicht der Regierung gewesen, die Kaiserin bald ihrem Gemahl nachfolgen zu lassen, aber es hatte doch beinahe sechs Monate gedauert, ehe man sich zu dem Schritt entschloß. Auch dann noch wurde in Kioto der Versuch gemacht, ihre Abreise zu verhindern, und obgleich dies nicht gelang, konnte man doch in Regierungskreisen wahrnehmen, welchen Einfluß diese Haltung der fremdenfeindlichen Elemente noch auszuüben im stande war. Ich sollte selbst einen Beweis davon erhalten. Die in Deutschland durch die Ereignisse des Jahres 1866 herbeigeführten politischen Veränderungen hatten den Abschluß eines neuen Vertrages zwischen Japan und dem Norddeutschen Bunde, der erste war bekanntlich nur mit Preußen abgeschlossen worden, um so angezeigter erscheinen lassen, als es ebenfalls wünschenswert war, in demselben die vielen seit 1861 durch andere Mächte von Japan erlangten neuen Zugeständnisse ebenfalls festzulegen. Ich hatte mich daher, sobald die Verhältnisse dies gestatteten, mit der Regierung des Mikados in Verbindung gesetzt und auch ohne besondere Schwierigkeiten mit den von derselben ernannten Bevollmächtigten, Higashi Kuze, Terashima und Iseki, den Text vereinbart und schließlich den Tag zur Unterzeichnung desselben, 20. Februar 1869, festgesetzt. Am Morgen des Tages erschien zu früher Stunde Terashima bei mir und machte mir den mich allerdings sehr überraschenden Vorschlag die Unterzeichnung des Vertrags auszusetzen, da die Regierung eine allgemeine Revision der Verträge vorzunehmen beabsichtige. Es kostete mich einige Mühe meinen Besucher von der Unmöglichkeit zu überzeugen, jetzt auf diesen Wunsch einzugehen; jedenfalls hatte ich sehr recht gehabt, mich auf nichts einzulassen, denn die damals als nahe bevorstehend bezeichnete Revision der Verträge kam thatsächlich erst in den Jahren 1894 und 1895, d. h. fünfundzwanzig Jahre später zur Ausführung. Einige Zeit darauf spielte mir ein Zufall das Verzeichnis der Abänderungen in die Hände, die die japanische Regierung vorzunehmen wünschte. Ich hatte auf dem Auswärtigen Amt über die Bedeutung und Anwendung eines Vertragsartikels diskutiert und dabei war mir von Terashima eine

damals in allen Händen befindliche gedruckte Sammlung der Verträge zum Nachschlagen vorgelegt worden; ein Blick in das Buch zeigte mir, daß sich neben dem Text des englisch-japanischen Vertrages Anmerkungen befanden, die Abänderungen desselben zu enthalten schienen. Ich ließ von meiner Entdeckung nichts merken, sondern bat, als ich mich empfahl, um die Erlaubnis, das Exemplar mitnehmen zu dürfen, da ich das meinige — ich wohnte damals in Yokohama —, nicht bei mir habe und den Inhalt unsers Gesprächs gleich schriftlich zu fixieren wünsche. Als wir aus dem Auswärtigen Amt heraus waren, schickte ich meinen Dolmetscher auf das Konsulat, mit der Weisung auf etwaige Anfragen zu antworten, daß ich Besuche mache und er nicht wisse, wo ich zu finden sei; ich selbst fuhr zu einem Bekannten und machte mir dort die eben so interessanten wie wertvollen Auszüge. Als ich auf das Konsulat zurückkehrte, fand ich dort schon mehrere Boten des Auswärtigen Amtes, die mich um Rückgabe des Exemplars baten, das ich natürlich mit Vergnügen zurückerstattete. Durch die lange Zeit, die dann verging, bis die japanische Regierung thatsächlich an die Revision der Verträge heran trat, verlor meine Entdeckung viel von ihrem Wert, sie hat mir aber doch manchen nützlichen Fingerzeig in der Behandlung verschiedener Fragen gegeben. An demselben Nachmittag brach in der Nähe des kaiserlichen Palastes eine Feuersbrunst aus und gegen acht Uhr abends war ein Streifen der Stadt in der Breite von mehr als einem Kilometer bis ans Meer in Asche gelegt. Es bedurfte unserer aller Anstrengungen, um das Konsulat vor der Zerstörung durch das verheerende Element zu sichern, was schließlich dank besonders der aufopfernden Thätigkeit des Konsuls Bair gelang.

Der Herbst 1869 brachte den Besuch des Herzogs von Edinburg, des jüngst verstorbenen Herzogs von Sachsen Koburg-Gotha, der als Kapitän der Galatea am 29. August in Yokohama eintraf. Vorher waren schon zwei französische Prinzen, der Herzog von Alençon 1866 und der Herzog von Penthièvre, Sohn des Herzogs von Joinville, April-Mai 1867 in Japan gewesen, die aber beide,

da sie als Verbannte in England lebten, auf keinen officiellen Empfang Anspruch machen konnten. Letzteren, der in Begleitung eines Lieutenant de vaisseau Fauvel und des Grafen de Beauvoir reiste, hatte ich Gelegenheit öfter zu sehen und ihm manche kleinen Dienste so durch Besorgung von Pässen für einen Ausflug ins Innere und Mitgabe eines Dolmetschers zu erweisen. Es berührte mich daher ganz besonders komisch, in der von dem Grafen de Beauvoir veröffentlichten Beschreibung der Reise des Herzogs (Pékin, Yeddo, San Francisco, Voyage autour du monde) jede Erwähnung der deutschen Gesandtschaft sorgfältig vermieden zu sehn. Bei der Beschreibung eines großen japanischen Festes, das ich dem Herzog und seinen Begleitern gab, heißt es nur: „Au son de la musique orientale nous entrions dans la grande salle d'une légation . . .“ Freilich erschien das Buch 1872 und das erklärt manches. Der Herzog von Edinburg wurde als Gast des Mikados in Jedo behandelt und von demselben in einer öffentlichen und Privataudienz empfangen; einen etwas komischen Eindruck machte es freilich, daß der Herzog dem Mikado, der ebensowenig schnupft, wie irgend ein anderer Japaner, eine reich mit Diamanten verzierte Schnupftabakdose überreichte. Im November 1872 kam der Großfürst Alexis, damals Leutnant an Bord der Fregatte Svetlana nach Jedo, auch ihm wurde ein ausgezeichneter Empfang zu teil, und die englischen Zeitungen, deren es drei in Yokohama gab, bemerkten besonders, daß er der erste Fremde gewesen sei, dem der Kaiser einen Platz in seinem Wagen angeboten habe. Der Mikado benutzte eine Inspektion der auf der Rhede von Jedo liegénden japanischen Kriegsschiffe um auch dem russischen Geschwader einen Besuch abzustatten.

Ich will gleich noch eines andern fürstlichen Besuchs gedenken, dessen des Herzogs von Genua, der im August 1873 als Leutnant auf der italienischen Fregatte Garibaldi in Japan eintraf. Graf Litta, der italienische Geschäftsträger, der einige Jahre später in den Vereinigten Staaten starb, hatte mich, da die Mutter des jungen Prinzen eine deutsche Prinzessin (Prinzessin Elisabeth von Sachsen) sei, ersucht, mich der Sache ebenfalls anzunehmen, und ich

hatte dies gern gethan. Der damalige Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Sogejima kam allen Wünschen bereitwilligst entgegen, und so gestaltete sich der Empfang des jungen, etwas schüchternen aber sehr liebenswürdigen Prinzen zu einem vollständigen nicht nur persönlichen Erfolge desselben, sondern auch zu einem solchen für die gesamten internationalen Beziehungen, da der Mikado diesmal einen Schritt weiter ging und den Besuch des Prinzen sofort in dem demselben zur Wohnung angewiesenen Palast Enriokan, der an Stelle eines früheren Lustschlosses des Taikuns Hamagoten errichtet worden war, erwiderte. Ich hatte während des Aufenthalts des Prinzen in Jedo Gelegenheit, verschiedenen Aufführungen der No-Tänze, Pantomimen mit Musik- und Gesang- (Recitativen) Begleitung beizuwohnen, die durch die Schauspieler, Tänzer wäre vielleicht der richtigere Ausdruck, des Mikados stattfanden, und ich muß offen gestehen, daß, nachdem der erste Eindruck, den die prächtigen Kostüme, die merkwürdigen Masken und die eigentümlichen Stellungen der Akteure hervorriefen, vorüber war, ich nie etwas langweiligeres mitgemacht habe als diese Vorstellungen. Wenn die archaistische Manieriertheit der gewöhnlichen Theatervorstellungen durch einen gesunden, oft höchst dramatischen Naturalismus vielfach durchbrochen wird, fiel dies erfrischende Moment bei den No-Tänzen ganz fort und der wahrhaft ohrenzerreißende Gesang und Musik, die die Darstellungen begleiteten, machten sie für den europäischen Geschmack nicht genießbarer. Dafür waren die anwesenden Japaner ganz Augen und Ohren und zeigten die größte Aufmerksamkeit und Bewunderung für die Vorführungen dieser angeblich aus dem 7. Jahrhundert n. Chr. stammenden, im 14. Jahrhundert ihre höchste Blüte erreicht habenden scenischen Aufführungen. — Bei einem Frühstück, welches ich dem Herzog von Genua gab, ereignete sich ein Vorfall, der so charakteristisch für japanische Zustände und Auffassungen ist, daß ich versuchen will ihn zu erzählen. Ich hatte eine Truppe japanischer Gaukler engagiert, um nach dem Frühstück eine Vorstellung zu geben, und da ich wußte, wie vorsichtig man mit den Leuten sein mußte, deren Begriffe von Ethik und Moral, ebenso

wenig wie die ihrer eingeborenen Zuschauer, sich mit den unsrigen deckten, hatte ich sorgfältig alles ausgemerzt oder wenigstens auszumerzen gesucht, was anstößig erscheinen konnte. Die Sache verlief anfänglich auch ganz gut, wir saßen auf der Veranda meines kleinen Palais, das früher einem Landesfürsten gehört hatte, tranken Kaffe, rauchten und amüsierten uns über die wirklich vortrefflichen Kunststücke der Gaukler, als ein neuer derselben auftrat, der sich eine etwa viermal größere Pfeife wie die japanischen, bekanntlich sehr kleinen stopfte, in Brand setzte und zu rauchen begann. Auf einmal schob er die Pfeife weit in seinen Schlund hinein, schluckte sie anscheinend oder wirklich herunter und begann nun aus Mund, Nase und Ohren Rauch von sich zu geben. Dann drehte er sich plötzlich herum, präsentierte den Körperteil, den des Sängers Höflichkeit nicht nennt und, . . . Im ersten Augenblick war alles starr, dann aber löste ein schallendes Gelächter den Bann und ich glaube, daß die Anwesenden lange selten so herzlich gelacht haben wie bei der Improvisation des japanischen — Bauchredners. —

In der Zwischenzeit war die Regierung auf dem Wege der Zerstörung des von dem Siogunat Geschaffenen fortgeschritten, wobei sie manchmal in, man könnte fast sagen kleinliche Verfolgungssucht verfiel, indem sie versuchte, auch das, was Schönes und Großes von demselben geschaffen worden war, zu vernichten, als ob die Erinnerung an die Vergangenheit, die auch im Herzen der Menschen lebt und sich mit tausend unsichtbaren Fäden an Leib und Seele klammert, durch die Zerstörung äußerer Zeichen beseitigt werden könne. In mehr als einem Falle hat der Einfluß der fremden Vertreter irgend einen derartigen Akt des Vandalismus verhindern helfen, und mir selbst ist es später, 1872, gelungen, die Zerstörung der wunderbaren Gemächer im Schlosse von Nagoya zu verhindern, die von der Regierung befohlen worden war. Glücklicherweise war der Gouverneur ein alter Freund von mir, der auf meine Bitten mit der Ausführung der ihm gesandten Weisungen innehielt, bis ich einen Gegenbefehl in Jedo hatte erwirken können. Viel Schaden war trotzdem schon geschehen. Nach

einer andern Richtung hin war das Vorgehen der Regierung von staatsmännischeren Gedanken eingegeben. Die Siogune waren Beschützer des Buddhismus gewesen in der Annahme und dem Wunsche, sich in demselben ein Gegengewicht gegen den Shintoismus zu schaffen, dessen Haupt und Geschöpf der Mikado war. Es war daher nur natürlich, daß mit der Restauration des Mikados der Versuch gemacht wurde, den Buddhismus zu Gunsten des Shintoismus zu unterdrücken; dieser Versuch nahm, wie von seiten der Regierung angegeben wurde, nur die Form einer Wiederherstellung der ursprünglichen Reinheit des Shintoismus an, d. h. die Shintotempel wurden von allen buddhistischen Äußerlichkeiten, die ihnen im Laufe der Jahrhunderte angeklebt hatten, gereinigt und, da auch manche der shintoistischen Symbole von den Buddhisten angenommen worden waren, so wurden alle Tempel der letzteren, in denen sich solche befanden, für den Shintoismus reklamiert. In einzelnen Provinzen wurde die Verfolgung ehrlicher und offenherziger betrieben, wie z. B. in Satzuma, wo der Buddhismus einfach verboten und die Tempel dieser Religion in Schulen umgewandelt wurden. Indessen, wie das oft zu gehen pflegt, hat diese Verfolgung gerade das Entgegengesetzte von dem hervorgerufen, was sie bezweckte; sie ist die Veranlassung zu einer Wiederbelebung des Buddhismus geworden, der heute auch in seinem Kampfe gegen das Christentum mächtiger dasteht als zuvor. Er dürfte sogar nach dieser Richtung hin nicht allein auf die Unterstützung der Regierung rechnen können, sondern dieselbe auch erhalten haben, da dieselbe Gelegenheit gehabt hat, sich zu überzeugen, daß, wenn dem Shintoismus auch eine politische Bedeutung im Kampfe gegen das Siogunat beigewohnt haben mochte, ihm eine religiöse Bedeutung andern Religionen gegenüber nicht zuerkannt werden konnte. Nur in einer Beziehung hat die Wiederbelebung des reinen Shintoismus einen praktischen Erfolg aufzuweisen gehabt; in der Beseitigung der buddhistischen Sitte des Verbrennens der Toten, die jetzt in der Stellung des Kindes im Mutterleibe in hölzernen Kisten begraben werden.

Im Oktober 1869 kamen zwei österreichische Kriegsschiffe, Donau und Erzherzog Friedrich, mit einer politisch-kommerziellen Mission an Bord, nach Yokohama, um einen Vertrag mit Japan abzuschließen. An der Spitze des Geschwaders und der Expedition stand Contre-Admiral Freiherr von Petz, der als Kommandant des österreichischen hölzernen Linienschiffes Kaiser das italienische Panzerschiff Re d'Italia in der Seeschlacht von Lissa in den Grund gebohrt hatte, übrigens, wenn man dem Helden der Geschichte glauben durfte, mehr ein Werk des Zufalls und der Notwehr als eines durchdachten Plans. Der Vertrag wurde innerhalb von vierzehn Tagen vereinbart und unterzeichnet. Die österreichischen Unterthanen hatten bis dahin unter deutschem Schutze gestanden und uns oft viele Mühe gemacht, da sie meistenteils den Kreisen der kleinen Geschäftsleute angehörten; nach dem Abschluß des Vertrages schrieb mir mein englischer Kollege, daß Baron von Petz ihm die Vertretung der österreichischen Interessen übertragen habe und er mich daher bäte, ihm die etwa vorhandenen, auf Österreicher bezüglichen Akten zu übersenden. Mich ärgerte das rücksichtslose Vorgehen der Österreicher, das wohl auf die seit 1866 vorhandene Rankune zurückzuführen war; ich antwortete daher, daß ich die Vertretung der österreichischen Interessen auf Grund der zwischen den beiden Mächten vorhandenen Staatsverträge übernommen gehabt habe und ablehnen müsse, dieselbe in anderer Weise als auf den mir direkt ausgesprochenen Wunsch des österreichischen Vertreters abzugeben. So mußte Freiherr von Petz in den sauren Apfel beißen, mir für meine lange Mühewaltung den Dank zu sagen, den ich und meine Beamten redlich verdient gehabt hatten; er entschuldigte sein Vorgehen hinterher damit, daß die Japaner verlangt hätten, daß die österreichischen Konsulate nur von Beamten, nicht von Wahlkonsuln wahrgenommen werden sollten, was allerdings bei den deutschen meistens nicht der Fall war. An der Spitze der handelspolitischen Mission stand Dr. von Scherzer, später u. a. kais. und kgl. General-Konsul in Leipzig, der demselben beigegebene General-Konsul für China, Herr von Calice, ist jetzt seit einer Reihe

von Jahren österreich-ungarischer Botschafter in Konstantinopel, während ein General-Konsulatskanzler, Herr von Hengelmüller, der sich jetzt Hengelmüller von Hengervár nennt, denselben Posten in Washington einnimmt. Von den anderen Herren der Mission waren die Freiherrn von Herbert-Rathkeal, von Trauttenberg und von Ransonnet oft und gern gesehene Gäste auf der deutschen Gesandtschaft.

Die größten Schwierigkeiten, denen die Regierung des Mikados im eigenen Lande begegnete, waren der Mangel einer eigenen Kriegsmacht, ein Mangel, an dem die Herrscher früherer Zeiten in Japan wie andere vor und nach ihnen in China und Europa zu Grunde gegangen waren, die Eifersucht der verschiedenen Clans untereinander und die zerrütteten Finanzverhältnisse des Hofes und der Fürsten, denn von solchen der Regierung konnte man noch kaum sprechen. Ein zweiter Versuch der Einberufung einer beratenden Versammlung mißlang wie der erste; das Ende Juni 1870 zusammengetretene Haus erging sich in endlosen Debatten, besonders über innere Verwaltungsfragen, deren Bedeutung und Einzelheiten den meisten der Mitglieder ganz unbekannt waren und mußte schließlich unverrichteter Sache nach Hause geschickt werden, ohne einen andern Erfolg, als daß die vorhandene Verwirrung und Mißstimmung noch erhöht wurde. Inzwischen drohten die Eifersüchteleien unter den Clans zu erneuten Zerwürfnissen zu führen; Satzuma fühlte sich beleidigt, daß im Staatsrat nur einer seiner Clanangehörigen, Okubo, saß und rief seine Truppen aus Jedo ab. Gleichzeitig brachen in verschiedenen Teilen des Reiches Unruhen aus. In Etzigo empörten sich die Bewohner gegen den Gouverneur, der falsches Papiergeld ausgegeben hatte und sich nachher weigerte, dasselbe bei der Zahlung der Steuern anzunehmen, und in Hikone, dem früheren Gebiet Icamon no kamis, erhoben sich die Bauern wegen des von den Beamten getriebenen Getreidewuchers. Es gelang, beide Bewegungen zu unterdrücken, aber die Thatsache, daß sich auch Leute der zweischwertigen Klasse an ihnen beteiligt hatten, mußte ihnen in den Augen der Regierung besondere Bedeutung ver-

leihen. Inzwischen war Iwakura mit einem Geschenk des Mikados für einen Ahnherrn des Fürsten von Satzuma und einem Schreiben für den letzteren nach Kagosima gekommen, und dort war es ihm mit Hilfe von Okubo gelungen, die Unzufriedenheit durch das Versprechen zu beruhigen, daß Satzuma einen größeren Anteil als bisher an der Regierung erhalten solle; von Kagosima ging Iwakura mit Okubo nach Choshiu, wohin ihm Kido vorausgeeilt war, und auch dort, wie in Tosa, wohin sich seine beiden Accolyten begaben, gelang es die Zustimmung der Fürsten, richtiger wohl der Clans, zu den Vorschlägen der Regierung zu erlangen. Iwakura kehrte nach Jedo zurück, wo Ende April 1871 die Zusammensetzung der neuen Armee des Mikados aus Satzuma-, Choshiu- und Tosa-Truppen bekannt gegeben wurde. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß die Restauration des Mikados nicht das Werk des Landes, sondern der südlichen, oder wenn man will, der westlichen Daimios gewesen sei, so hätte diese Vereinbarung zwischen der Regierung und den drei Fürsten denselben erbracht; sie zeigte aber zu gleicher Zeit, auf wie schwachen Füßen die Regierung des Mikados damals thatsächlich noch stand. Während diese Verhandlungen in Satzuma, Choshiu und Tosa spielten, zogen sich auf Kiusiu und in Jedo Wolken zusammen, die den Mikado oder die Koalition, die denselben benutzte, ernstlich bedrohten. Auf Kiushiu hatten sich die Überreste der früher erwähnten Kiheitai von Choshiu mit andern Unzufriedenen zusammengethan und den Plan gefaßt, sich der Hauptstadt des Fürstentums Higo, Kumamoto, zu bemächtigen, von dort nach Kioto zu marschieren, dort den schon einmal im Norden als Gegenmikado aufgestellten Miya wieder als solchen zu proklamieren und unter dem Schutz seines Namens weiter gegen die Regierung vorzugehen. Ein vorzeitiger Aufstand der Bauern in Bungo auf Kiushiu im Januar 1871 vereitelte den Plan. Ein anderer Aufstand in Shinano, der dadurch hervorgerufen worden war, daß der Gouverneur des Clans erklärt hatte, das von ihm selbst ausgegebene Papiergeld nur mit einem Diskont von 25 vom Hundert annehmen zu wollen, wurde durch ein Nachgeben der Be-

hörden beruhigt. Gleichzeitig mit diesen Vorgängen bewiesen ein ganz unprovozierter Angriff auf zwei Engländer, die in Jedo schwer verwundet wurden, und die Emordung eines Mitglieds des Staatsrats Hirozawa Hioske, daß der alte böse Geist noch nicht gebannt war, und einige Zeit darauf stellte es sich heraus, daß in Jedo und Kioto eine weit verzweigte Verschwörung unter zwei Ex-Kuges bestand, die nichts weniger beabsichtigte, als sich Kiotos und Osakas zu bemächtigen, die Regierungsbeamten dort zu ermorden, in Hiogo die Fremden zu vertilgen und die Fahne des Aufstandes in Kiushiu aufzupflanzen. Man hielt das Terrain dort für vorbereitet, weil der Mikado 1868 die Wahl des jungen Fürsten von Kii zum Nachfolger Hitutsbashis als Chef des Tokugawa-Clans nicht gebilligt gehabt hatte. Der Plan wurde verraten, die beiden Häupter der Verschwörung, die wohl wenig mehr als Puppen in den Händen ihrer Hintermänner gewesen waren, mußten Harakiri vollziehen, die Hauptsächlichsten ihrer Mitschuldigen wurden hingerichtet und eine große Anzahl anderer mit Gefängnis bestraft.

In die Frage der Finanzschwierigkeiten wurden die fremden Vertreter in sehr unangenehmer Weise hineingezogen. Daß viel falsches Papiergeld sich in Umlauf befand, war allgemein bekannt, dasselbe rührte teilweise von privaten Fälschern her, — selbst in den Gebäuden der englischen Gesandtschaft hatte sich eine Falschmünzerbande, aus einem im Dienst derselben befindlichen Chinesen und mehreren Japanern bestehend, eingenistet, — teils waren es Behörden und Beamte gewesen, die dies für sie nicht unlukrative Geschäft betrieben hatten, aber Fremde nahmen kein Papiergeld, wenigstens nicht in größeren Beträgen in Zahlung; als jedoch entdeckt wurde, daß die Behörden einiger Clans, besonders des von Hizen die Fälschung von Goldmünzen, der sogenannten Nibu Kin, kleinen goldenen zwei Bu-Stücken, die von den Fremden für Lieferungen ohne Argwohn angenommen worden waren, systematisch in großem Umfange betrieben hatten, sahen sich die fremden Vertreter gezwungen, zur Sicherung der Interessen ihrer Landsleute einzuschreiten. Die Sache hatte ihre sehr heikligen Seiten, denn

wenn schon vorher die Spekulation sich der Frage bemächtigt hatte und größere Beträge dieser gefälschten Münzen zu billigen Preisen aufgekauft worden waren, in der Erwartung und der Hoffnung, daß die Regierung genötigt sein würde, dieselben zu ihrem vollen Nennwert einzulösen, war die Besorgnis nicht unberechtigt, daß, sowie bekannt würde, daß die fremden Vertreter die Angelegenheit der japanischen Regierung gegenüber in die Hand genommen hätten, dieses nicht eben saubere Geschäft, an dem übrigens auch die Japaner sich lebhaft beteiligten, noch größeren Umfang annehmen würde. Wir d. h. die fremden Vertreter und die japanische Regierung versuchten schließlich die Sache dadurch innerhalb gewisser Grenzen zu halten, daß wir, nachdem die Regierung sich zur Einlösung der Fälschungen verpflichtet hatte, wozu sie rechtlich und moralisch unzweifelhaft als verbunden angesehen werden mußte, da das Verbrechen von ihren Beamten begangen worden war, die Fristen für die Anmeldung der in fremden Händen befindlichen Beträge möglichst kurz machten und uns zugleich verpflichteten, vor einem bestimmten Termine der getroffenen Abmachung keine Erwähnung zu thun. Ob trotzdem nicht doch noch mancherlei Unfug getrieben, worden, will ich dahin gestellt sein lassen. Unter den Umständen wurde die Errichtung und Einweihung einer Münzanstalt unter fremder Aufsicht in Osaka mit allgemeiner Befriedigung begrüßt, dieselbe hat, auch nachdem die Verwaltung ausschließlich in japanische Hände übergegangen war, ihre Aufgabe voll und ganz erfüllt. Alle diese Angelegenheiten, zu denen 1871 die Vollendung des Docks in Yokoska kam, das der Regierung 1 769 026 Dollars, d. h. zu den damaligen Kursen beinahe neun Millionen Mark kostete, und die in Aussicht genommene Anlegung von telegraphischen Verbindungen, Leuchttürmen und Eisenbahnen trugen dazu bei, die finanzielle Lage der Regierung zu einer sehr schwierigen zu machen. Sie suchte Hilfe in einer fremden, zu pari und 12 Prozent Zinsen, abgeschlossenen Anleihe, von der ein großer Teil für die Herstellung einer Eisenbahnverbindung zwischen Yokohama und Jedo Verwendung finden sollte, aber es stellte sich bald heraus, daß der eng-

lische Unterhändler Mr. Horatio Nelson Lay, chinesischen Angedenkens — er war General-Direktor der fremden chinesischen Seezölle gewesen und hatte dann das berüchtigte Abkommen über die Lay-Osbornesche Flotille abgeschlossen, das seitens der chinesischen Regierung nicht ratifiziert wurde und seine Entlassung aus chinesischen Diensten zu Folge hatte — Versprechungen gemacht hatte, die er nicht erfüllen konnte, und die Sache fiel ins Wasser. Schließlich lich gelang es der Oriental Bank Company mit der Unterstützung von Sir Harry Parkes eine kleine japanische Anleihe auf dem Londoner Markt zu plazieren, die auch erlaubte, den projektierten Eisenbahnbau in die Hand zu nehmen. Derselbe wurde von der O. B. C. wie die Bank gewohnheitsmäßig im Osten genannt wurde, — für ihren sehr fähigen Direktor in Yokohama der von Australien dorthin versetzt worden war, wurden die Buchstaben im Kreise seiner Freunde und Bekannten mit Old Botanybay Convict übersetzt — und einem von ihr engagierten Ingenieur Mr. Cargill zu nicht grade billigen Preisen gebaut und am 14. Oktober 1872 vom Mikado in Person eröffnet.

Ehe ich aber in der Schilderung der Entwicklung der japanischen Verhältnisse weiterfortfahre, will ich kurz der Ereignisse des für jeden Deutschen so denkwürdigen Jahres 1870 gedenken, soweit uns dieselben in Japan berührten. Einen Begriff von der damaligen Langsamkeit der Verbindung zwischen Europa und Ost-Asien kann man sich daraus machen, daß noch am 15. August am Napoleonstage unsere Kriegsschiffe im Hafen vor Nagasaki die französische Flagge salutierten und ich an demselben Tage meinem französischen Kollegen in Yokohama meine Glückwünsche aussprach und erst am Nachmittage des Tages ein Telegramm aus Berlin erhielt, das mir mitteilte, daß der Krieg unvermeidlich scheine, und mir befahl die deutschen Handelsschiffe zu warnen. Ich war gerade im Begriff gewesen, mit einigen Freunden eine längere Reise ins Innere anzutreten, als die ersten Nachrichten über die Schwierigkeiten eintrafen, die sich aus der Wahl des Prinzen von Hohenzollern ergeben hatten. Ich setzte die Abreise sofort aus, obgleich ich nicht glaubte,

daß sich aus dem Anlaß ein Krieg entspinnen werde, aber einer meiner Kollegen, der den Herzog von Gramont persönlich kannte, sagte mir: Vous ne connaissez pas cet homme (der gebrauchte Ausdruck war ein weniger parlamentarischer) comme je le connais moi, et Vous pouvez être sûr que Vous aurez la guerre. Er sollte Recht behalten. Auch in Berlin hatte man nicht an den Krieg geglaubt. Als mein Bruder, der damals der Chef des Nachrichtenwesens im großen Generalstabe war, von Brüssel, wo er sich auf Urlaub aufgehalten, nach den ersten Vorgängen in Paris und Ems nach Berlin zurückeilte und sich bei dem General von Moltke meldete, sagte ihm derselbe sehr niedergeschlagen: „Sie können ruhig wieder abreisen, lieber B; es ist alles vorbei.“ Auf die Erwiderung meines Bruders, daß die Berichte seiner Agenten ihn annehmen ließen, daß man sich in Paris nicht mit dem Erreichten zufrieden geben werde, antwortete der General: „Die Kerls werden doch nicht so dumm sein!“ Im ersten Augenblick machte es den Eindruck, als ob Ost-Asien d. h. seine Meere nicht mit in den Kreis der Kriegsoperationen gezogen werden sollten. Das sogenannte Massakre von Tientsin, wo am 21. Juni 1870 der französische Konsul mit seinem Kanzler, eine Anzahl Missionare und barmherzige Schwestern und einige andere Franzosen von dem chinesischen Pöbel ermordet worden waren, hatte den Kommandanten der französischen Kriegsschiffe wie auch den französischen Diplomaten den Wunsch nahe gelegt, die Hände zum Schutz der französischen Interessen und Unterthanen und zur Erlangung der erforderlichen Genugthuung von den Chinesen, freizubehalten, wie es auf der anderen Seite im Interesse aller Fremden liegen mußte, das Zusammengehen des diplomatischen Korps den Regierungen von China und Japan gegenüber nicht durch für den Ausgang des Krieges gleichgültige Kämpfe zwischen einzelnen Kriegsschiffen und die Störung und die Benachteiligung des fremden Handels erschwert oder ganz in Frage gestellt zu sehn. Von deutscher Seite war man daher einer französischen Anregung bereitwilligst entgegengekommen, was zum Abschluß eines Abkommens zwischen den Kommandanten der Kriegsschiffe geführt hatte, das

von den beiderseitigen diplomatischen Vertretern ratifiziert worden war, des Inhalts, daß bis zum Eintreffen der Entscheidungen der beiden Regierungen die ostasiatischen Gewässer als neutral angesehen werden sollten. Von deutscher Seite hatte man sich mit dem Abkommen sofort einverstanden erklärt und die neutralen Mächte, besonders England und die Vereinigten Staaten waren in Paris emsig bestrebt die französische Regierung dazu zu bestimmen, als der Sturz des Kaiserreichs diesen Bemühungen ein Ende machte. Die Regierung der nationalen Verteidigung, die der Versuchung, sich in hochtönenden Phrasen zu bewegen, nie widerstehen konnte, verweigerte ihre Zustimmung mit der Begründung, daß das barbarische Vorgehen der deutschen Armeen in Frankreich der französischen Regierung nicht gestatte, von einem Mittel, das sie besitze, Deutschland Schaden zuzufügen, keinen Gebrauch zu machen. Für uns hatte diese Art Waffenruhe den Vorteil gehabt, daß alle deutschen Kauffahrteischiffe neutrale Häfen hatten erreichen können und kein einziges derselben in ostasiatischen Gewässern genommen worden ist. — Meinem und meines französischen Kollegen Verlangen, eine Neutralitätsproklamation zu erlassen, kam die japanische Regierung bereitwillig nach; wenn die französischen Kriegsschiffe trotzdem die japanischen wie übrigens auch die chinesischen Häfen mißbrauchten, um von ihnen aus unsere Handels- und Kriegsschiffe zu überwachen, so bestärkte mich das in der Überzeugung, die ich schon seit dem Jahre 1864 hatte, daß Deutschland eines Hafens in Ost-Asien bedürfe, den es als einen Stützpunkt für die in den dortigen Gewässern zum Schutz des deutschen Handels zu unterhaltenden Kriegsschiffe benutzen könne. Die Beziehungen zu meinem französischen Kollegen Mr. Maxime Outrey und den Kommandanten der französischen Kriegsschiffe, von denen das eine, ein Panzerschiff, unter dem Kommando des Linienschiffskapitäns de Pritzbuer stand, eines mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg, der Gemahlin des Herzogs von Orleans, nach Paris gekommenen Landsmannes derselben, war so gut, wie das unter den schwierigen Verhältnissen nur möglich war; einzelnen Reibereien unter den Mannschaften der Kriegsschiffe wurde

dadurch ein Ende gemacht, daß denselben nur an verschiedenen Tagen der Besuch des Landes erlaubt wurde. Unser Nachrichtendienst war dank namentlich den Bemühungen des Konsuls Moyer in Singapore vortrefflich organisiert; selbst die französischen Postdampfer brachten uns Nachrichten unter der Adresse eines amerikanischen Hauses in Yokohama. Ich hatte für Herrn Moyer Allerhöchsten Orts die Verleihung des Kronenordens 4. Klasse erbeten, von der Marine war er für den Roten Adlerorden 4. Klasse eingegeben worden; durch ein Versehen erhielt er beide. Als dieser Irrtum später redressiert werden sollte und S. M. dem Kaiser Wilhelm darüber Vortrag gehalten wurde, entschied der Kaiser in seiner leutseligen Weise dahin, daß, da der Betreffende zweimal von verschiedenen Seiten zu einer Auszeichnung vorgeschlagen worden sei, er sie wohl auch beide verdient haben würde und sie ihm deshalb auch beide zu belassen seien.

Ich hatte bei den deutschen Landsleuten dahin gewirkt, daß sich dieselben unter den eigentümlichen Verhältnissen in der internationalen Niederlassung öffentlicher Feiern der deutschen Siege enthielten; einer Anregung, der sie in der verständigsten Weise nachgekommen waren. Erst der Abschluß des Präliminarfriedens wurde zusammen mit dem Geburtstag S. M. des Kaisers und Königs mit einem solennen Diner in dem vor kurzem auf einem von der japanischen Regierung in der besten Gegend geschenkten Grundstück errichteten deutschen Klub, einem Zapfenstreich und Fackelzug und einer Erleuchtung der Deutschen gehörigen Gebäude gefeiert. Im allgemeinen waren die Sympathien der Fremden auf deutscher Seite, nur einer meiner Kollegen, dem wir im Corps diplomatique den Spitznamen „l'enfant terrible" gegeben hatten, machte aus seinen Gefühlen für Frankreich kein Hehl, und da er etwas taub war und wie alle Schwerhörigen ziemlich laut sprach, in dem Glauben, daß man ihn nicht höre, so hatte ich wiederholt bei unseren Konferenzen Gelegenheit gehabt, Bemerkungen zu überhören, die er unserm französischen Kollegen machte und die nichts weniger als deutschfreundlich waren. Ich erhielt die Nachricht

von der Kapitulation von Paris eines Morgens sehr früh, setzte ein Zirkular an die Deutschen auf, schickte eine Notiz an die beiden in Yokohama erscheinenden Zeitungen und teilte den mir näher stehenden Kollegen die Nachricht schriftlich mit. Dann ging ich zu dem enfant terrible und machte ihm einen Morgenbesuch; er benutzte die Gelegenheit, um mir des Breitesten auseinander zu setzen daß Paris uneinnehmbar sei und die Deutschen einen großen Fehler begangen hätten, die ersten Vorschläge Jules Favres nicht anzunehmen; ich hörte geduldig zu und sagte ihm, als ich mich verabschiedete, zwischen Thür und Angel: „A propos, je Vous demande pardon, j'ai oublié de Vous dire que je viens de reçevoir la nouvelle officielle de la capitulation de Paris.“ Ich hörte durch die Thüre noch sein „Quel malheur" und ging um so vergnügter nach Hause, als ich sicher war, an anderen Stellen herzliche und ehrliche Glückwünsche zu erhalten.

Am 23. Mai 1871 verließ ich dann Japan und kehrte erst am 2. März 1873 als Ministerresident dauernd dorthin zurück, nachdem ich im Sommer 1872 zwei Monate dort zugebracht hatte. Der Erlebnisse dieser beiden Jahre werde ich an anderer Stelle Erwähnung thun.

Am 29. August 1871 erfolgte das Dekret des Mikados, durch welches die früheren Landesfürsten, jetzigen Gouverneure ihrer Clans, Han, ihrer Funktionen enthoben und mit Frauen und Kindern nach Jedo berufen wurden. Wie es in dem Schriftstück hieß, war der Kaiser der Ansicht, daß in einer Zeit radikaler Reform, wie der damaligen, wenn man durch dieselbe dem Volke im Lande Schutz und Ruhe geben und nach außenhin die Gleichstellung mit den fremden Nationen erhalten wolle, Worte das wirklich zu bedeuten haben müßten, was sie auszudrücken bestimmt seien, und die Regierung des Landes von einem Mittelpunkt ausgehen müsse. Etwas später wurde den früheren Fürsten gestattet, sich ihre Gemahlinnen aus allen Ständen des Volks zu wählen, während früher streng auf Ebenbürtigkeit gesehen wurde, und ihnen gleichfalls erlaubt ins Ausland zu reisen. Sodann wurde den Mitgliedern der zweischwertigen

Klasse erlaubt, ihre Schwerter abzulegen, wenn sie dies wünschten, und eine nicht geringe Anzahl derselben machten sofort von dieser Erlaubnis Gebrauch. Auch die Abberufung der Fürsten ging, einige unbedeutende leicht unterdrückte Unruhen abgerechnet, ohne Schwierigkeit vor sich. Die Erklärung dafür ist einerseits in dem Einfluß zu finden, den der Name des Mikados besaß, andererseits in der Thatsache, daß die Lage der früheren Fürsten in sozialer und pekuniärer Beziehung unzweifelhaft eine angenehmere wurde. Schwieriger war die Frage der Regelung der finanziellen Verhältnisse der Samurai. Die Mehrzahl derselben hatten von dem gelebt, was sie von den früheren Fürsten als Sold in Reis oder aus den Erträgen von ihnen überwiesenen Ländereien erhielten; der Gesamtbetrag dieser Einkommen wurde auf ungefähr acht Millionen Koku, damals ungefähr ebensoviele Millionen Pfund Sterling geschätzt. Von einer Seite wurde der Vorschlag gemacht, daß, wie die Samurai im 8. Jahrhundert n. Chr. aus der ackerbauenden Bevölkerung hervorgegangen seien, sie wieder in dieselbe zurücktreten sollten, von der andern der, der Frage in der Form einer Ablösung ihrer früheren Bezüge durch Kapitalisierung und Auszahlung derselben in Höhe des sechsfachen Betrages der früheren Renten näherzutreten.

Das Jahr 1871 brachte auch eine Abänderung in der Form der Verwaltung: der Staatsrat, Daijokan, wurde aufgehoben und an seiner Stelle das Sei-in und U-in, linkes und rechtes Kollegium, links war bekanntlich die Ehrenseite auch in Japan, eingerichtet. Das erstere bestand aus Sanjo, Iwakura, Saigo, Kido, Itagaki und Okuma, diese vier als die Vertreter von Satzuma, Choshiu, Tosa und Hizen, das letztere sollte an Stelle des Parlaments, das bis jetzt keine besonderen Resultate ergeben hatte, eine Art von Geheimer Rath werden, dessen Mitglieder vom Mikado ernannt würden. Außerdem blieben die acht Ministerien des Äußeren (Sogejima und Terashima) des Kriegs, des Kultus, der Finanzen, der Erziehung, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten und des kaiserlichen Hofes bestehen. Das wichtigste Ereignis des Jahres war indessen der Beschluß, eine Gesandtschaft an die Regierungen der Vertrags-

mächte zu senden; der ostensible Grund war, daß, da die meisten Verträge den 1. Juli 1872 als den Zeitpunkt der Revision derselben enthielten, es im Interesse der Regierung liege, sich über die Intentionen der Vertragsmächte zu informieren; die wirkliche Veranlassung dürfte indessen in dem Wunsche der japanischen Regierung gelegen haben, aus den Verträgen die Bestimmung auszumerzen, welche den Fremden exterritoriale Rechte und Behandlung zugestand, oder wie der Mikado sich in einem an den Präsidenten der Vereinigten Staaten gerichteten Schreiben ausdrückte, mit den erleuchtetsten Nationen auf demselben Fuße zu stehen und die volle Entwicklung des öffentlichen Rechts und Interesses zu erlangen. Die Gesandtschaft, an deren Spitze Iwakura als erster, Kido, Okubo, Ito und Yamaguchi als zweite Botschafter standen, verließ am 23. Dezember 1871 Japan und kehrte am 13. September 1873 dorthin zurück, ohne einen Erfolg aufzuweisen zu haben. Ich werde später auf dieselbe zurückkommen.

1872 kehrte der Mikado für einige Zeit nach Kioto zurück und besuchte dann einige der Häfen in der Inlandsee und Kagosima. An letzterem Platze überreichte Shimadzu Saburo, jetzt Jusammi Hisamitzu dem Kaiser ein Promemoria, in dem er sich sehr offen und entschieden über die Mißbräuche der neuen Verwaltung aussprach. „Euerer Majestät Diener hat bereits bei seinem kurzen Besuche in Jedo 1869 die Ansichten gehabt, die er sich jetzt vorzutragen erlaubt, hat damals aber nicht die Gelegenheit gefunden sie auszusprechen und da er auch nicht die Ehre hatte von Ew. Majestät befragt zu werden, mußte er schweigen. Da er jetzt bei Ew. M. Reise glücklich genug gewesen ist das himmlische Antlitz verehren zu dürfen, kann er seine demütigen Ansichten nicht länger zurückhalten. In diesem gefährlichen Augenblick kann er nicht länger dabeistehen und mit Gleichgiltigkeit auf das blicken was vorgeht, und obgleich er überzeugt ist, daß Ew. M. seine rückschrittlichen und unerleuchteten Ansichten nicht annehmen werden, fühlt er doch, daß sich vielleicht niemals wieder eine ähnliche Gelegenheit bieten wird, und er wagt daher diese plötzliche Vorstellung

zu machen. Er bittet für seine Kühnheit um Verzeihung, aber die Thatsache ist, daß infolge des jetzigen Systems Ew. M. Regierung die Lage des Landes sich täglich verschlechtert; die jetzige Regierungsform, die für immer und immer andauern sollte, ist in Gefahr in das Laster zu verfallen, das man Republikanismus nennt, und Euer Diener kann so klar wie in einem Spiegel sehen, daß Japan schließlich ein von den westlichen Barbaren abhängiges Land werden wird." Die Regierung ergriff das beste Mittel den alten Intriganten unschädlich zu machen, indem sie ihn nach Jedo berief, um sie dort mit seiner Einsicht zu unterstützen. Als er, nachdem er sich lange gesträubt hatte, 1873 dort eintraf, machten seine Leute, die noch die alte Tracht und Bewaffnung trugen, einen so komischen Eindruck, daß sie bald baten, ihre Schwerter, so lange sie in Jedo verweilten, ablegen zu dürfen; Shimadzu selbst gewann gar keinen Einfluß, er hatte sich überlebt. — Die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht war unzweifelhaft ein Schritt auf dem richtigen Wege; 1871 wurde die Kriegsstärke der japanischen Armee auf 46 350 und außerdem 3880 Mann Leibgarde des Mikados festgesetzt, heute beträgt die Friedensstärke der Armee 603 116, wozu noch die Bemannung der Flotte mit beinahe 26 000 Mann kommt. Auch in Japan sind Reorganisationen, wie man sieht, ein teures Vergnügen.

Später, im Jahre 1872, ereignete sich das, was als der Maria Luz-Fall bekannt ist. Ein peruanisches Schiff des Namens, lief mit chinesischen Kulis von Macao kommend in Yokohama ein, um notwendige Ausbesserungen vorzunehmen, ein paar der an Bord befindlichen 232 Chinesen retteten sich durch Schwimmen an Bord des englischen Kriegsschiffes „Iron Duke", der englische Geschäftsträger Watson mischte sich in die Angelegenheit, und das Ende war, daß die japanische Regierung eine Untersuchung und schließlich die Freilassung der Kulis anordnete. Obgleich der Kaiser von Rußland, dem als Schiedsrichter von den Regierungen von Peru und Japan die Frage unterbreitet wurde, sie zu Gunsten der letzteren entschied, kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß vom recht-

lichen Standpunkt aus die Japaner sich um so mehr im Unrecht befanden, als sie gegen die Gesetzmäßigkeit der Kontrakte, durch welche die Kulis sich zur Arbeit in Peru verpflichtet hatten, nichts einwenden konnten, da in Japan die viel schlimmeren Kontrakte zu Recht bestanden, durch die Kinder von ihren Eltern zu einem Leben voll Schande verkauft werden durften. Das hat natürlich mit der Beurteilung der ethischen Seite des Kulihandels, der vielfach nur eine andere Art des Sklavenhandels war, nichts zu thun und es muß mit Freuden begrüßt werden, daß die Maria Luz-Affäre, wesentlich zur Unterdrückung des Kulihandels in Macao beitrug. Auch in Japan hatte die Sache insofern etwas Gutes, als einige Zeit darauf wenigstens der Verkauf von Kindern in die öffentlichen Häuser inhibiert wurde; die Gültigkeit von Kontrakten, durch die Mädchen sich selbst verkauften, hat aber, wenn sie überhaupt aufgehoben worden ist, jedenfalls noch vor einigen Jahren bestanden.

Mr. Watson hatte einen andern Erfolg, den er seine Unverfrorenheit und der Unbekanntschaft der Japaner mit Fragen des öffentlichen Rechts verdankte. Der Mikado hatte bis jetzt, trotz mancher ihm gemachten Vorstellungen, in den von ihm den fremden Vertretern erteilten Audienzen sitzend empfangen; Mr. Watson weigerte sich eine Audienz nachzusuchen, wenn der Kaiser ihn nicht stehend empfinge, wie das in anderen Ländern Sitte sei, und da er, wozu er wohl kaum ermächtigt war, zu verstehen gab, daß von der Entscheidung, die in dieser Frage getroffen werde, abhängen dürfte, ob die japanische Gesandtschaft in London empfangen werden würde oder nicht, gaben die Japaner nach. Daran, daß nach den allgemein gültigen Bestimmungen ein Geschäftsträger überhaupt nicht beanspruchen könne, von dem Souverän empfangen zu werden, hatte keiner von den Japanern gedacht. Der Vorfall beweist aber wieder, wie leicht auch die schwierigsten Fragen orientalischer Etiquette gelöst werden können, wenn die Verhältnisse günstig liegen.

Die Einführung des europäischen Kalenders mit dem Regierungsantritt des ersten Kaisers Jimmu Tenno als Anfang der

Ära d. h. 1873=2533 und das Hervortreten der Kaiserin aus der fast vollständigen Abgeschlossenheit, in der die Frauen des Hofes sich früher befanden — sie empfing zuerst die Gemahlinnen der Gesandten und nahm dann bald auch an den Audienzen teil, die ihr Gemahl den letzteren erteilte — waren weitere nicht zu unterschätzende Zeichen des Fortschritts, während die Aufmerksamkeit, die die Regierung dem Volksunterricht zuwendete, wenn auch manches von dem, was angeordnet wurde, anfänglich hauptsächlich auf dem Papier stand — es sollten 53000 Schulen eingerichtet werden, für die wohl die Schüler, aber keine Lehrer vorhanden waren — auch Beifall und Anerkennung verdiente.

Am 13. September 1871 war durch den Inkio von Uwadjima, Date und Li Hung chang ein Handels- und Schiffahrts-Vertrag zwischen Japan und China abgeschlossen worden, dessen erster Artikel unter anderem die Bestimmung enthielt, daß die beiden Regierungen in allem, was auf die territorialen Beziehungen der beiden Reiche Bezug habe, sich mit Rücksicht und Höflichkeit behandeln und sich auch der geringsten Übergriffe auf der einen oder anderen Seite enthalten sollten, während in dem zweiten festgesetzt worden war, daß die beiden Reiche, wenn eins von beiden durch eine andere Nation mit Verachtung behandelt würde, sich gegenseitig unterstützen sollten. Der erste Artikel war von den Chinesen wohl wegen der seit langer Zeit mit Bezug auf die Liukiu-Inseln bestehenden Frage vorgeschlagen worden und die japanische Regierung hatte schließlich sich geweigert, denselben zu ratifizieren, weil, was in dem Artikel stände, selbstverständlich sei, während die gegenseitige in Art. II vorgesehene Unterstützung als der Anfang einer panasiatischen Politik ebenfalls großes Bedenken erregte. Es war wesentlich dem Einfluß einiger der fremden Vertreter zu verdanken, daß die japanische Regierung schließlich auch dieser Bestimmung ihre Zustimmung versagte. Um diese Abänderungen zu erklären und zugleich um über die Niedermetzlung von 60 Liukiuanern, die im September 1871 an der Südspitze von Formosa Schiffbruch gelitten und von den Eingeborenen ermordet worden waren, Klage

zu führen, wurde Soyeshima im März 1872 nach Peking geschickt. Er traf dort zu rechter Zeit ein, um bei der Audienz der fremden Vertreter vom Kaiser Tungchih als erster empfangen zu werden; im übrigen glaubte er von seiner Mission die Überzeugung zurück zu bringen, daß China über die Eingeborenen auf der Insel Formosa keine Oberhoheit ausübe oder beanspruche.

Was die Liukiu Frage anbetraf, so gehörten die Inseln zu den vielen asiatischen Gebieten, die zwei mächtigen Nachbarn gleichzeitig Tribut bezahlten; an China seit dem Kaiser Hungwu der Ming-Dynasti 1372, an Japan seit 1609, in welchem Jahre es durch einen Einfall von Truppen des Fürsten von Satzuma gegezwungen wurde, die Oberhoheit desselben anzuerkennen. Dieses doppelte Abhängigkeitsverhältnis wurde nach einer Erklärung des Königs von Liukiu den Chinesen verborgen, und die Satzumaner haben sich nach derselben Quelle zu dieser Komödie hergegeben, indem sie, wenn chinesische Abgesandte auf Liukiu eintrafen, sich versteckten, und wenn eine Dschunke von Liukiu nach China ging, die Mannschaft zwangen, einen Eid zu leisten, daß sie in China nichts von den thatsächlichen Verhältnissen verraten würden. Wer bei der Posse der Betrogene gewesen, mag dahin gestellt bleiben, die Regierung des Mikado faßte die Sache aber bald ernsthaft auf, was sie in Konflikt mit China brachte. 1872 wurde dann an den König von Liukiu der Befehl erlassen, einen Gesandten nach Jedo zu schicken, dem bei seiner Ankunft eröffnet wurde, daß sein König die Investitur von Japan zu empfangen und sich als Vasall des letzteren zu betrachten habe. Der König protestierte gegen diese Neuerung, mußte sich aber zuletzt fügen. Auf Grund einer Erklärung, daß nichts an der Verfassung von Liukiu geändert werden solle, fuhr der König fort 1872 und 1874 Tribut nach China zu senden, was im Jahre darauf von der japanischen Regierung verboten wurde. Später wurde der König mediatisiert und die Inseln Japan förmlich einverleibt, trotz eines Protests von chinesischer Seite.

Auch mit Korea war Japan in Schwierigkeiten geraten. Auf

Grund angeblicher, lange in Vergessenheit geratener Abmachungen in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts, hatte die japanische Regierung bald nach der Restauration der Mikados an die koreanische Regierung die Aufforderung gerichtet, das Verzeichnis ihrer Gebiete und Bewohner einzusenden d. h. sich als Vasallen Japans anzuerkennen. Die Antwort war eine ablehnende, höchst beleidigende gewesen. „Wir Koreaner", hatte dieselbe, an deren Authentizität trotz der Ableugnung der Japaner nicht zu zweifeln sein dürfte, gelautet, „wir Koreaner sind ein kleines Land, aber wir haben doch den Mut, Euch schwarz auf weiß zu sagen, daß die westlichen Barbaren Bestien sind. Das soll eine direkte Beleidigung für Euch und Eure Verbündeten, die Barbaren, sein. Wir wünschen, daß Ihr Euch mit ihnen verbünden und mit Euren großen Schiffen und Eurer Armee hierher kommen möchtet. Fusan ist der nächste koreanische Hafen von Japan. Um die Expedition für Euch und Eure Freunde so billig wie möglich zu machen, wollen wir Fusan als Schlachtfeld wählen und dort Alles für Euren Empfang vorbereiten. Weitere Korrespondenz ist überflüssig, denn das Unrecht, das Ihr uns zugefügt, ist so groß, daß keine Entschuldigungen es gut machen können. Die einzige Alternative ist blutiger Krieg; ein Krieg, der Japan alle seine Krieger kosten soll, und dann werden wir Euch unsere Bedingungen auferlegen. Schreibt uns nicht wieder. Das Vorhergehende soll Euch antreiben, alle Eure Vorbereitungen zu treffen, denn entweder muß Japan Korea angreifen oder Korea wird Japan angreifen." Das Schreiben war von einer japanischen Zeitung veröffentlicht worden und hatte die Samurai von ganz Japan in Wut und Aufregung versetzt. So fand Iwakura, als er von seiner erfolglosen Gesandtschaftsreise zurückkehrte, das Land in Aufregung und neben den inneren Problemen, die während seiner Abwesenheit nicht leichter geworden waren, zwei äußere Fragen, deren jede Japan in einen Krieg verwickeln konnte. Er sprach sich daher auch ganz entschieden gegen jedes kriegerische Unternehmen aus, was den Erfolg hatte, daß fünf der geheimen Räte Saigo, Soyeshima, Goto Shojiro, Itagaki und Eto Shimpei

aus der Regierung ausschieden und durch Terashima, Okubo, Ito und Katz' Awanokami ersetzt wurden. Die Aufregung, die über diese Vorgänge im Schoße der Regierung herrschte, machte sich, wie dies im Lande der aufgehenden Sonne Gebrauch war, durch Mord und andere Missethaten Luft. Anfang 1874 wurde der größte und schönste Tempel in Jedo, Zojoji, in Shiba, dem Begräbnisplatz vieler Siogune, durch von verbrecherischer Hand angelegtes Feuer zerstört und wenige Tage später, am 15. Januar, erfolgte ein Mordanfall auf Iwakura. An den Thoren des Palastes des Mikados wurde der offene Wagen, in dem er saß, von einer Bande Verschworener angegriffen; er erhielt drei Säbelhiebe und rollte, als er aus dem Wagen sprang und sich zu retten suchte, den hohen Abhang in den alten Schloßgraben herab und fiel in das zum Glück nicht tiefe Wasser. Dies war seine Rettung. Die Mörder konnten ihn in der Dunkelheit, der Angriff fand um acht Uhr abends statt, nicht finden, und die aus dem Palast herbeieilenden Wachen befreiten den Verwundeten bald aus seiner gefährlichen Lage. Glücklicherweise waren seine Verwundungen nicht gefährlich, und er genas nach kurzer Zeit nicht nur von denselben, sondern auch von einer schweren Erkältung, die er sich zugezogen hatte. Die Mörder, Tosa-Leute, wurden ergriffen und hingerichtet.

Bald darauf veröffentlichte die Regierung eine Verordnung, durch die die erblichen Einkünfte der Samurai mit dem sechsfachen Betrage, die zeitweiligen mit dem vierfachen kapitalisiert und ausgezahlt wurden, zur Hälfte in bar, zur Hälfte in achtprozentigen Regierungsbonds, die aber nur an Japaner, nicht an Fremde verkäuflich waren. Gleichzeitig wurden eine größere Anzahl von Regierungsländereien öffentlich verkauft, um den Samurai Gelegenheit zu geben, ihr Geld in denselben anzulegen. Ein in 1872 genommener Census gab die Zahl der zur Samuraiklasse Gehörigen auf 634 761 Männer und 647 466 Frauen an von einer Gesammtbevölkerung von 33 110 825 Seelen. Die Samurai, die das Anerbieten der Regierung annahmen, und es waren deren viele, machten dabei ein recht schlechtes Geschäft, da die Regierung sich später

gezwungen sah ihnen viel günstigere Bedingungen zuzugestehen. Das Elend aber, das über die Samuraiklasse hereinbrach, trug einen großen Teil der Schuld an den Aufständen, die die Regierung bald zu bekämpfen haben sollte.

Die aus der Regierung ausgeschiedenen vorangeführten Staatsmänner richteten mit anderen, die ihre Ansichten teilten, am 17. Januar 1874 eine Eingabe an den Mikado, in der sie an den von demselben geleisteten Eid erinnerten und die Einberufung eines Parlaments erbaten. Sie hoben hervor, daß die Macht weder bei der Krone, noch beim Volke läge, sondern sich in den Händen der Beamten befände, die dieselbe mißbrauchten. Ihr Anliegen wurde, wenn auch nicht in unfreundlicher Weise, abgelehnt, was wohl der Hauptgrund war, weswegen sich einer der Unterzeichner, der frühere Justizminister Eto, dem Aufstande in Hizen anschloß. Dort gärte es seit längerer Zeit, wie überhaupt auf der ganzen Insel Kiushiu; die Mehrzahl der Samurai war für den koreanischen Krieg, die Vertreibung der Fremden und die Rückkehr zum alten Feudalsystem. Als die Lokalbehörden die öffentliche Erörterung des ersten Punktes untersagten und die Teilnehmer an einer Versammlung, die sich mit der Frage beschäftigt hatte, mit Strafe belegten, brach der Aufstand aus, Kaufleute und Bauern wurden geplündert, um Geld für die Bewegung zu schaffen und Waffen und Munition angekauft. Eto, der unter dem Vorwande, Ruhe zu stiften, nach Hizen gegangen war, stellte sich an die Spitze der Bewegung. Saga, die Hauptstadt des Clans, wurde von den Aufständischen gestürmt, aber als sich die anderen Unzufriedenen auf Kiushiu ihnen nicht anschlossen, war ihr Los bald entschieden. Nach hartem Kampf, die Aufständischen verloren 400, die Regierungstruppen 350 Mann und eine ganze Menge Leute mußten ihr Leben „aus Versehen" lassen, wurde der Aufstand durch Okubo unterdrückt, Eto und elf seiner Leute wurden hingerichtet und eine große Anzahl der weniger Kompromittierten zu längeren und kürzeren Gefängnisstrafen und Zwangsarbeit verurteilt. Es war ein eigentümliches Gefühl, als mir ein herumziehender Hausierer in Jedo auf der Straße eine

Photographie mit dem abgeschlagenen und ausgestellten Kopfe Eto's anbot, der oft an meinem Tische gesessen hatte. Was der Ausgang des Aufstandes gewesen wäre, wenn sich Satzuma und die andern Unzufriedenen demselben angeschlossen gehabt hätten, ist schwer zu sagen, jedenfalls würde es der Regierung nicht leicht gewesen sein, eine solche Bewegung zu unterdrücken, besonders da sie in dem Falle wohl kaum auf die Treue aller ihrer Truppen würde haben zählen können. Zwang sie doch der drei Jahre später, 1877, in Satzuma ausbrechende Aufstand zur Anspannung aller Kräfte, um desselben nach achtmonatlichen Kämpfen Herr zu werden. Es wurde damals erzählt, daß man die Nichtbeteiligung der Satzumaner durch das Versprechen eines Feldzuges gegen Korea erkauft habe. An einen solchen dachte allerdings die Regierung des Mikados für den Augenblick nicht, aber sie fühlte, daß sie etwas thun müsse, um die Samurai zu beruhigen, und entschloß sich zum Vorgehen gegen die Wilden an der Südspitze von Formosa, da sie auf Grund der thörichten Erklärungen des Tsungli Yamen annehmen zu können amubte, daß China Japan dort freie Hand lassen werde. Der neue amerikanische Gesandte, Mr. Bingham, schien diese Auffassung zu teilen, wenigstens betrieb und genehmigte er das Engagement amerikanischer Offiziere und das Miethen amerikanischer Schiffe für diese Expedition, bis ihm im letzten Augenblicke von Washington, wohl auf Vorstellungen von Peking aus, der Befehl zuging, diese Maßnahmen rückgängig zu machen; das Ergebnis war, daß zwei amerikanische Offiziere sich gegen den ausgesprochenen Willen ihrer Regierung an dem Zuge beteiligten. Mein englischer Kollege und ich und einige der anderen Vertreter hatten unser Bestes gethan, um die japanische Regierung von dem Unternehmen abzuhalten, das ihr große Opfer an Geld und Menschen auferlegen mußte, keinen praktischen Erfolg versprach und sie zum Mindesten in Unannehmlichkeiten verwickeln konnte. Wir schienen mit unseren Vorstellungen durchdringen zu sollen, und die Regierung telegraphierte nach Nagasaki, wo die Expedition zusammengezogen wurde, den Befehl, dieselbe zu verschieben, aber der jüngere Saigo, der an der

Spitze derselben stand, und Okuma, der die Vorbereitungen überwachte, erwiderten, daß ein längeres Zaudern einen Aufstand unter den Truppen hervorrufen würde, und sie daher den Aufbruch der Expedition angeordnet hätten. Der Verlauf derselben, die am 8. Mai auf Formosa landete, ist bekannt. Nachdem die Japaner sich am Südende der Insel festgesetzt und über 700 Mann an Krankheiten verloren hatten, räumten sie die Insel wieder, nachdem die chinesische Regierung am 27. Oktober 1874 auf Grund der Vermittelung des englischen Gesandten, Mr. später Sir Thomas Wade, mit dem nach Peking entsandten Okubo ein Abkommen getroffen hatte, durch das China sich verpflichtete, den Familien der Ermordeten eine Entschädigung von 100000 Taels und eine solche von 400000 Taels an die japanische Regierung für die Kosten der Expedition, die fünf Millionen Dollars betrugen, zu zahlen.

Im Herbst des Jahres hatte ich die Mitteilung von meiner Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in China erhalten, mit der Weisung, mich erst zu Anfang des nächsten Jahres auf meinen neuen Posten zu begeben. Bevor ich aber die Reise dorthin antreten konnte, blieb mir noch eine traurige Angelegenheit zu erledigen. Der Konsul des deutschen Reichs, Haber, war am 11. August in Hakodate ermordet worden; der Mörder, ein Samurai, der seine Mutter bestohlen und sich mit dem Erlös des Diebstahls auf einer Dschunke nach Hakodate eingeschifft hatte, war dort dem Führer derselben das Passagegeld schuldig geblieben, hatte sein Geld in einem liederlichen Hause verpraßt und war darauf auf die Straße gegangen. Dort hatte er den Konsul gesehn, ein altes Weib gefragt, ob das ein Fremder sei, war ihm nachgegangen und hatte den kleinen, schwächlichen Mann, der sich vergeblich zu retten versuchte, mit ein Paar Hieben seines kurzen Schwertes getötet. Er war sofort ergriffen worden und an seiner Schuld konnte kein Zweifel bestehen, es kam für mich nur darauf an, feststellen zu lassen, ob er bei Verstande oder wahnsinnig sei. Die von mir mit der Untersuchung beauftragten Marineärzte behaupteten das erstere. Die japanische Regierung war in großer

Aufregung und schickte den späteren japanischen Gesandten in Berlin, Aoki, zu mir, um zu fragen, was ich verlange. Meine Antwort war: „Die Bestrafung des Mannes nach den Gesetzen.“ Bald darauf erschien Iwakura und legte mir die Frage vor, was man in Europa in einem solchen Falle thun würde; ich erwiderte: das Oberhaupt des Staates würde wahrscheinlich den Gesandten zu sich rufen lassen, ihm sein Bedauern über den Vorfall aussprechen und ihn ersuchen, den Ausdruck desselben auch seiner Regierung zu übermitteln. Eine Stunde später hatte ich die Einladung zur Audienz beim Mikado und die Sache verlief, wie ich angegeben hatte. Der Mörder wurde schuldig befunden und am 25. September hingerichtet. Ich lehnte ab, eine Geldentschädigung zu verlangen, da die japanische Regierung und Behörden vollständig korrekt gehandelt gehabt hatten, der Ermordete niemanden zurückließ, der auf eine Unterstützung Anspruch gehabt hätte und seine Brüder durch seine recht bedeutende Hinterlassenschaft jeder Sorge überhoben waren. Es war der einzige derartige Fall in Japan, für den keine Geldentschädigung gefordert wurde und ich glaube, daß ich recht gehabt habe, so zu handeln, wie ich dies gethan. Einige Zeit später erhielt ich die Mitteilung, daß das Grab des Mörders, dessen Leichnam nach seiner Geburtsstadt zurückgebracht und dort begraben worden war, von der Bevölkerung täglich mit Blumen geschmückt werde und für dieselbe gewissermaßen ein Wallfahrtsort geworden sei. Ich ging zu dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, um mich über diese Vorgänge zu beschweren. Derselbe erklärte sich sofort bereit, die erforderlichen Befehle zu erlassen, fügte aber hinzu, daß dieselben voraussichtlich nichts nützen würden. „Sehen Sie“, sagte er, „Eto ist als Rebell hingerichtet und sein Kopf ausgestellt worden und seinem Grabe werden dieselben Ehren erwiesen wie dem Ihres Mörders. Darin liegt keine Mißachtung für den Mikado und die Regierung, sondern es ist nur ein Ausdruck der starken Bewegung, die durch jede über das Gewöhnliche hinausgehende That in Japan hervorgerufen wird.“ Nach meiner Kenntnis der Japaner mußte ich ihm Recht geben.

X.

In und durch Amerika.

1871. 1872.

Abreise. — Die japanische Währung; Gold oder Silber? — Die Pacific Mail-Dampfer. — Feuergefährlichkeit. — Chinesische Bedienung. — Ein japanisches Wrack. — Begegnung im Ocean. — Blinde Passagiere. — San Francisco. — Ein amerikanisches Hôtel. — Free lunch. — Vergnügungen. — Bella Union. — Dunkle Winkel. — Das California-Theater. — Ein vergnügter Jago. — Die Stadt. — Der deutsche Club. — Das deutsche Krankenhaus. — Die Mercantile Library. — Die Bewohner. — Der Champion shoeblack. — Baron von Hübner. — Liebenswürdigkeit der Amerikaner. — Die Indianer. — Sierra Nevada. — Hydraulic Mining. — Indianer. — Sageprärie. — Klapperschlangen. — Spuren der Zivilisation. — Der große Salzsee. — Saltlake City. — Frauenrechtlerinnen. — Das Tabernakel. — Die Gemeinde. — Eine Rede Brigham Youngs. — Das Abendmahl. — Der Tempel. — Das Theater. — Mormonen als Schauspieler und Zuschauer. — Mr. George Q. Cannon. — Der Präsident und zwei Apostel. — Die Gründung des Mormonentums. — Joseph Smith. — Das Buch Mormon's. — Fortschritte und Verfolgungen. — Ermordung der Brüder Smith. — Austreibung aus Nauvoo. — Auswanderung nach Utah. — Gründung von Saltlake City. — Entbehrungen und Erfolge. — Brigham Young. — Rächende Engel. — Vielweiberei. — Die „Höllenhunde". — Von Ogden nach New-York. — Cheyenne. — Chicago. — Die Niagarafälle. — Die Nebelbraut. — Nutzbarmachung der Fälle. — Die Bedeutung der Deutschen in den Verein. Staaten. — Amoenitates diplomaticae. — Große Parade. — Jim Fisk. — Hitze. — Ernennung zum Ministerresidenten. — Rückkehr nach Japan. — Schlechte Fahrt. — Ein eingeschneiter Eisenbahnzug. — Von der Sierra Nevada. — Zurück nach Amerika. — Denver. — Büffel. — Kansas City. — St. Louis. — Volksdemonstration. — Nach Washington. — Japanisch-amerikanischer Vertrag. — Italienische Velleitäten. — Teilweise Zulassung der Fremden in das Innere Japans. — Gegensätze in Washington. — Nach Deutschland. — Eine Ordens-Episode. — Drei Autographen. —

Am 23. Mai 1871 verließ ich Japan, um über die Vereinigten Staaten nach Deutschland zurückzukehren. Das Schiff Japan, auf dem ich mich befand, führte auch den englischen Gesandten Sir Harry Parkes und seine Gemahlin und unter andern Reisegefährten auch ein paar alte Freunde von mir, Mr. Thomas Walsh, einen der Chefs der bekannten amerikanischen Firma Walsh Hall & Co., und seine Gemahlin, eine Tochter des früheren amerikanischen Gesandten in Paris und späteren Gouverneurs von New-York, General Dix, der Heimat zu, so daß wir kaum den Eindruck empfanden, als ob wir aus den alten Verhältnissen herausgerissen seien. Wenige Stunden bevor das Schiff den Hafen verließ, machten mein englischer Kollege und ich noch eine für die damaligen japanischen Verhältnisse recht charakteristische unangenehme Erfahrung. Wir hatten seit Monaten mit den japanischen Ministern eifrig über die Währung verhandelt, die von Japan angenommen werden solle, und hatten in Übereinstimmung mit den meisten unserer Kollegen warm und dringend für die Einführung der Goldwährung gesprochen; wir hatten uns mit der Versicherung der Japanischen Regierung, daß dies geschehen werde, und in der Überzeugung, gute Arbeit gemacht zu haben, eingeschifft, als uns an Bord eine Mitteilung der Regierung zuging, daß sie ihre Meinung geändert und sich zur Einführung der Silberwährung entschlossen habe. Die Veranlassung für diesen Umschlag war die vor wenigen Tagen erfolgte Rückkehr des später oft genannten, jetzigen Grafen Okuma aus Europa, wo er wahrscheinlich einem Silberfanatiker in die Hände gefallen war und es nun verstanden gehabt hatte, die Minister zu seiner Ansicht zu bekehren. Das Ergebnis seiner Einwirkung war, daß Japan erst in den neunziger Jahren den Schritt that, der es Anfang der siebziger zum leitenden Staate Ost-Asiens in allen Finanzfragen gemacht haben würde.

Die der amerikanischen Pacific-Mail-Co. gehörigen Dampfer, die den Verkehr zwischen Japan und San Francisco vermittelten, waren für die damaligen Verhältnisse große Schiffe von über viertausend Tonnen. Sie waren hoch aus dem Wasser ragende, höl-

zerne Raddampfer mit einem gewaltigen Balancier über Deck, sehr bequem, aber langsam und sehr feuergefährlich. Es waren freilich alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um dem verheerenden Element mit Energie und Erfolg entgegentreten zu können, die verschiedenen Decks waren mit Wasser- und Dampfröhren vollständig überzogen, aber die Anwesenheit von oft über Tausend chinesischer Kulis an Bord ließ die Möglichkeit einer Katastrophe um so drohender erscheinen, als man sich darüber klar sein mußte, daß man im Augenblicke der Gefahr gezwungen sein würde, nicht nur das Element, sondern auch diese vor Furcht wahnsinnige Menge bekämpfen zu müssen. Auch nach dieser Richtung hin hatte man alle Vorkehrungen getroffen. Die chinesischen Passagiere, die man während der ganzen Fahrt nur sah, wenn man sich in die von ihnen bewohnten Räumlichkeiten begab, waren durch starke eiserne Gitter von den anderen Teilen des Schiffes ab- und ausgeschlossen, und Dampfröhren waren so gelegt, daß es nur des Öffnen eines Hahns bedurfte, um den siedenden Dampf auf diejenigen richten zu können, die den Versuch machen sollten, diese Barrieren zu durchbrechen; aber die Sache war doch sehr ungemütlich und ich will nicht in Abrede stellen, daß ich jedesmal ganz besondes zufrieden war, wenn ich die Reise auf einem dieser Dampfer, — ich habe sie dreimal gemacht, — glücklich hinter mir hatte. — Die Verpflegung war reichlich, nach amerikanischen Begriffen gut, nach europäischen mäßig, aber man fand immer ein oder das andere Gericht, das genießbar war, und an dem man sich satt essen konnte; man durfte damals seine eigenen Getränke mitnehmen und die meisten Passagiere, die nicht Teetotalers waren, machten von dieser Erlaubnis reichlichen Gebrauch. Die ganze Bedienung wurde von Chinesen besorgt, nur der Chiefsteward, ein großer Mann an Bord, mit einigen seiner höchsten Untergebenen, waren Amerikaner. Die Bedienung bei Tische geschah auf Glockenzeichen. Der Chiefsteward lehnte graziös am Büffet; ein Glockenzeichen, zwei Reihen Chinesen marschierten Schüsseln tragend in den Speisesaal; ein zweites, sie machten Halt; ein drittes, Front; auf ein viertes streckten sie die Arme mit den

Schüsseln aus und auf ein fünftes setzen sie sie auf den Tisch, und so wieder bei jedem Gange. Die Chinesen-Prozession erregte jeden Tag dieselbe Heiterkeit und trug nicht wenig dazu bei, die bei Tische verbrachte Zeit nicht zu lang erscheinen zu lassen.

Der dritte Tag sollte uns ein Abenteuer bringen. Wir sahen am Nachmittage eine japanische Dschunke, die, obgleich der Mast noch stand, den Eindruck eines vollständigen Wracks machte, Menschen waren auf ihr nicht zu sehen und der Kapitän wollte bei der schweren See, die lief, kein Boot aussetzen lassen, um sie mitzunehmen; er fuhr aber so nahe wie möglich an ihr vorüber und ließ die Dampfpfeife kräftig ertönen. Alle Passagiere waren natürlich an Deck und in größter Aufregung; wir waren schon an dem Wrack vorübergelaufen und glaubten dasselbe von der Bemannung verlassen, als plötzlich aus einer der Pforten des stark rollenden Wracks eine Hand hervorkam. Unser Schiff wurde sofort gestoppt und ein Boot zu Wasser gelassen, mit dem sich auch Herr Rudolf Lindau aus Nagasaki, der gleichfalls zu unsern Reisegefährten gehörte, und vor kurzem als Generalkonsul des Reiches in Barcelona gestorben ist, an Bord der Dschunke begab, um als Dolmetscher zu dienen. Nach einer langen halben Stunde kam das Boot mit drei Japanern zurück, die so schwach waren, daß sie mit demselben an Bord gehißt werden mußten. Die Geschichte der Leute, es waren der Kapitän, ein Matrose und ein Schiffsjunge, war die folgende. Die Dschunke war vor sechs Wochen mit einer Ladung Fischöl von Yokohama nach Hiogo in See gegangen, kurz nachdem sie aus der Bai von Jedo herauskam, hatte sie in einem schweren Sturm Ruder und Segel eingebüßt und war in den stillen Ocean hinausgetrieben worden. Die Mannschaft, zwölf an der Zahl, hatte sich von dem Fischöl, einzelnen mit einer zugespitzten Bambusstange harpunierten Fischen und aufgefangenem Regenwasser ernährt; schließlich war aber einer nach dem andern den Entbehrungen erlegen, am Tage bevor wir ihnen begegneten, war der neunte gestorben; die andern Leichen hatten sie über Bord geworfen; die letzte lag aber noch im Raume, da die Überlebenden die Kräfte dazu nicht mehr gehabt

hatten. Als sie die Dampfpfeife gehört, war der Kräftigste von ihnen auf Händen und Knieen nach der Bordwand gekrochen und hatte versucht, sich an derselben aufzurichten; das Schiff hatte grade nach der Seite übergeholt und er hatte die Hand zur Pforte hinausstrecken können, so waren sie gerettet worden. Die Leute sahen entsetzlich aus, wie wandernde mit Haut überzogene Gerippe, in den ganz klein gewordenen Köpfen glühten große unheimliche Augen; der Älteste, der Kapitän, starb am nächsten Tage, er hatte trotz des strengen Verbots einen mitleidigen Chinesen gefunden, der ihm eine große Portion Reis zugesteckt hatte und er war an dem langentbehrten Genuß eingegangen; die andern beiden kamen davon und kehrten als reiche Leute nach Japan zurück, denn eine an Bord für sie veranstaltete Sammlung hatte über zweitausend Mark ergeben und die Gesellschaft beförderte sie umsonst in ihre Heimat zurück. Mir bewies der Vorfall, auf wie schwachen Füßen alle Theorien von der Bevölkerung entfernter Gegenden durch verschlagene Schiffbrüchige stehn.

Wenn der Stille Ozean auch nicht als still im Sinne von unbewegt bezeichnet werden kann, so ist er es in seinen nördlichen Teilen jedenfalls in dem von ruhig, denn man begegnet auf ihm fast nie einem Schiffe. Unsere Unterhaltung bestand außenbords in der Beobachtung einer Schaar von Möven, die uns von Yokohama aus begleitet hatten und sich um die über Bord geworfenen Abfälle bissen und zankten; nach einigen Tagen kannten wir die lautesten Schreier und Störenfriede und interessierten uns für sie, wie das ja auch sonst im Leben der Fall zn sein pflegt. Einmal bekamen wir Besuch von einer ganzen Schaar von Tropikvögeln (Phaeton), einem mövenartigen Vogel mit weißem, manchmal rosaangehauchtem Gefieder, mit roten Schnabel, Füßen und zwei langen Schwanzfedern; sie sollen sich nie sehr weit von Land entfernen und man vermutete daher dort, wo sie zu erscheinen pflegten, Land in der Nähe. Wenn ich nicht irre, sind dort auch später, vor fünfundzwanzig Jahren und mehr, ein paar kleine, flache sandige Inseln aufgefunden worden, die man zuerst von amerikanischer Seite zu

benutzen gedacht hat; der Versuch ist aber bald aufgegeben worden. Eines Abends beim Diner sagte uns der Kapitän, daß, wenn wir Briefe für Japan hätten, wir dieselben fertig machen könnten, da wir am nächsten Morgen dem nach dort bestimmten Dampfer begegnen würden. Und richtig, gegen neun Uhr Morgens am nächsten Tage sahen wir am Horizont eine Rauchsäule aufsteigen, und eine halbe Stunde später lagen die beiden Schiffe auf die Entfernung von wenigen hundert Schritten von einander und tauschten Briefe und Nachrichten aus. Wir erfuhren damals mitten im Stillen Ozean den Ausbruch des Aufstandes der Commune in Paris. Die Begegnung der beiden Schiffe gab außerdem zu einem komischen Intermezzo Veranlassung. In Japan pflegten sich immer einige Chinesen an Bord zu verstecken, um als blinde Passagiere die Reise mitzumachen; wenn sie, wie das stets geschah, bei der nach Abgang des Schiffes vorgenommenen genauen Untersuchung desselben entdeckt wurden und das Passagegeld nicht bezahlen konnten oder wollten, so wurden sie in die Maschine geschickt und dort zum Aschezziehen verwendet. Wenn die beiden Schiffe sich begegneten, tauschten sie ihre blinden Passagiere aus, die dann wieder in der Maschine des anderen Schiffes an ihren Ausgangspunkt zurück befördert wurden, wenn sich nicht während der Fahrt nach dem anderen Schiff ein mitleidiger Landsmann fand, der die Passage für sie bezahlte. So geschah es auch in diesem Falle. Drei blinde Passagiere wurden ins Boot gesteckt und fortgeschickt und sie waren fast schon bei dem anderen Dampfer angekommen, ehe ihre Landsleute, die pfennigweise geboten hatten, sich entschlossen, den ganzen Preis auszulegen. Der Vorfall wiederholt sich bei jeder Fahrt, aber es finden sich immer wieder Leute, die durch den Schaden anderer nicht klug geworden sind. Auch die Möven, die uns soweit begleitet hatten, schlossen sich jetzt dem aus Amerika gekommenen, nach Japan gehenden Schiffe an, während die amerikanischen Möven uns zurückbegleiteten. Ich habe dies zweimal beobachtet und bin meiner Sache ganz sicher.

Am zweiundzwanzigsten Tage meiner Reise, am 12. Juni

kamen wir in San Francisco an, wo ich im „Occidental“ abstieg. Es war das ein Hôtel noch ganz nach amerikanischer Art. Man konnte von des Morgens um sechs bis des Abends um zehn Uhr essen, ohne daß der Preis für Wohnung und Essen, damals drei Dollars, d. h. ungefähr dreizehn Mark sich erhöhte, und wenn man gegen Mittag in die in dem Hôtel gelegene Bar ging, so erhielt man dort, wenn man für 25 Cents, d. h. eine Mark 25 Pfennige einen „drink“ nahm, d. h. irgend etwas Flüssiges, einen Sherry cobbler, Mint Juleb, Knock me down oder Pick me up, ein Glas Whisky oder Brandy, Rotwein oder Champagner, ein sogenanntes freies zweites Frühstück, free lunch, d. h. man konnte von einem Dutzend kalter und einem bis zwei warmen Gerichten so viel essen wie man wollte. Trotzdem machte der Barkeeper gute Geschäfte, denn wenn drei oder vier Freunde zusammen in das Lokal kamen oder sich dort trafen, so bestand jeder darauf seine Tournée zu bezahlen, und der Konsum war ein recht bedeutender. Es war überhaupt auffallend wie viel Spirituosen der sonst nüchterne Amerikaner, der bei seinen Mahlzeiten nichts als Eiswasser genießt, zwischen denselben vertilgt und welche Mittel er gebraucht, um dieselben stets zur Hand zu haben. In dem damaligen ersten Klub San Francisco's, der „Union“, wurden keine spirituösen Getränke verschänkt, aber fast jedes der Mitglieder hatte in einem Wandschränkchen außer der Kreide für sein Billardqueue eine Privatflasche Whisky oder Brandy wie ein Paar Gläser, und als ich dort eingeführt wurde, kam mir von allen Seiten die Frage entgegen, was ich nehmen wolle. — In unserm Hôtel, wo das ganze Diner vom Fisch bis zur süßen Speise gleichzeitig auf liliputanischen Schüsselchen serviert wurde und die eisernen versilberten Klingen der Messer, auf denen man wie man bei uns zu sagen pflegte, nach Rom reiten konnte, unser Erstaunen und Mißfallen erregten, gab es keinen Wein; was man bestellte, mußte erst aus der Bar geholt werden, und Gäste und Kellner wunderten sich nicht wenig über die deutschen Barbaren, die so lange bei Tische saßen und so viel dabei tranken. Besuche in Woodwards Garten, wo ein paar schöne Grizzlies (Bären) und

einige hundert auf Rollschuhen laufende Menschen zu sehen waren, und auf dem Cliff-Hause, einem Restaurant, von dem aus man die gesetzlich geschützten, auf einigen Klippen liegenden und herumkriechenden Seelöwen sehen und brüllen hören konnte, füllten den Tag aus und am Abend ging ich in die „Bella Union" ein Variété-Theater. San Francisco war damals noch etwas unzivilisiert. Vor der Bella Union stand ein Musikkorps und blies und paukte nach Kräften, nicht weit davon stand ein anderes vor einem Lokal, in dem eine Nachtauktion stattfand nnd über einem Paar Läden in der Nachbarschaft hingen Schilder mit: The allmighty Dollar cut in two", d. h. ein Zweimark-Laden, wo jeder Gegenstand diesen Preis hatte, ein Fünfzigpfennig-Bazar, wie man bei uns sagen würde. Die Vorstellung in der Bella Union war recht mäßig, dafür das Publikum desto interessanter. Im Parterre, das den ganzen unteren Raum einnahm, hauptsächlich „Miners" Bergleute, in der traditionellen Tracht, rote wollne Hemden, schwarze Tuchhosen und entweder hohe Wasserstiefeln oder Lackschuhe — am nächsten Tage sah ich einen jungen Mann aus guter Familie in dieser Tracht einer Dame seinen Besuch machen — und jeder hatte am Ledergürtel die Revolvertasche. Wenn eine der Sängerinnen oder Tänzerinnen besonders gefiel, flogen größere oder kleinere Silbermünzen, oft ganze Dollarstücke auf die Bühne, die von den Darstellerinnen aufgenommen wurden, wie bei uns die Blumenbouquets. Wir hatten uns von unserer Loge aus einmal an dem Vergnügen beteiligt und ein Paar Mexikanische Dollars geworfen; bei der nächsten Silberspende, an der wir nicht teilnahmen, drehte die junge Dame, die auf der Bühne stand, sich nach unserer Loge und fragte mit verbindlichem Lächeln: Diesmal nichts aus China? Ein Besuch im Chinesenquartier und in den europäischen Spelunken unter Polizeieskorte beschloß den Abend. Die Chinesischen Opiumkneipen und Speisehäuser waren nicht appetitlich, aber ich muß sagen, daß die deutschen Bierkeller — es waren fast überall deutsche Wirte und Mädchen, die die Honneurs in denselben machten — mir unendlich viel gemeiner und gefährlicher erschienen

als die chinesischen Spelunken, ein Eindruck, dessen Richtigkeit die uns begleitenden Polizisten mir bestätigten. Das Scheußlichste waren aber ein Paar Häuser, in denen Weiße, Mulattinnen und Chinesinnen zusammen dem Vergnügen des Publikums dienten. Am nächsten Abend sah ich im California-Theater „Othello". Das Haus war einfach und hübsch und konnte ungefähr 1500 Zuschauer fassen, die scenischen Arrangements waren nicht schlecht, nur machte die ganz moderne Einrichtung der verschiedenen vorgeführten Räumlichkeiten einen etwas komischen Eindruck. Die Frauenrollen wurden nicht schlecht gegeben, die Männer waren dafür desto schlimmere Kulissenreißer; Jago wurde als angenehmer Schwerenöter aufgefaßt und gespielt und erregte neben der Bewunderung die Heiterkeit des Publikums. Am nächsten Tage las ich in einer der Zeitungen eine Kritik, in der diese Auffassung der Rolle ganz besonders lobend hervorgehoben wurde, da Othello dem düstern und langweiligen Jago, wie er gewöhnlich gegeben würde, schwerlich geglaubt haben dürfte, eine Auffassung, die strebsamen Jüngern Thalia's empfohlen sein möge. Sie hat jedenfalls den Vorzug der Originalität.

Die Stadt selbst machte, wie das wohl kaum anders zu erwarten war, einen durchaus unfertigen Eindruck; neben großen prachtvollen Hôtels und ein paar Steinhäusern (Granit), zu denen das Material aus China gebracht worden war, eine Menge kleiner, hölzerner, weiß, gelb und grau angestrichener Gebäude mit flachen Dächern, die San Francisco besonders aus der Entfernung einen italienischen Anstrich gaben; das Pflaster, wo es vorhanden, war sehr schlecht, die Trottoirs aus Brettern gemacht, mit großen Löchern wahrhaft halsbrecherisch. Angenehm überraschten dagegen die vielen öffentlichen Anstalten, unter denen sich besonders die Deutschen ganz besonders auszeichneten. Der deutsche Klub hatte schöne Räumlichkeiten und war gut eingerichtet, er war auf Aktien gegründet worden und zählte ca. 200 Mitglieder. Das deutsche Krankenhaus mit 150 Betten war vortrefflich, die Zimmer waren für zwei oder drei Kranke eingerichtet. Das Hospital war 1855 durch den Allgemeinen

Unterstützungsverein, der damals 105 Mitglieder, 1871, 1342 Stadt- und 480 Landmitglieder zählte, gegründet worden; die Mitglieder bezahlten einen monatlichen Beitrag von einem Dollar und hatten dafür im Krankheitsfalle freie Behandlung. Nichtmitglieder, Deutsche, zahlten täglich 2½ Dollars. Die Einnahmen betrugen 1870: 28374 Dollars, die Ausgaben 27982; der Wert der Grundstücke und Gebäude wurde auf 60000 D. geschätzt. Die deutschen Ärzte behandelten die Mitglieder gratis, erhielten aber von den Nichtmitgliedern Bezahlung. Das Hospital besaß eine eigene Apotheke, die auch für andere Ärzte arbeitete. Das zahlreiche Personal des Krankenhauses bestand ganz aus Deutschen. Ich fand die Stimmung der Landsleute durch den Verlauf des Krieges mit Frankreich sehr gehoben und man erhoffte von den politischen Ereignissen allgemein einen Einfluß auf die Bedeutung der deutschen Stimmen bei den Wahlen. Leider scheint sich diese Hoffnung nur mit Bezug auf die Municipalwahlen in einzelnen Städten erfüllt zu haben. — Ein Institut, das mir sehr gefiel, war die am 24. Januar 1853 gegründete Mercantile Library, die schöne Räumlichkeiten, einen Bibliotheksaal mit 20500 Bänden, Lesezimmer auch für Damen, und ein Zeitungszimmer besaß und 7020 Mitglieder zählte, die ein Eintrittsgeld von zwei und einen monatlichen Beitrag von einem Dollar zahlten.

Was mir in den Straßen auffiel, war der harte, entschlossene Gesichtsausdruck der Männer, denen man ansah, daß sie schwere Zeiten, harte Arbeit und Entbehrungen durchgemacht, — Oberkalifornien wurde 1847 annektiert, — die ihre Zeichen nicht nur den Charaktern, sondern auch den Gesichtern aufgeprägt hatten. Dagegen zeichneten sich die Frauen durch einen vielfach sehr übertriebenen Luxus aus; seidene Kleider, reicher Schmuck und gemalte Gesichter sah man schon am frühen Morgen auf der Straße und die Kalifornierinnen stachen damals jedenfalls sehr unvorteilhaft gegen ihre östlicheren Landsmänninnen ab. Unter den vielen merkwürdigen Figuren, die man auf der Straße sah, war vielleicht die komischste der Champion shoeblack of the United States, d. h.

der Meisterstiefelputzer der Vereinigten Staaten, Cornelius Lyons, der mit einem Gürtel paradierte, auf dem sein Name, seine Profession und sein Titel verzeichnet waren. Wenige Monate früher hatte er den Schuhputzern der ganzen Welt den Handschuh hingeworfen. „Cornelius Lyons, the champion boot black of the United States proposes to clean five or ten pairs of shoes for 500 or 1000 Dollars a side; issued 1. February 1871 for three months, ready to pay moderate travelling expenses“, stand schwarz auf weiß über dem Hausflur, in dem er seinem Geschäft nachging, und er machte ein gutes Geschäft, denn viele Leute gingen hin, wie ich das auch that, um ihn perorieren zu hören, was er mindestens mit derselben Schnelligkeit und Geschicklichkeit besorgte, mit denen er seinen Kunden die Stiefel wichste.

Baron von Hübner, der österreichische Diplomat, dem gegenüber Napoleon III beim Neujahrsempfang 1859 die Bemerkung machte, die als das erste Anzeichen des drohenden Krieges mit Österreich, der einige Monate später zum Ausbruch kam, angesehen werden konnte, der Verfasser der „Promenade autour du monde“, war auf dem Wege nach Japan und bewohnte ebenfalls das „Occidental“, ich suchte ihn auf, und erbot mich, auf seinen Wunsch ihm einige Briefe nach Yokohama mitzugeben. Da er am nächsten Tage den Ausflug nach dem Yosemiti-Thal antreten wollte, ging ich auf mein Zimmer, um die Briefe gleich zu schreiben und brachte sie ihm bald; ich fand ihn mit einem Besucher, der den Hut auf dem Kopf und die Cigarre im Munde hatte, und hörte, wie derselbe sagte: „Well, Baron, to morrow at four sharp, we dont wait for the queen“ und darauf das Zimmer verließ. Es war der Unternehmer des Ausflugs, und es war dem alten Herrn höchst peinlich, daß ich ihn in der Situation gesehen hatte. Er wendete sich zu mir und sagte: „Mein lieber junger Herr Kollege, Sie werden in dem Lande noch Merkwürdiges erleben“, aber die Laune war dem früheren Botschafter verdorben und ich verließ ihn bald, um ihn in seinen Vorbereitungen nicht zu stören. Ich bin ihm seitdem auf seinen Wanderungen wiederholt begegnet, das letzte

Mal in Colombo, als er eben aus Australien zurückkehrte und auf dem Wege nach Indien war. Ich habe mich damals wie immer über die körperliche und geistige Rüstigkeit des alten Herrn, seine scharfe Beobachtungsgabe und sein hübsches Erzählertalent gefreut; er mag kein großer Diplomat gewesen sein, aber er war ein hervorragender Concipient und aus dem Grunde wohl auch besonders von dem alten Fürsten Metternich und dem Fürsten Felix Schwarzenberg geschätzt.

San Francisco hatte damals dem Rest der Union gegenüber eine sehr unabhängige Stellung; das Papiergeld, die greenbacks hatten in Kalifornien keinen legalen Kurs; man sah ab und zu in den Wechslerläden eine Note als Kuriosität ausgestellt, aber alle Geschäfte wurden in Gold abgeschlossen. Auch die Zollbeamten der Union hatte man sich vom Leibe zu halten gewußt. Leider sollte der schöne Zustand nicht lange dauern; als ich 1872 „kam desselbigen Weges gefahren“, waren die Zöllner in San Francisco, wenn nicht schon ganz so unerträglich wie die in New-York, doch auf dem guten Wege, es zu werden. Im übrigen kann ich den vielfachen Klagen gegenüber, die namentlich von reisenden Diplomaten über die Zustände in den Vereinigten Staaten erhoben worden sind, nur erklären, daß ich nie in meinem Leben mit größerer Höflichkeit und Rücksichtnahme behandelt worden bin; ich habe allerdings, und ich halte das für durchaus richtig, mit den Wölfen geheult und gethan, wie die Landeseingeborenen thaten, dafür habe ich aber auch meine Stiefel stets im Hôtel geputzt erhalten und nur einmal — das war ein Jahr später und in Cheyenne — meinen Koffer selbst tragen müssen. Da auf der andern Seite der erste Sekretär von Ihrer Britannischen Majestät Botschaft in Berlin anfaßte — ich erwies ihm nachher beim Transport seines Koffers denselben Dienst — kam ich mir an meinem Ende nicht zu deplaziert vor. Im übrigen kann ich nur wiederholen, daß mir allgemein selbst von Leuten, mit denen ich nur ein paar Stunden zusammen gewesen war, mit einer Liebenswürdigkeit und persönlichen Aufopferung entgegengekommen worden ist, wie ich Ähnliches in keinem anderen

Lande der Welt gefunden habe. In San Francisco lernte ich den Adjutant General der dortigen Militär-Division Major J. C. Kelton kennen, der von 1852—1858 unter den Indianern als General-Agent gelebt hatte. Nach demselben ständen die im Osten angesessenen Indianer, die Choktaw und Cherokee, die Ackerbau treiben, auf einer hohen Stufe der Zivilisation und gäben den Weißen nichts nach; ihre Farmen seien vortrefflich gehalten, ihre Söhne würden häufig auf den höheren Schulen erzogen, Heiraten mit Weißen und auch mit weißen Frauen seien nichts Seltenes und sie regierten sich selbst nach amerikanischen Gesetzen, würden aber nicht als Bürger angesehen und besäßen auch nicht deren Rechte. Die Cherokesen hätten ihre eigene Schriftsprache, deren Alphabet zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von einem der Ihrigen zusammmengestellt worden sei, und gäben eine Zeitung in derselben heraus. Die Indianer bei Corinne seien erbärmliches Gesindel, dagegen zeichneten sich die ganz nomadischen Stämme östlich von Ogden auf dem großen Plateau durch Stattlichkeit der Erscheinung aus und erinnerten an die Indianer der Cooper'schen Romane, was vielleicht ihrer herumziehenden Lebensweise und den fortwährenden Fehden untereinander zuzuschreiben sein könne. Herr Kelton hat mir viel von den furchtbaren Grausamkeiten erzählt, die die Indianer verübten, hielt sie aber doch für zivilisierbar; in ähnlicher Weise habe ich viele Reisende sprechen hören. In Amerika teilt man diese Auffassung im allgemeinen nicht. Die Antwort auf die Frage, ob es auch gute Indianer gebe: „Oh ja, auf dem Kirchhof", ist bekannt, und die andere Äußerung, daß man nur zwei Mittel habe, um mit Indianern fertig zu werden, Brandy und den Revolver, aber das erstere verdammt langsam sei (plaguy slow), charakterisiert treffend die Art und Weise, wie im Westen die meisten Leute über die Indianerfrage denken. Interessant war die Mitteilung, daß die Indianer, die die verschiedenen unter ihnen herrschenden Sprachen und Dialekte nicht verstehen, sich mittelst einer allgemein gebräuchlichen Zeichensprache untereinander verständigen. So wird ein Dakotah, Halsabschneider, dadurch bezeichnet, daß man mit der

rechten Hand über den Hals fährt, ein Pawnee, Dieb, dadurch, daß man mit der rechten Hand etwas unter der den Zeltrand vorstellenden Linken hervorzieht, die Snakes, durch Nachahmung der Bewegungen einer Schlange, eine Frau durch eine Bewegung der Hand nach der rechten Seite des Kopfes, die Lage der Haare andeutend u. s. w. — Schließlich gab mir Mr. Kelton Empfehlungsbriefe mit, um einem großen Indianer Powwow, Konferenz, das bei Fort Butler in den Plains in Aussicht genommen war, beiwohnen zu können; dasselbe kam nachher nicht zustande, aber ich fühle immer noch das gelinde Gruseln, das mir über den Rücken lief, als mein neuer Freund hinzufügte: „Und nun einen Rat, für den Fall, daß Sie dorthin gehen sollten; es wird ja wahrscheinlich alles glatt abgehen, aber vergessen Sie nie, den letzten Schuß in ihrem Revolver für sich selbst aufzuheben."

Am 21. Juni trat ich die Weiterreise an, mit der Dampffähre nach Oakland, auf der andern Seite der Bai, und von da weiter mit der ersten seit 1869 vollendeten Pacific-Bahn. Es war alles vortrefflich eingerichtet, man kaufte ein Billet, damals für hundert Dollars, für eine Fahrt von sechs Tagen und zwanzig Stunden von einem Agenten, der alles übrige, Plätze, Anschlüsse, Gepäck u. s. w. ohne weitere Entschädigung besorgte, da er einen gewissen Prozentsatz von den Gesellschaften erhielt, über deren Linien man reiste. Zu diesem Betrage kam noch der Preis für einen Sitz im Pullman Wagen, oder richtiger für zwei d. h. vier Dollars für den Tag, da man der Regel nach die beiden sich gegenüberliegenden Sitze nahm, um am Tage allein sitzen und nachts allein hinter einem Vorhang schlafen zu können. Für die Mahlzeiten, zwei oder drei am Tage, bezahlte man 75 Cents auf den Stationen; sie waren das nicht einmal wert; man richtete sich daher im allgemeinen so ein, daß man sich wie für ein mehrtägiges Picknick verproviantierte, — man bekam besondere Körbe dafür zu kaufen, — und im übrigen die Sache gehen ließ, wie sie eben gehen wollte. Heute ist die Fahrzeit auf vier und einen halben Tag verringert und alle Züge haben Speisewagen, in denen man vortrefflich

bedient wird. — Die Stewards, meistens Schwarze, waren sehr aufmerksam, der Gang in der Mitte des Wagens, die Waschtische, Eiswasserbehälter und vor allem die Plattformen vorn und hinten am Wagen waren große Annehmlichkeiten. Auf den letzteren befand sich allerdings eine Notiz, daß der Aufenthalt auf ihnen verboten sei, aber damit hatte die Gesellschaft das Erforderliche gethan, um sich gegen Entschädigungsforderungen zu decken, und nun konnten die Passagiere thun, was ihnen beliebte. Unbequem war nur, daß die Fahrkarten sehr häufig revidiert wurden, aber man schützte sich gegen die Störung dadurch, daß man dieselben unter das Hutband steckte, der Kondukteur nahm sie schweigend heraus und steckte sie schweigend wieder hinein, so daß einen nichts beim Naturgenuß oder einem Schläfchen störte. Die Gegend bot wenig Interessantes, sie ist zu Anfang sumpfig, dann kahl, wenig bebaut und wenig bevölkert, die meisten Flecken an der Eisenbahn bestehen nur aus ein Paar Häusern, meistens einem Bureau von Wells, Fargo et Co., der großen Speditionsfirma der Ver. Staaten, einem Telegraphen- und Postbureau, einem Spezereiwarenladen (drug store) und einigen Saloons niedrigster Art, für den Bergleute- und Auswandererfang eingerichtet, Spielhöllen, Freudenhäuser und Schnapskneipen in einem. In „Junction" war die erste Station, wo gegessen wurde, herzlich schlecht, aber reinlich und zur Bedienung sauber angezogene Mädchen; in Alta, Abendessen, ebenfalls wieder mit sauberer, anständiger, weiblicher Bedienung. Hinter Alta auf der Sierra Nevada wird die Gegend schön und großartig. Blue canon ist sehr tief und interessant, aber bald macht die Dunkelheit dem Ausblick aus dem Wagen ein Ende. Am nächsten Morgen sah ich meinen früheren Dolmetscher Schnell, der mit einer ganzen Schar Japaner in die Minendistrikte gegangen war, aber keine besonderen Geschäfte gemacht zu haben schien; die Japaner waren ihm alle weggelaufen, und er hatte wohl viele Prozesse gehabt, aber keine Geschäfte und noch weniger Geld gemacht. — Ein paar Stellen, wo hydraulischer Bergbau, d. h. Goldwäsche im großen durch Abschlämmen getrieben wurde, waren besonders interessant. Die Berge waren ganz abge-

holzt, um das Material für die meilenlangen Rinnen zu beschaffen, in denen das Wasser an die Stellen geleitet wurde, an denen man seiner bedurfte. Dann traf der aus einem Schlauch hervorschießende Strom das Gestein mit furchtbarer Gewalt und verwandelte alles, Erde, Steine und edles Metall in eine schlammige Masse, die in breiten, hölzernen Abläufen dahinströmte, in denen das Gold sich niederschlug. Die Berge sahen aus, als ob Erdstürze und Bergrutsche in ihnen niedergegangen wären und alles mit fortgerissen hätten. Einige Stunden später wurde die Gegend wieder trostlos, eine gelbgraue sandige nur mit ein bis zwei Fuß hohen Sage-Büschen (Amerik. Beifuß) bestandene Ebene, durch die sich wie ein dünnes Band der schmale Humboldtfluß zog, unser Begleiter während über 300 Kilometern, an dessen Ufern die Büsche stellenweise eine Höhe von acht bis zwölf Fuß erreichten; überall in dieser gottverlassenen Gegend trat der Alkaligehalt des Bodens auf die Oberfläche, die manchmal auf weite Strecken aussah, als wäre sie mit dünnem Schnee bedeckt; die das Gesichtsfeld begrenzenden Berge waren ebenfalls gelbgrau und kahl, wo sie höher anstiegen, lag in den Schluchten manchmal noch Schnee. Die Stationen bestanden meistens nur aus einem Hause, aber in Humboldt-Station, wo wir frühstückten, wurde die schlechte Mahlzeit wieder von sauberen Mädchen serviert. Die Indianer, die man auf einigen der Stationen sah, waren erbärmliches Gesindel, in die Lumpen europäischer Kleider gehüllt und mit rotgefärbten Gesichtern. Im Whirlwind desert spazierten eine Menge kleiner Sandhosen umher, die die Gegend origineller, aber nicht schöner machten. Auf einer der kleinen Signalstationen, auf der wir wegen einer Reparatur an der Lokomotive eine Stunde halten mußten, hingen in dem einzigen Zimmer gewiß vierzig bis fünfzig getrocknete Klappern von Klapperschlangen an der Wand. Ich hatte einen Spaziergang in die Prärie hinaus machen wollen, aber der Anblick machte mich stutzig. Auf meine Frage antwortete ein Arbeiter: Ja, Schlangen giebts schon genug, aber es hat keine Gefahr damit; man muß nur nie über einen Stein oder einen Baumstamm steigen, sondern drauf und

dann mit einem großen Schritt schnell weiter. Das sind die Plätze, wo die Rattler gern liegen; aber sie sind so träge, daß man schon weit weg ist, ehe sie sich besonnen haben. Sie ziehen aber doch wohl besser hohe Stiefel an.“ Ich zog vor, mir die Gegend vom Coupéfenster aus anzusehen. — Nachdem wir die Pallisaden passiert haben, zwei senkrechte dicht aneinander gerückte Felswände, zwischen denen man durchfährt und die sich, wie die meisten Landschaftsbilder, die ich bis jetzt auf dieser Reise gesehen habe, auf den Photographien besser als in der Natur machten, soupieren wir in Elko, wo uns große Anschläge, auf denen Vorstellungen von Lake's Hippo-Olympiad und Mammoth-Zirkus für den 24. Juli angekündigt werden, beweisen, daß wir uns doch noch im Bereich der Zivilisation befinden. „Miß Millie, the sunbeam of the arena“ und ein großer Ballon, „not of paper“, wie es hieß, waren die „attractions“, die Mr. Lake dem Publikum von Elko bot. Am nächsten Morgen, 23. Juni, sehen wir in der Ferne den großen Salzsee, der der Stadt der Mormonen den Namen gegeben hat. Was wir sahen, war ein sumpfiger Marsch mit einigen Wasserlachen, umgeben von salzigen Niederschlägen, die wie Eis und Schnee in der Sonne glitzern. Allmählich gewinnt die Gegend ein anderes Aussehen, Abzugsgräben, Bäume, Felder, bessere Häuser, alles deutet auf Arbeitsamkeit und Wohlhabenheit. Hinter Corinne, der einzigen heidnischen, gentile, d. h. nicht mormonischen Ansiedelung in Utah wird die Landschaft immer üppiger und grüner, und man bekommt mehr von dem See zu sehen, auf und über dem sich ganze Schwärme von Möven herumtreiben. In Ogden, von wo die Lokalbahn nach Saltlake City abgeht, war furchtbare Konfusion, aus der ich mich ohne die Hilfe eines Mormonen, Mr. Dwyer, seines Zeichens ein Buchhändler, dessen Bekanntschaft ich im Zuge gemacht, nie herausgefunden hätte. Zwei Stunden Fahrt brachten uns nach der Hauptstadt der Mormonen. Das erste, was meine Aufmerksamkeit erregte, waren einige Plakate:

„They are coming to the Tabernacle
Mrs. Elisabeth Cady Stanton
and
Miss Susan B. Anthony
to
lecture on Woman suffrage.
29 th July 1871 at 8 o'clock p. m."

Als ich einige Tage später Brigham Young meine Verwunderung darüber aussprach, daß man diesen Vertreterinnen der Frauenrechte die Kirche für ihre Vorträge eingeräumt habe, erwiderte er mir, daß die Frauen der Mormonen von dem, was sie dort hören würden, nicht beeinflußt werden dürften oder Schaden zu befürchten hätten; daß er und die andern Führer im Gegenteil ganz besonderen Wert darauf legten, daß ihre Frauen Gelegenheit hätten, sich von der Nichtigkeit und Hohlheit der ganzen Bewegung aus eigener Anschauung zu überzeugen. Übrigens besaßen die Frauen der Mormonen gewisse Wahlrechte.

Saltlake City, die Salzseestadt, machte mit Ausnahme der Hauptstraße, die ganz den Charakter einer gewöhnlichen im Entstehen begriffenen amerikanischen Stadt trug, durchaus den Eindruck eines kleinen, europäischen Badeorts. Breite Straßen mit schattigen Alleen, manche von ihnen mit fließendem Wasser, kleine villenartige in Gärten gelegene Häuser, meistens aus Adobe, in der Sonne getrockneten Ziegeln, gebaut, gaben ein sehr freundliches Bild, durch das man wahrscheinlich noch mehr erfreut und überrascht gewesen sein würde, wenn man sich nicht in Folge der thörichten Anpreisungen, „daß diese berühmte Stadt eine der schönsten der Welt sei", enttäuscht gefühlt gehabt hätte. Das Hôtel, Townsend House, war ein einstöckiges ziemlich großes Gebäude, reinlich, mit amerikanischem d. h. sehr schlechtem Essen, die Bedienung war wieder weiblich, ob sie Frauen oder Töchter des Wirts waren, der seit neunzehn Jahren in Saltlake City lebte und ein eifriger Mormone war, habe ich nicht feststellen können. — Das wichtigste Gebäude, das sogenannte Tabernakel, sah aus

wie eine umgekehrte Gemüseschüssel, es hatte eine elliptische Form, 250 Fuß lang, 150 Fuß breit, mit abgeflachtem, mit Schindeln gedecktem Dache; im Innern war es weiß getüncht mit rohem Holzwerk und Holzbalken, der einzige Schmuck war eine große braun angestrichene Orgel mit vergoldeten Pfeifen, von denen die größte 52 Fuß hoch war. Der Führer behauptete, daß in dem Gebäude 14000 Personen untergebracht werden könnten, was mir aber übertrieben erschien. Bei einem Gottesdienst, dem ich in demselben beiwohnte, waren Männer und Frauen getrennt; auf dem Chor saßen die Propheten und Ältesten, die meisten der letzteren in Hemdsärmeln; stramme Gestalten mit wie aus hartem Holz gehackten strengen Zügen. Als Brigham Young, der übrigens im allgemeinen recht schlecht sprach, der Verfolgungen erwähnte, denen die Mormonen früher ausgesetzt gewesen seien und die ihnen jetzt wieder zu drohen schienen, und mit den Worten schloß: „Wir haben aus dieser Wüste einen Garten gemacht, aber wenn man uns wieder von hier vertreiben wollte, so würde ich der erste sein, der die Axt an die Bäume legte, die ich gepflanzt habe", ging es wie ein Murmeln des Beifalls und der Zustimmung durch die Reihen der Grauköpfe, die um ihn saßen, und ich hatte für einen Augenblick das Gefühl, als ob ich mich in einer Gesellschaft von Cromwell'schen Puritanern befände. Während der Rede eines andern Ältesten wurde das Abendmahl gereicht d. h. umhergehende Männer boten jedem einen Schluck Wasser aus einem Zinnbecher an, den sie immer wieder neu füllten, und Stücke Brod, von denen eine ganze Menge auf einem hölzernen Teller lagen. Wie mir später gesagt wurde, sollte Wein für diesen Zweck verwendet werden, sobald derselbe aus in Utah selbst gezogenen Trauben hergestellt werden könnte. — Neben dem Tabernakel lag der für den zukünftigen Tempel in Aussicht genommene Platz, auf dem sich das Fundament desselben, kolossale Mauern und große Souterrains, befanden; alles aus weißem, aus Utah stammendem Granit; ich brachte damals eine Anzahl Steine von dort mit, die später bei einem in Berlin unter dem Protektorat Sr. k. und k. H. des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich III., abge-

haltenen Bazar für wohlthätige Zwecke als Briefbeschwerer Verwendung und, wie mir der Prinz sagte, reißenden Absatz fanden. Der Entwurf für den neuen Tempel war sehr häßlich, ich glaube er ist erst 1893 vollendet worden, er wird, trotzdem er über zwölf Millionen Mark gekostet hat, an Orginalität nie mit dem übrigens noch erhaltenen und benutzten Tabernakel wetteifern können.

Auch ein sogar recht hübsches Theater besaß Saltlake City. Der in Weiß und Gold gehaltene Saal konnte 1200 Personen fassen, die Bühne war sehr geräumig und die Dekorationen für die Gegend auffallend gut. Es wurde ein schreckliches Schauer- und Rührstück „The pirates of the gulf", gegeben; in einem Akt schlossen die Bösewichte den Bahnwärter in sein Haus ein und banden den Helden auf den Schienen fest; man hörte das Geräusch des herannahenden Zuges, der Wärter donnerte wie wahnsinnig an die Thüre seines Hauses und erst im letzten Augenblick gelang es ihm, dieselbe zu sprengen und den Unglücklichen dem anscheinend sicheren Tode zu entreißen. Im letzten Akt wurde der Held aus einem Kellerfenster in den vorbeifließenden Strom geworfen und durch ein zufällig vorüber kommendes Boot gerettet; man sah gleichzeitig das Innere des Kellers und den Fluß und wenn alles auch etwas roh aufgefaßt und dargestellt wurde, war der Realismus der Aufführung und Bilder doch manchmal recht packend. Gespielt wurde von Liebhabern und Schauspielern. Mrs. A. Clawson, eine Tochter von Brigham Young, die Heldin, spielte recht mäßig, eine sehr niedliche Miß Adams, ebenfalls Mormonin, ganz erträglich; die Piraten zeichneten sich alle durch hohe Wasserstiefel aus. Einzelne auf das amerikanische Publikum berechnete Phrasen: „Cursed be the man, who draws his sword against the king" „I make no terms with tyrants" „the curse of kings is upon me" u. s. w. fanden weniger Beifall, als dies wahrscheinlich in jeder andern Stadt der Union der Fall gewesen wäre. Das Publikum und besonders die zahlreichen Mormonen waren der interessanteste Teil der Vorstellung; unter ihnen befanden sich viele Frauen und Kinder, einige sogar von recht jugendlichem Alter, welche die schönsten Scenen mit ihrem

Geschrei begleiteten. Brigham Young wohnte der Vorstellung in seiner Loge mit seiner jüngsten Gemahlin, der dreiundvierzigsten*) wie die böse Welt behauptete, bei. Das Ganze machte den Eindruck eines netten Familienfestes.

An einem Morgen besuchte ich den Herausgeber der Deseret News, des officiellen Organs der Mormonen, Mr. George Q. Cannon, bei dem mich der Besitzer des Hôtels, Mr. Townsend, einführte. Mr. Cannon, ein Mann von Mittelgröße, etwas beleibt, mit schönen hellgrauen Augen, hoher Stirn, sehr intelligent aussehend und von einnehmendem Wesen, sprach sich sehr offen und eingehend über alles aus. Er war lange Zeit Delegierter des Territoriums beim Kongreß in Washington gewesen, wo man ihm die Eintrittskarten zu den Tribünen desselben, trotz der bereits 1862 gegen die Vielweiberei erlassenen gesetzlichen Verbote, für Mr. G. Q. Cannon and the Misstresses C. auszustellen pflegte. Er wurde nach dem Tode des zweiten Nachfolgers Brigham Youngs, William Woodruff — der erste, John Taylor starb 1887 in der Verbannung, — Präsident und bekleidete, wenn ich nicht irre, noch diese Stellung bis zu seinem vor Kurzem erfolgten Tode. Am Tage darauf sah ich in dem Adlerhause, so genannt wegen eines über dem Eingangsthor angebrachten Adlers, den Präsidenten selbst und zwei der Apostel, George A. Smith, den Historiographen der Mormonen, und Orson Pratt, den Verfasser einer großen Anzahl von, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, theologischen Lehrbüchern und Pamphleten. Was ich von den Herrn hörte, ließ mich sehr kalt, einen desto größeren Eindruck machten dagegen ihre äußeren Erscheinungen auf mich. Pratt war ein langer, hagerer Mann mit dem Kopf, den Augen und der Haltung eines Fanatikers; Smith und Brigham Young waren beide, trotz ihrer siebzig Jahre große, breite, stattliche Erscheinungen, mit wahrhaften Stiernacken, äußerlichen Symptomen der Energie, die sie besessen haben

---

*) Bei seinem Tode hinterließ er ein Vermögen von 2½ Million Dollars, siebzehn Witwen und vierundfünfzig Kinder. Man darf aber nicht vergessen, daß nach der Lehre der Mormonen auch Verstorbene ihm hatten angetraut werden können.

mußten, um das begonnene Werk durchführen zu können, und wohl auch der Sinnlichkeit, die ja so oft mit der ersteren verbunden zu sein pflegt und die manches in der Laufbahn der beiden Männer wie im Mormonentum erklären dürfte.

Die Sekte wurde von dem 1805 im Staat New-York geborenen Joseph Smith gegründet. 1820 will derselbe seine erste Offenbarung gehabt haben, bei der ihm Gott Vater und Sohn erschienen wären; 1823 eine zweite und 1827 würde ihm von einem Engel der Platz gewiesen worden sein, wo er das heilige Buch der Mormonen, auf Silberplatten in fremden Charakteren geschrieben, und den Urim und Thummim fand, eine Art Brille, die es ihm ermöglichte, die unverständliche Schrift zu entziffern. Das Vorhandensein dieser Dinge ist durch ein Paar Zeugen bescheinigt worden, die sie gesehn haben wollten; wohl kaum ein hinlänglicher Beweis für nicht ganz kritiklose Gemüter. 1830 erschien ein Teil dieser heiligen Berichte, deren Verfasser der Sohn eines Propheten Mormon, daher der Name, gewesen sein sollte. Das Ganze ist ein so unsinniges Machwerk, daß man sich nur wundern kann, wie dasselbe jemals als Grundlage für die Gründung einer Religion oder auch nur einer religiösen Sekte hat dienen können. Nach den historischen (?) Berichten würden Juden 600 v. Chr. direkt von Jerusalem nach Amerika gelangt sein, wo sie bereits die Eingebornen, Indianer, vorgefunden hätten. Christus wäre nach seinem Tode den Nachkommen dieser Einwanderer, Nephiten, erschienen und hätte dort seine Kirche eingesetzt, später wären die Nephiten im Kampfe gegen die Indianer (Lamaniten) in der Schlacht von Cumarah, 385 n. Chr. ganz ausgerottet worden. 1831 wurde die Kirche Jesu Christi der Heiligen des jüngsten Tages (Church of Jesus Christ of Latter Day Saints) gegründet. Die erste größere Niederlassung der Mormonen war in Kirtland in Ohio, von wo sie sich trotz vieler Anfeindungen und Verfolgungen bald in dem Staate und in Missouri ausdehnten. 1835 erhielt die Kirche in Kirtland durch die Wahl von zwölf Aposteln neben dem Propheten Joseph, (Joe) Smith, ihre Verfassung. Bald brachen neue Verfolgungen

aus und 1838 setzte Gouverneur Boggs von Ohio die bewaffnete Macht gegen die Mormonen in Bewegung mit dem Befehl, sie auszurotten oder aus dem Staat zu vertreiben. 12—15000 Menschen flüchteten über den Missouri und fanden eine Zuflucht im Staate Illinois. Joseph Smith und andere der Führer wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt, entgingen aber der Hinrichtung. Jetzt gründeten die Mormonen im Staate Illinois mit der Unterstützung der gesetzgebenden Versammlung die Stadt Nauvoo, die bald sehr aufblühte; 1843 zählte sie bereits 20000 Einwohner. Aber auch hier sollten sie keine Ruhe finden; ein Teil der Bevölkerung erhob sich gegen sie, der Gouverneur Ford ließ Joseph Smith, seinen Bruder Hyram und andere Führer verhaften, und am 27. Juni 1844 wurden die beiden ersteren von dem Pöbel, der das Gefängnis erstürmte, erschossen. Ihre Mörder sind nie bestraft worden. Die Ursache des Hasses und der Verfolgung, denen die Mormonen überall begegneten, ist schwer zu erklären; denn die Lehre der Vielweiberei, die für solche Angriffe hätte dienen können, ist angeblich erst am 12. Juli 1843 Joseph Smith geoffenbart und erst am 29. August 1852 öffentlich als einer der Glaubenssätze der Kirche verkündigt worden. Nach allen Berichten waren die Mormonen ruhige, arbeitsame Leute, die überall wo sie sich niederließen, Tüchtiges leisteten und an mehr als einer Stelle Wüsteneien in fruchtbare Gefilde verwandelten. Vielleicht mag in diesen Erfolgen, — der Neid ist überall, auch im öffentlichen Leben ein nicht zu unterschätzender Faktor, — in dem engen Zusammenschließen der Gemeinde und in ihrem sich Abschließen gegen äußere politische und religiöse Einflüsse und Interessen der Vorwand und die Ursache für die oft amtlich unterstützten und geleiteten Ausschreitungen gegen die Mormonen gefunden werden, die einen unauslöschlichen Schandfleck in der Geschichte der Staaten bilden, in denen sie vorkamen. Die Lage der Mormonen wurde immer unerträglicher; am 1. Februar 1846 verließen tausend Familien Nauvoo und überschritten den Mississippi. Es ist charakteristisch für die damaligen Verhältnisse in den Vereinigten

Staaten und die Loyalität, die die Mormonen, ob aus politischen oder anderen Gründen, der Regierung gegenüber bewiesen, die sie nicht zu schützen vermochte, daß, als an diese heimatlose, von Haus und Hof vertriebene Menge im Juli 1846 die Aufforderung der Regierung der Vereinigten Staaten erging, für den Krieg gegen Mexiko ein Kontingent zu stellen, eine 500 Mann starke Legion gebildet wurde, die nach Kalifornien abrückte, das sie nach großen Entbehrungen erreichte. Im Frühjahr 1847 brach Brigham Young mit einer Schar von 143 Männern, 4 Frauen und 2 Kindern auf, um ein neues Heim für seine Glaubensgenossen zu suchen; er fand dasselbe an den Ufern des Großen Salzsees, wo er am 24. Juli eintraf und den Grund zur Saltlake City legte. Die übrigen Mormonen folgten bald und im September 1850 wurde Utah durch den Präsidenten Filmore als Territorium in den Verband der Vereinigten Staaten aufgenommen und Brigham Young zum Gouverneur desselben ernannt, eine Stellung, die er bis 1858 bekleidete. 1857 drohte es zu einem Konflikt zwischen der Zentralregierung und den Mormonen zu kommen; dieselben wurden beschuldigt, illoyale Absichten zu hegen, und Truppen wurden gegen sie in Bewegung gesetzt. Die Mormonen besetzten die Pässe im Wasatchgebirge und verhinderten die Truppen am Einrücken in das Thal des Salzsees. Im nächsten Frühjahr kam es dann zu einer Verständigung; die Mormonen zogen sich zurück, die Truppen bezogen ungefähr 70 km von der Stadt ein Lager und die Verwaltung wurde von Bundesbeamten übernommen. Seitdem sind die Mormonen durch legislative, sich auf die Vielweiberei und Territorial- und Municipalverwaltung beziehende Maßregeln vielfach gestört und gekränkt, aber in den Erfolgen ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit nicht weiter beeinträchtigt worden. Und was von den Leuten nach dieser Richtung hin geleistet worden ist, kann man nur richtig beurteilen, wenn man weiß, mit welchen materiellen Schwierigkeiten dieselben nach jeder Richtung hin zu kämpfen gehabt haben. Schon nach Utah zu gelangen war unter damaligen Verhältnissen, d. h. in den fünfziger und zu Anfang der sechziger Jahre

eine Aufgabe, an der jährlich Hunderte von Menschen und Tieren zu Grunde gingen; sie erlagen dem Klima, den Mühseligkeiten der Reise und den Angriffen der Indianer. An Ort und Stelle angekommen, begann eine Zeit der harten Arbeit und Entbehrung, während dreizehn Jahren, von 1847 an, hat die Mehrzahl der Einwanderer von Rationen gelebt, die verteilt wurden; die Erträge der Felder wurden in das Beehivehouse, das Bienenkorb-Haus gebracht und dort für die Gemeinde verwaltet; es war wohl hauptsächlich die Herkunft der Einwanderer, Walliser, Norweger Schweden und Dänen, die von zu dem Zweck ausgesandten Missionaren bekehrt und nach Utah geschickt wurden, die den Leitern, alle Amerikaner, die Anwendung der rücksichtslosen Energie gestattete, ohne die kein Erfolg, ganz gewiß nicht der erreichte, möglich gewesen wäre. Von 11380 Einwohnern waren 1850 2044 Fremde, von 40273 in 1860 12754, von 86760 in 1870 30702. Diese letztere Zahl giebt indessen keinen richtigen Begriff von der Stärke des fremden Elements, von 59024 Personen waren in dem Jahre einer oder beide Eltern Fremde. — Vielleicht das Auffallendste war, daß der Kopf des Ganzen, Brigham Young gar keine Schulbildung empfangen hatte. Am 1. Juni 1801 geboren, hatte er nur wenige Wochen eine Schule besucht und dann als Tischler, Anstreicher und Glaser seinen Lebensunterhalt verdient; 1832 trat er zum Mormonentum über, wurde 1835 zum Apostel, 1844 zum Präsidenten gewählt. Er starb im August 1877, wie schon erwähnt mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens, das er sich zum großen Teil durch den Bau von hundert Meilen (engl.) der Pacificbahn erworben hatte. Sein hervorragend praktischer Sinn, seine Arbeitskraft, und ebenso seine Zuverlässigkeit in Geschäftssachen wurde von Freund und Feind gleichmäßig anerkannt. Sein Einfluß auf seine Glaubensgenossen war ein unbeschränkter. Der Attorney-General des Territoriums erzählte mir aus eigener Erfahrung, daß ein Paar Leute, die mit der Eisenbahn-Gesellschaft einen Vertrag abgeschlossen gehabt hatten, von dem sie sich später überzeugten, daß er bedeutenden Verlust für sie lassen würde, sich geweigert hätten

denselben auszuführen. Auf die Beschwerde der Gesellschaft habe B. Young die Leute kommen lassen, und nachdem er ihre Klagen über die erwachsenden Verluste angehört, sie gefragt, ob sie den Kontrakt so abgeschlossen hätten, wie die Gesellschaft behaupte. Auf ihre bejahende Antwort hätte er ihnen erklärt, daß sie ihn erfüllen müßten und wenn er ihnen ihr letztes Pferd und ihren letzten Rock koste. „Ihr habt Euer Wort gegeben und Ihr müßt es halten" lautete seine Entscheidung, der die Leute sich widerstandslos unterwarfen. Es ist viel von Mörderbanden erzählt und geschrieben worden, den „avenging angels" den „rächenden Engeln", die in seinem und der andern Chefs Solde gestanden und ihre Befehle mit Messer und Revolver ausgeführt hätten. Ich halte das alles für Unsinn. Manches mag wohl vorgekommen sein, was unsern Rechtsbegriffen nicht ganz entsprochen haben dürfte, aber man muß die Zeit und die Umstände, unter denen das Mormonentum sich entwickelte, in Betracht ziehen. Es war gar nichts seltenes, in irgend einer kleinen Niederlassung in einem anderen Staate zu hören, daß auf deren Friedhofe elf Leute beerdigt seien: „And every one of them died in his boots, Sir"*) d. h. jeder war bei einem Streit erschossen worden. Ein oder zwei Mordthaten disqualifizierten einen Mann durchaus nicht und von einem Viertel Dutzend an stieg der Betreffende ganz gewaltig in der Achtung seiner Mitbürger. Man braucht nur das Kapitel über „Slade" und einige andere in Mark Twains „Roughing it" zu lesen, die auf Thatsachen beruhen. Wurde es dann einmal zu toll, so traten die besseren Teile der Bevölkerung Banquiers, Kaufleute, Grubenbesitzer zusammen, bildeten ein Vigilance-Komitee, hängten ein Paar der schlimmsten Störenfriede, peitschten ein Paar andere aus und wiesen sie über die Grenzen und gingen dann am nächsten Tage wieder ruhig ihren Beschäftigungen nach, ohne daß sie von den Behörden irgendwie belästigt worden wären. Und das geschah nicht etwa in abgelegenen kleinen Orten, sondern San Francisco

*) „Und jeder von ihnen starb in seinen Stiefeln, Herr!"

und andere Städte sind wiederholt die Schauplätze solcher Vorfälle gewesen.

Die vielbesprochene Vielweiberei der Mormonen verdient eine besondere Erwähnung. Dieselbe war wie jede andere Vielweiberei eine sehr beschränkte, denn der Überschuß der Frauen ist nirgends groß genug, um auch nur einer Bruchzahl der Männer zwei Gefährtinnen zu geben; in Utah war das aber, wie in allen neubesiedelten Gebieten, ganz besonders der Fall. Zwar führt R. E. Burton in „The City of the Saints" eine Zählung aus dem Februar 1856 an, nach der im Territorium 37277 Männer und 39058 Frauen vorhanden gewesen sein sollten, aber dieselbe, die von einem Mormonen-Beamten wohl ad hoc vorgenommen worden war, fällt schon dadurch zusammen, daß die nächste von Bundesbeamten 1860 vorgenommene Zählung überhaupt nur etwas über 40000 Seelen ergab. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Zahl der Frauen in Utah 1870 für eine Gesamtbevölkerung von 86760 auf ungefähr 20000 annehme, und das war ein sehr viel höherer Prozentsatz als ein anderes Territorium in den Vereinigten Staaten damals aufweisen konnte. — Als religiöse, hygienische und moralische Gründe für die Einführung der Vielweiberei wurden der nach dem Alten Testament bei den jüdischen Patriarchen herrschende Gebrauch, die Gesundheit der Frau und die Verminderung der Versuchung für den Mann angegeben; ich möchte aber annehmen, daß, abgesehen von der wie schon bemerkt bei vielen der Führer stark entwickelten Sensualität, es sich bei der Einführung der Vielweiberei wesentlich darum gehandelt haben dürfte, der Bevölkerung ein möglichst zahlreiches weibliches Element zuzuführen und damit eine schnellere Vermehrung derselben herbeizuführen, die die baldige Stellung eines Antrags betreffend die Aufnahme Utahs als Staat ermöglichen sollte. Wäre selbe durchgegangen, so würde Utah aber ein mormonischer Staat geworden sein, was, da die Staaten ihre Exekutivbehörden selbst wählen, während die der Territorien von der Bundesgewalt ernannt werden, von den Mormonen erstrebt wurde. Ein Teil des Erfolgs wurde ja auch thatsächlich dadurch erreicht, daß die Zahl der weib-

lichen Einwanderer aus Europa, namentlich während der ersten Jahre größer war, als die der männlichen, der Kongreß wollte aber von einem mormonischen Staate nichts hören und Utah wurde erst 1894 Staat, obgleich es die dazu erforderliche Einwohnerzahl längst erreicht und überschritten hatte. Übrigens machte sich auch selbst unter den Mormonen sehr bald eine starke Opposition gegen die Vielweiberei geltend, und 1860 trennte sich ein Teil derselben unter dem Sohne von Joseph Smith aus diesem Grunde und, weil sie Brigham Young für einen Usurpaten erklärten, von der Hauptmasse. Als ich 1871 von Utah nach Washington kam, fragte mich der damalige Unterstaatssekretär Mr. Bankroft Davis, bekannt durch seine Beteiligung an dem Genfer Schiedsgericht über die Alabama-Entschädigungsforderungen, was ich über die Aussichten des Mormonentums dächte. Ich erwiderte, daß, wenn man die Leute nicht verfolge und sie nicht zu Märtyrern ihrer Überzeugung mache, die Sache sehr bald in den Sand verlaufen werde, da die Eröffnung der Bergwerke in Utah ein neues Element ins Land gebracht habe und es keine Frau gäbe, die nicht einen ganzen Mann einem halben oder einem viertel solchen vorziehen würde. Mr. Davis sprach sich dahin aus, daß die Regierung diese Auffassung vollständig teile; wenige Wochen später sah sie sich aber durch den Kongreß und die Geistlichkeit gezwungen, von dieser Haltung ab und auf dem Wege der Gesetzgebung gegen die Vielweiberei vorzugehn. Es dauerte indessen bis zum Jahre 1887, ehe ein Mormonenkongreß sich gegen die Vielweiberei aussprach, und erst 1890 erklärte Präsident Woodruff sie für abgeschafft. Brigham Young hatte aber noch den Kummer gehabt, daß seine 15. Gemahlin 1874 auf Ehescheidung gegen ihn vor den Gerichten klagte, wie auch sein ältester Sohn, dessen Bekanntschaft ich am Tage meiner Abreise machte, nur eine Frau hatte und erklärte, keine zweite nehmen zu wollen. In einer Beziehung aber hatten die Einrichtung der Vielweiberei und die mit derselben verbundenen Prinzipien einen vortrefflichen Einfluß gehabt, man bemerkte in Saltlake City nichts von dem geschminkten Laster, das sich sonst in den Vereinigten Staaten, wie ja auch anderswo, so

breit zu machen pflegt; auch sonst wurde musterhafte Ordnung in der Hauptstadt der Mormonen gehalten. Wir hatten von Yokohama an ein halbes Dutzend junger New-Yorker auf dem Schiff gehabt, die auf einer Weltreise begriffen waren und sich nach jeder Richtung hin so liederlich geberdeten, daß mitreisende Amerikaner sie „hellhounds“ „Höllenhunde“ getauft hatten. Der Zufall wollte, daß diese Gesellschaft in Saltlake City am Tage vor meiner Abreise eintraf, sie waren nach ihrer Gewohnheit am Abend auf den Bummel gegangen, und als ich am nächsten Morgen abfuhr, sah ich sie bereits auf dem Zuge in Begleitung einiger Polizisten, die sie nach Ogden brachten, um sie dort über die Grenze abzuschieben.

Von dem Rest meiner Reise durch die Vereinigten Staaten ist kaum viel zu erzählen und das Wenige ist, was das durchfahrene Land anbetrifft, wohl schon oft und besser gesagt worden. Die noch vorhandenen viertausend dreihundert und einige engl. Meilen von Ogden nach New-York*) legte ich ohne Schwierigkeiten und Abenteuer zurück. Von den Rocky Mountains bekam man keinen rechten Begriff von ihrer Höhe und Bedeutung, da der Anstieg, wenn auch steiler als der östliche, doch ein ziemlich langsamer ist; auf der höchsten Spitze präsentierte sich auf einer glatten Felswand eine kolossale Inschrift: „The best Bitters is Bokers Bitters.“ Man merkte, daß man sich der Zivilisation näherte. In Cheyenne sah ich einen ganzen Stamm Indianer im Begriff ihren Lagerplatz zu wechseln, sie sahen besser und weniger schmutzig aus als die Rothäute, die wir bis jetzt gesehen hatten; was mich am meisten interessierte, war die Art und Weise, wie sie ihr Gepäck, Zelte u. s. w. fortschafften. An den Sätteln von, so viel ich sehn konnte, meistens von Frauen gerittenen Pferden, wurden rechts und links je eine der langen, dünnen Zeltstangen so befestigt, daß sie auf der Erde

---

*) Der Central Pacific von San Francisco nach Ogden, der 1869 vollendet wurde, 880 Meilen, der Union Pacific von Ogden nach Omaha 1032 Meilen und von dort nach New York 3305 Meilen, zusammen 5271 Meilen.

nachschleppten; die Spitzen derselben wurden zusammengebunden und auf das so gebildete Dreieck gepackt, was mitgenommen werden sollte. In Nebraska fanden wir im Thal des Plattéflusses die Sagebüsche und die Alkali Effloreszenzen wieder, die wir in dem des Humboldtflusses gesehen hatten. In Chicago blieb ich zwölf Stunden, bewunderte das rege Leben in den Geschäftsquartieren der Stadt und freute mich der reizenden Villen und Gärten, die sich am Ufer des Michigan-Sees hinzogen. Damals ahnte niemand, daß die Stadt wenige Monate später, am 7. Oktober 1871, durch eine furchtbare Feuersbrunst, die 17500 Gebäude vernichtete und 100000 Menschen obdachlos machte, zum großen Teil zerstört werden würde. Auch am Niagara-Fall blieb ich einen Tag und staunte den mächtigen Fluß an, der sich zwischen dem Erie- und dem Ontario-See in einer Breite von über 3500 Fuß ungefähr 160 Fuß hoch, senkrecht hinabstürzt, ohne die Stromschnellen zu rechnen, die sich ober- und unterhalb der Falls, oder richtiger der Fälle befinden, denn es sind zwei, der Hufeisen (horseshoe) und der amerikanische Fall, die durch die in der Mitte des Stroms gelegene Ziegen- (goat) Insel getrennt werden. Der dahinschießende Strom, der, wenn er sich dem Abgrund nähert, einen Augenblick zu zaudern scheint, um dann in einer glatten, durchscheinenden Wassermasse hinabzugleiten, die aus dem Abgrund aufsteigenden, in allen Farben des Regenbogens glitzernden Wasserdünste, der Donner des Falls, der alles andere übertönt, und das Brausen und Rauschen der sich in weißen schäumenden Wellen überstürzenden Stromschnellen packen auch den Gleichgültigsten mit wahrhafter drückender Gewalt. Leider wurde einem die Freude an dem herrlichen Schauspiel besonders auf der amerikanischen Seite — die Mitte des Stroms bildet die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada — dadurch verdorben, daß man alle Paar Schritte für irgend etwas durchaus nicht Sehenswürdiges, ein Büffelkalb, einen indianischen Wigwam und dergleichen mehr, Entrée bezahlen mußte. Der Spaziergang unter dem Wasserfall, — der Felsen, über den der Strom herabfällt, ist unten nach innen etwas eingebogen, so daß man auf einem

Holzsteg zwischen ihm und dem herabstürzenden Wasser eine ziemliche Strecke vorwärtsgehen kann, ist auch nicht besonders interessant, man wird von dem Lärmen der Wassermassen betäubt, sieht nichts und wird ganz durchnäßt. Letzterem wird nun allerdings dadurch teilweise vorgebeugt, daß man sich vorher wasserdichte Kleider überzieht. Ich glaube, das Hauptvergnügen dieser Exkursion besteht für die große Mehrzahl der Besucher darin, sich in diesem Kostüm nachher photographieren zu lassen. Auf der amerikanischen Seite konnte man auf einer etwas halsbrechenden Treppe und Pfad bis zum Flusse heruntersteigen und dort den Fall von unten bewundern, um den Preis, tüchtig durchnäßt zu werden; früher befand sich dort ein kleines Dampfboot, mit dem man bis unmittelbar an den Fall heranfuhr. Als dasselbe: „Die Nebelbraut“ (Bride of the mist) eines Tages wegen Schulden mit Beschlag belegt werden sollte, fuhr der unternehmende Kapitän den Fluß herab, durch die für unpassierbar gehaltenen Stromschnellen des „Whirlpool“-Strudels und brachte sein Schiff auf der canadischen Seite vor den Manichären in Sicherheit. Nachgemacht ist ihm die Fahrt bis jetzt nicht worden, eben so wenig, glaube ich, wie Blondel's Kunststück, der den Niagara gerade über den Fällen auf dem Seile überschritt. Unglücksfälle durch Boote, die von der Strömung erfaßt und mit ihrer Bemannung über die Fälle herabgerissen wurden, wie auch Selbstmorde, sind wiederholt vorgekommen. Das dahingleitende Wasser scheint auf viele einen faszinierenden Einfluß auszuüben; ich habe denselben an mir selbst gespürt. Auf der amerikanischen Seite war ein breiter viereckiger Balken vom Ufer aus soweit vorgeschoben worden, daß er etwas über den Fall herausreichte; besonders schwindelfreie Personen gingen auf demselben so weit vor, wie sie wollten und konnten; weniger glücklich veranlagte, und ich gehörte zu den letzteren, rutschten rittlings auf dem Balken vorwärts; das Wasser war an der Stelle vielleicht zwei höchstens drei Fuß tief, krystallklar und schoß mit schwindelerregender Schnelligkeit dahin. Ich fand den Zug nach der Tiefe, kein Schwindelgefühl, so überwältigend, daß ich schleunigst wieder zurück-

rutschte, und ein paar meiner Reisebegleiter, die den Versuch nach mir machten, verspürten genau dieselbe Wirkung. — Ich habe acht Monate später die Fälle im Winter wiedergesehen; die kolossalen Eismassen, die in gewaltigen Zacken und Spitzen von der Höhe des Felsens bis auf das untere Niveau des Flusses herabhingen, machten ebenfalls einen höchst imposanten Eindruck, aber es fehlte der betäubende Donner des herabstürzenden Flusses, der Erde und Luft in eine vibrierende Bewegung versetzte — die Indianer nennen ihn „Ongiara" der Donner der Wasser — und der Zauber der Lichtwirkungen, in den vom Fall aufsteigenden Wasserdünsten, die das Bild im Sommer so gewaltig und zugleich so bezaubernd machten. Unterhalb der Fälle überspannten zwei Brücken, eine für den gewöhnlichen, die andere für den Eisenbahnverkehr, den Fluß; seitdem ist eine zweite für den letzteren dazu gekommen. Seit 1890 ist ein, wie behauptet wird, verschwindend kleiner Teil des Flusses oberhalb der Fälle abgeleitet worden, — der Kanal ist indessen immer 500′ breit und 13′ tief, — und treibt mit einem senkrechten Fall von 150′ zehn Turbinen, die wieder ebensoviele Dynamo-Maschinen in Gang setzen, von denen eine Anzahl Fabriken bedient werden. Der ganze elektrische Betrieb in dem ungefähr vierzig Kilometer entfernten Buffalo, Beleuchtung, elektrische Straßenbahnen, Fabriken u. s. w. wird durch drei dieser Turbinen besorgt. Als ich 1896 die Fälle wiedersah, allerdings nur von dem Eisenbahnzuge aus, hatte ich doch den Eindruck, als ob sie sehr erheblich an Fülle und Kraft eingebüßt hätten, zahmer geworden wären.

Von New-York, wo ich in dem allen reisenden Diplomaten bekannten Brevoort House abstieg, fuhr ich nach Washington. Der Geschäftsträger des Deutschen Reichs, Herr von Alvensleben, jetzt als Graf von Alvensleben Botschafter in St. Petersburg, stellte mich dem Unterstaatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten Mr. Bancroft Davis vor, der Staatssekretär Mr. Hamilton Fish war abwesend; ich wurde in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen, was wohl den vorzüglichen Beziehungen, die immer zwischen der preußischen resp. deutschen Gesandtschaft und dem State Depart-

ment, sowie zwischen mir und den amerikanischen Vertretern in Japan bestanden hatten, zu verdanken war. Bei einem unserer Gespräche sagte Mr. Davis mir, daß erst die von den Deutschen in allen größeren Städten zur Feier des Abschlusses des Frankfurter Friedens veranstalteten Festlichkeiten der Regierung einen richtigen Begriff von der Anzahl, der Bedeutung und der Kohäsion der Deutschen in den Vereinigten Staaten gegeben hätten; man hoffe sehr, daß diese Eigenschaften sich auch in innerpolitischen Fragen bewähren würden, da man wünsche, in den deutschen Stimmen ein Gegengewicht und ein Mittel gegen die irischen Stimmen zu finden. Daß diese Hoffnung auch von manchen Deutschen geteilt wurde, habe ich schon früher erwähnt; daß sie nicht in Erfüllung gegangen, ist wohl in erster Linie der anscheinend unheilbaren Zerfahrenheit der Deutschen in politischen Dingen, dann aber auch dem unverbesserlichen Idealismus einiger ihrer hauptsächlichsten Führer, besonders Karl Schurz, zuzuschreiben, der mehr als einmal versäumt hat, in schweren Wahlkämpfen an der Spitze der Deutschen den Sieg für die republikanische Partei zu entscheiden. Bei einem Diner, zu dem mich Mr. Davis einlud, machte ich die Bekanntschaft des ersten amerikanischen Gesandten nach China, Mr. Caleb Cushing, der den amerikanisch-chinesischen Vertrag von Wanghia 1844 abschloß; sein Urteil über die Chinesen war, wie ich das bei vielen gefunden, die in den alten Zeiten in China gewesen, ein sehr viel günstigeres als das meine; freilich waren Handel und Verkehr damals ganz anders wie sie heute sind, und man verlangte weniger und war mit weniger zufrieden, als dies heute der Fall ist. Bei dem Diner, an dem außer dem Wirt und seinem Sohn, uns beiden Deutschen und Mr. Cushing nur noch der englische Gesandte, Sir Edward Thornton, der einzige noch in Washington anwesende fremde Diplomat, teilnahm, war die Luft mit Elektrizität geladen. Man erwartete in Washington die Ratifikation des Genfer Vertrages über die Alabama-Entschädigungsfrage durch die Königin von England und legte mit entschiedener Rücksichtslosigkeit Wert darauf, dem unzweifelhaft in dieser Angelegenheit

durch die Vereinigten Staaten davon getragenen diplomatischen Erfolg durch die Veröffentlichung des von beiden Teilen ratifizierten Abkommens am 4. Juli, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung, die Krone aufzusetzen; es war zweifelhaft geworden, ob das Ratifikations-Dokument dafür rechtzeitig in Washington eintreffen würde, und unser Wirt äußerte sich darüber in einer Weise, die den allgemein üblichen Formen im Verkehr unter Diplomaten kaum ganz entsprach. Sir Edward sagte mir nach Tische: „Sie sehen, was man hier ertragen muß"; ich hatte es auf der Zunge, zu erwidern: „Warum lassen Sie es sich gefallen", aber ich dachte wozu und begnügte mich, mit den Achseln zu zucken.

Am 4. Juli war ich in New-York zurück und wohnte der großen Parade der Miliz-Regimenter bei, die vom Mayor und dem Stadtrat, den „forty thieves", vierzig Dieben, wie sie mir jemand bezeichnete, als ich nach dem Zweck einer aufgeschlagenen Tribüne fragte, abgenommen wurde. Die Truppen trugen alle möglichen Uniformen, deutsche, französische, englische; einige waren als Zuaven, andere als Bersaglieri kostümiert; viele der Offiziere, besonders die Regimentskommandeure, waren mit Orden bedeckt, Freimaurerabzeichen oder solche anderer Gesellschaften. Einzelne Regimenter wurden mit großem Beifall begrüßt, besonders das aus den reichsten Kreisen New-Yorks rekrutierte 10., an dessen Spitze eine damals sehr bekannte Persönlichkeit, Jim (James) Fisk ritt, der vor wenigen Jahren mit dem bekannten einen Dollar in der Tasche nach New-York gekommen und jetzt vielfacher Millionär war. Als ich im nächsten Jahre nach Amerika zurückkehrte, war er grade von einem Nebenbuhler auf der Treppe eines Hôtels erschossen worden, und die Zeitungen waren voll von Berichten über sein Ende. Es war die letzte Sensation, zu der er Veranlassung gab.

Die Hitze in New-York war unerträglich, und ich dankte Gott, als ich an Bord der Cimbria, damals des besten und schnellsten Schiffes der Hamburg-Amerika Linie, den Vereinigten Staaten den Rücken wenden konnte. Täglich kamen hundert und mehr Fälle von Sonnenstich und Hitzschlag vor; am 4. Juli waren dieselben

auf 163 gestiegen, und die Pferde vor den Droschken und Omnibussen trugen Sonnenschirme über den Köpfen und mit Wasser gefüllte Schwämme auf der Stirn. Ich und alle Passagiere begrüßten mit Jubel die frische Brise des Atlantischen Ozeans und das kühle Hamburger Exportbier, schließlich doch ein wohlschmeckenderes und gesünderes Getränk als das Eiswasser, mit dem man sich überall in den Vereinigten Staaten den Magen verdirbt.

Während ich in Deutschland war, verließ die Gesandtschaft, an deren Spitze sich, wie früher erwähnt, Iwakura befand, Japan, und da dieselbe auch Berlin besuchen wollte, wurde ich angewiesen, bis zur Ankunft derselben dort zu verweilen. Da sich diese Ankunft aber sehr verzögerte, und die Dinge in Japan sich schnell entwickelten, bat ich um die Erlaubnis, für einige Monate nach dort zurückzukehren, um mich durch eigenen Augenschein über die Lage zu unterrichten. Ich war in der Zwischenzeit zum Minister-Residenten ernannt worden. Bei meiner Ankunft in Berlin war ich gefragt worden, ob ich als solcher nach Mexiko gehen wolle; ich hatte ja gesagt und die Weisung erhalten, mich bereit zu halten, in vierzehn Tagen auf meinen neuen Posten abzugehen, meinen Urlaub könne ich ein Jahr später nehmen. Schließlich zerschlug sich der Plan, weil Fürst Bismarck erklärte, mich in Ost-Asien nicht entbehren zu können, und ich wurde nun zur Entschädigung zum Minister-Residenten in Japan ernannt.

Ich verließ Berlin im Februar und schiffte mich in Havre zufälliger Weise wieder auf der Cimbria ein. Die Fahrt nach New-York war die schlechteste Seereise, die ich je gemacht habe; wir waren vierzehn Tage unterwegs und während der ganzen Zeit war es beinahe unmöglich, auf Deck zu sein, da die Seen fortwährend über dasselbe fortwuschen. Um Luft zu schöpfen, ließ ich mich von Zeit zu Zeit auf der Kommando-Brücke anbinden, aber selbst dort war man vor dem tobenden Elemente nicht sicher. Als ich in New-York eintraf, wurde mir gesagt, daß es ganz überflüssig sei, den Versuch zu machen, nach San Francisco zu gelangen, die Eisenbahn sei schon lange gesperrt und der letzte Zug, der abge-

gangen, sei seit einigen zwanzig Tagen eingeschneit. Ich ließ mich durch diese Nachrichten nicht abhalten, sondern beschloß, die Reise wenigstens anzutreten und das Weitere in Chicago oder Omaha abzuwarten. In der Niagara Falls-Station erfuhr ich, daß soeben die Nachricht eingetroffen sei, daß der so lange aufgehaltene Zug nach achtundzwanzig Tagen seine Reise habe fortsetzen können, und ich entschloß mich, sofort mein Glück zu versuchen. Ich telegraphierte dem Konsul in Chicago und bestellte das Quartier ab, um dessen Besorgung ich ihn gebeten, und fuhr, ohne mich irgendwo aufzuhalten, weiter. In Chicago konnte ich, während ich in dem hölzernen Schuppen, der nach der großen Feuersbrunst des vorigen Jahres als Bahnhof diente, von einem Zuge auf den andern wechselte, beobachten, welche furchtbaren Verwüstungen das Feuer angerichtet hatte, und am Ufer des Missisippi, den wir diesmal auf der inzwischen fertig gestellten Brücke passierten sah ich die kleine Bretterhütte wieder mit der Aufschrift „The last Chance“ die letzte Gelegenheit, in der ängstliche Passagiere früher ihr Leben und ihre Gesundheit gegen die Gefahren des Flusses und des fernen Westens versichern konnten. Der Zug, auf dem ich mich befand, kam ohne Aufenthalt durch, und ich erreichte den Anschluß an das nach Japan gehende Dampfschiff; der nächste Zug hatte wieder sechs Tage Aufenthalt und verfehlte ihn. Das Merkwürdigste war, daß man eigentlich nichts sah, was den achtundzwanzigtägigen Aufenthalt eines Eisenbahnzuges erklären konnte. An manchen Stellen lag der Schnee haushoch, und der Zug fuhr nicht nur während Minuten, sondern während viertel und halben Stunden fast ununterbrochen durch hölzerne Galerien, sogenannte Snowsheds, die zum Schutz gegen Schneeverwehungen überall, wo man glaubte, dieselben befürchten zu müssen, errichtet waren, aber an der verhängnisvollen Stelle sah man auf der Hochebene, auf der die Schienen in einem kleinen, selten mehr als zwei oder drei Fuß tiefen Einschnitt liefen, kein Körnchen Schnee und neben dem Geleise nur kleine Haufen von Eisstückchen, nicht viel größer als die von Steinen, die man auf Chausseen zur Ausbesserung der-

selben aufgehäuft zu sehen gewohnt ist. Der Sturm war eben über die Ebene hinweggefegt, und nur in dem kleinen Einschnitt war der Schnee liegen geblieben und hatte sich dort in kürzester Frist, ich weiß nicht, durch welche atmosphärischen Einflüsse, in eine kompakte Eismasse verwandelt, die nur mit Hacke und Beil entfernt werden konnte. Hochromantisch und interessant war die Sierra Nevada, an deren Abhängen der Schnee so hoch lag, daß die riesenhaften Nadelbäume nur mit der Spitze heraussahen und sich auf der Schneedecke wie kleine Weihnachtsbäumchen ausnahmen. Auf dem höchsten Punkte war das Stationsgebäude vollständig eingeschneit und von dem Bahnstieg führte ein durch den Schnee gegrabener Tunnel nach dem Wartesaal, in dem eine Luft war, die man nicht mit Messern schneiden, sondern mit Äxten hacken konnte. Dann raste der Zug den Abstieg nach Californien herab, und bei einer plötzlichen Biegung des Weges sahen wir, eben noch in Schnee und Eis, das Land in hellem Sonnenschein und im Schmuck vollster Blütenpracht vor uns liegen. Wer beim Heraustreten aus dem St. Gotthard-Tunnel Italien im Sonnenglanz unter und vor sich erblickt hat, kann sich einen Begriff von dem Bilde machen, das sich uns bot, nur daß der Blick ein unendlich viel weiterer und umfassenderer war, und man vorher nicht Stunden, sondern Tage in Schnee und Eis zugebracht hatte.

Ich war 29 Tage nach Yokohama unterwegs und kehrte nach zweimonatlichem Aufenthalt in Japan auf demselben Wege nach Amerika zurück. Die Reise, die diesmal fast ganz im Nebel vor sich ging, — wir sahen nur während weniger Stunden und nie während eines ganzen Tages die Sonne, — war trotzdem eine angenehme; das Meer war ruhig und die Gesellschaft eine unterhaltende, und ich hatte in dem bisherigen ersten Sekretär der englischen Gesandtschaft in Jedo Mr. Adams, der in derselben Stellung an die Botschaft in Berlin versetzt worden war und später als Gesandter in Bern starb, einen ebenso unterrichteten wie liebenswürdigen Reisegefährten. Wir machten von San Francisco aus die Reise zusammen und wählten einen neuen Weg von Cheyenne

über Denver, Kansas City und St. Louis nach Washington. Denver, die Hauptstadt von Colorado am Süd-Platte auf einer flachen, baumlosen Hochebene, ungefähr 1600 m über dem Meere gelegen, war eine ziemlich neue Stadt, 1858 gegründet, zählte es 1872 zwischen 5 und 6000 Einwohner, nach dem letzten Zensus über 140 000. Wir trafen daselbst an einem Sonnabend Abend ein und mußten, da damals und in jenen Teilen des Landes die Züge der Eisenbahnen an Sonntagen nicht fuhren, bis zum nächsten Abend dort liegen bleiben. Wir sahen daher nichts von dem Treiben in der Stadt, die damals schon den Mittelpunkt des Verkehrs für die in der Nähe befindlichen zahlreichen Bergwerke bildete, und konnten uns nur durch den Augenschein überzeugen, wie sich die Amerikaner an Sonntagen langweilten. Zwischen Denver und Kansas City, dem früheren Weidegrund zahlreicher mächtiger Heerden von Büffeln, deren gebleichte Schädel wie Leichensteine eines untergegangenen Geschlechts — und das ist es in der That, denn es besteht in den Vereinigten Staaten nur noch eine einzige künstlich erhaltene und geschützte kleine Heerde im Yellow-Stone-National-Park — die weiten Ebenen bedeckten, hatten wir das damals schon seltene Glück eine Heerde von Büffeln von vielleicht fünf oder sechshundert Stück zu sehen. Früher waren Heerden von zehntausend Stück nichts Seltenes, und mehr als einmal haben Eisenbahnzüge halten müssen um solche Züge die Schienen passieren zu lassen. In den schon mehr zur Viehzucht benutzten Prärien genügt übrigens schon eine einzige Kuh auf dem Geleise um einen Zug zum Stehen zu bringen. Die Lokomotiven sind allerdings mit ungeheuren Schutzvorrichtnngen, sogenannten „cowcatchers“ versehen, aber da Zusammenstöße sich häufig nicht allein für das vierbeinige Rindvieh gefährlich erwiesen haben, wird ein solches, das nicht aus dem Wege gehen will, durch eine Douche von kochendem Wasser dazu ermutigt; alle Züge sind mit drei und vierfachen Bremsvorrichtungen versehen, und es geschieht oft, daß dieselben innerhalb einer Stunde wiederholt zur Anwendung gebracht werden müssen. Von Kansas City sahen wir während eines

mehrstündigen Aufenthalts hauptsächlich den Hafen am Missouri, der damals schon den Aufschwung ahnen ließ, den die Stadt, die mit der Zeit ihre Einwohnerzahl vervierfacht hat, nehmen würde. In dem Hôtel, in dem wir zu frühstücken versuchten, waren mehr Fliegen, als man in einem Dutzend ländlichen Wirtschaften in dem schlimmsten Monat des Jahres mit aller Mühe bei uns zusammen bringen könnte, Wände und Decke waren buchstäblich schwarz von ihnen. St. Louis, wo wir vierundzwanzig Stunden zubrachten, fiel uns durch das rege Leben und Treiben in den Straßen und den Schmutz auf, der überall herrschte. Wir erlebten dort einen großen Aufzug der Bevölkerung, die gegen eine dem Gouverneur zur Genehmigung unterbreitete Maßregel demonstrierte; es handelte sich um eine katholischen Schulen zu erteilende staatliche Unterstützung, gegen die sich das Rechts- wie das protestantische Gefühl der Bewohner sträubte. Die Bewegung hatte übrigens, wie wir einige Tage später aus den Zeitungen ersahen, den erwünschten Erfolg; die Maßregel erhielt nicht die Zustimmung der staatlichen Exekutive. Die Bevölkerung von St. Louis hatte unzweifelhaft das Richtige getroffen, denn der religiöse Frieden, der in den Vereinigten Staaten herrscht, ist hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, der dort vorhandenen vollständigen Trennung von Kirche und Staat zu verdanken. Die Fahrt von St. Louis nach Washington führt durch zum Teil wundervolle Gegend, die aber für den Reisenden durch den Rauch der unzähligen Fabrik- und Grubenschornsteine, die man überall sieht, verdunkelt und verdorben wird, ein wahres „schwarzes Land“ wie der Engländer seine Kohlen- und Eisendistrikte nennt. In Washington fand ich die japanische Gesandtschaft; sie hatte, wie ich feststellen konnte, mit der Regierung der Vereinigten Staaten einen Vertrag abgeschlossen, in welchem die letztere in die Aufhebung der exterritorialen Stellung der Fremden und der Konsulargerichtbarkeit willigte, unter der Bedingung, daß die andern Mächte dasselbe thäten. Daß dies nicht zu erwarten war, mußte man im Staatsdepartement in Washington wissen, es handelte sich also bei der getroffenen Übereinkunft wieder nur um

eine der Maßregeln, die bestimmt waren, die Vereinigten Staaten als den ganz besonderen Freund Japans erscheinen zu lassen, während sie den andern Mächten das Odium für eine Ablehnung überließen, von deren Notwendigkeit sie überzeugt sein mußten, denn es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß Japan nach dem Standpunkt seiner Gesetzgebung, Rechtsprechung und Gerichtsverwaltung damals nicht die Garantieen bot, die von den Vertragsmächten verlangt werden mußten, ehe sie die exterritoriale Stellung ihrer Angehörigen aufgeben konnten. Der italienische Gesandte in Japan Graf Fé'd'Ostiani, machte einige Zeit später einen ähnlichen Versuch, indem er um den italienischen Käufern von Seidenwurmeiern den Zutritt zum Innern des Landes zu ermöglichen, mit der japanischen Regierung ein Abkommen abschloß, in welchem er gegen die Zulassung der Italiener in das Innere dieselben der japanischen Gerichtsbarkeit unterstellte; nur im Falle der Verhängung der Todesstrafe blieb der italienischen Vertretung das Recht der Revision vorbehalten. Die sämtlichen andern fremden Vertreter legten gegen dieses Abkommen Verwahrung ein, da durch dasselbe die bestehenden Verträge in der gefährlichsten Weise durchlöchert worden wären, und die italienische Regierung verweigerte auch die Ratifikation desselben. Da die absolute Ausschließung der Fremden von dem Innern oder wenigstens die Schwierigkeiten, die man der Zulassung derselben in den Weg stellte, aber schließlich unerträglich wurden, und die von dem diplomatischen Korps darüber angeknüpften Verhandlungen nicht von der Stelle kamen, nahm ich die Sache endlich allein in die Hand und kam, allerdings nach einem ziemlich harten Strauß mit dem damaligen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Terashima, zu einer Verständigung des Inhalts, daß den Fremden, die das Innere Japans aus wissenschaftlichen oder gesundheitlichen Gründen zu besuchen wünschten, auf ihren durch die betreffenden Vertretungen beförderten und befürworteten Antrag seitens der japanischen Regierung die erforderliche Erlaubnis und Pässe erteilt werden sollten. Die betreffende Abmachung ist bis zum Jahre 1896 in Kraft geblieben und hat sich, wenn sie auch

nicht alles gewährte was vielleicht erwünscht gewesen wäre, doch für die Fremden als sehr angenehm und bequem bewährt.

Bei dem Gesandten des Reiches in Washington, Herrn von Schlözer, fand ich die liebenswürdigste Aufnahme. Leider machte die furchtbare Hitze, die im Juli in der Bundeshauptstadt herrschte, das Leben dort beinahe zur Qual. Auf den mit Asphalt gepflasterten Plätzen glaubte man einsinken zu sollen, so weich waren dieselben in der Sonnenglut geworden, und nach Sonnenuntergang strömten dieselben wie die roten Backsteinhäuser der Straßen die Hitze aus, die sie während des Tages in sich aufgenommen hatten, und machten so auch die Nacht unerträglich. Was mir in Washington am meisten auffiel, war der unvermittelte Gegensatz zwischen dem Luxus und vielfach der Pracht der von der weißen Rasse bewohnten Stadtteile — so ist das Kapitol, der Sitz des Kongresses, nach Lage und Bauart wundervoll — und den oft unmittelbar daranstoßenden Negerhütten. Man hatte die Negerfrage so zu sagen plastisch vor sich, und so wenig wie damals örtlich eine Vermischung der beiden Rassen stattgefunden, hat sie seitdem geistig Platz gehabt; die Negerfrage ist heute in den Vereinigten Staaten so ungelöst, wie sie es vor fünfunddreißig Jahren bei der Beendigung des Bürgerkrieges war.

In New York fand ich wieder zufälligerweise die Cimbria und trat mit ihr am 5. Juli die Rückreise nach Deutschland an. Das schöne Schiff ist später mit seinem wackeren Kapitän, wenn ich nicht irre, durch einen Zusammenstoß verloren gegangen. Die japanische Gesandtschaft zögerte so lange, daß es mir schließlich nicht möglich wurde, sie zu erwarten, und ich ging 1873 — ich verließ Berlin am 5. Januar und traf am 2. März in Yokohama ein — auf meinen Posten zurück. Von meinem Aufenthalt in der Heimat möchte ich nur zwei Episoden erwähnen.

Als ich mich in Wiesbaden bei S. M. dem Kaiser und Könige meldete, dem ich ein Handschreiben des Tenno's von Japan zu überreichen hatte, bemerkte S. M. den Orden des Niederländischen Löwen zweiter Klasse, den ich trug, und fragte, wofür ich denselben

erhalten habe. Auf meine Erwiderung, daß ich während eines Jahres die niederländischen Interessen in Japan vertreten habe, fügte der Kaiser hinzu: „Wissen Sie, daß der mit dem Roten Adler-Orden 1. Klasse gleich steht; da können Sie noch lange warten, bis Sie den bekommen.“ Seine Majestät hatte Recht, mir ist der preußische Orden erst 1898 zu teil geworden, aber ich will nicht in Abrede stellen, daß der Gedanke, daß ein preußischer Orden 1. Klasse von dem Herrscher Preußens selbst mit einem Orden 2. Klasse eines andern und kleinen Staates als gleichstehend bezeichnet wurde, mein nationales Selbstgefühl sehr unangenehm berührte. Seitdem ist es wohl nicht besser geworden, denn es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß mit der Schaffung immer neuer Orden und Abzeichen die einzelnen an Wert einbüßen müssen. Mit dem niederländischen Löwen hatte es übrigens seine eigene Bewandtnis gehabt. Als mein niederländischer Kollege seinen Urlaub antrat, übergab er mir seine Vertretung und benachrichtigte die andern Vertreter, fügte aber die Bitte hinzu, daß ich nicht amtlich fungieren möchte, bis ich die Bestätigung des von ihm getroffenen Arrangements durch seine Regierung erhalten habe. Nicht lange darauf trat ein Ereignis ein, das es nach meiner Ansicht für die niederländische Regierung nicht allein vorteilhaft, sondern durchaus notwendig machte, sich an einem zu treffenden Abkommen, es handelte sich um die Simonoseki Entschädigung, zu beteiligen; ich war noch jung und ging von der Ansicht aus, daß der Fond wichtiger als die Form sei; ich nahm also an den Verhandlungen teil und berichtete über das Geschehene unter Darlegung der Umstände nach dem Haag mit dem Zusatz, daß man mich ja desavouieren könne, falls man mit dem, was ich gethan habe, nicht zufrieden sei. Die Antwort war die vollständige Billigung meiner Handlungsweise, und nicht lange darauf erhielt ich den Orden, zu dessen Verleihung damals ein Beschluß des Staatsministeriums erforderlich war.

Die andere Episode bezieht sich auf ein Diner beim Fürsten von Bismarck, an dem außer Herrn von Blankenburg und mir von nicht zur Familie gehörigen Personen nur noch Graf Enzenberg

teilnahm, der früher württembergischer Geschäftsträger in Paris gewesen und statt meiner zum Ministerresidenten in Mexiko ernannt worden war. Derselbe war ein gewaltiger Sammler von Autographen und besaß wohl eine der schönsten, wenn nicht die schönste Sammlung derartiger Erinnerungen. Nach Tische kam er mit einem Blatt seiner Sammlung, auf dem sich Guizot und Thiers eingeschrieben hatten, und zeigte es dem Fürsten. „Das ist höchst interessant, bemerkte derselbe, erlauben Sie, daß ich es meiner Frau zeige" — die wegen Unwohlsein nicht bei Tische erschienen war — und verließ das Zimmer. Nach einigen Minuten kam er zurück und gab dem Grafen das Blatt mit den Worten zurück: „Ich habe auch etwas darauf geschrieben, hoffentlich habe ich Ihnen das Blatt nicht verdorben." Die drei Sentenzen, die ich mir am nächsten Morgen beim Grafen Enzenberg abgeschrieben, lauteten:

„Ma longue vie m'a appris qu'il faut beaucoup pardonner et ne rien oublier." Guizot.

„Un peu d'oubli ne nuit point à la sincérité du pardon." Thiers.

„Ma vie à moi m'a appris que j'ai beaucoup à oublier et beaucoup à me faire pardonner." v. Bismarck.

Wenn in dem ersten Satz die ganze Selbstzufriedenheit des französischen Doktrinärs und in dem zweiten der kaustische Witz seines Nebenbuhlers nicht nur auf dem politischen Gebiet, sondern auch auf dem der gesellschaftlichen Causerie sich breit machen, wird der Satz des Fürsten von Bismarck besonders für alle die verständlich sein, die die Briefe an seine Braut und Gattin gelesen haben. Während die beiden Franzosen zwischen sich das Juli-Königtum zerstörten, an dessen Errichtung sie wesentlich beteiligt gewesen waren, hat Fürst Bismarck das Deutsche Reich aufgerichtet und sein Name ist noch heute ein Schutz und Schirm für dasselbe. So hat er unsterbliche Verdienste erworben, denen gegenüber alles verschwindet, was der eine oder der andere an ihm auszusetzen finden mag. Hat doch auch die Sonne ihre Flecken.

XI.

Land und Leute in Japan.

Die Japaner. — Freundlichkeit der niederen Klassen. — Die Dienerschaft. — Reinlichkeit. — Gerechtigkeitspflege. — Falsches Verfahren der Fremden. — Annahme fremder Tracht. — Komische Scenen. — Vornehmer Eindruck der alten Tracht. — Audienz beim Fürsten von Kii. — Die japanische Natur. — Ausflüge. — Atagoyama. — Die Musme. — Meguro. — Fräulein Zucker. — Das Grab der Liebenden. — Der Tengu. — Belohnter Aberglauben. — Reisen im Innern. — Miyagase. — In Lebensgefahr. — Die Stromesschnellen des Sagami. — Jagdfreuden. — Nach dem Fusiyama. — Über den Sakawa. — Im Hakone Park. — Regen. — Michima. — Subashiri. — Die Besteigung. — Bergkrankheit. — Der Schatten des Fuji. — Schlimmes Nachtquartier. — Auf dem Gipfel. — Schneller Abstieg. — Yoshida. — Ländlich, sittlich. — Auf dem Koshiukaido. — Am Sagami. — Die Affenbrücke. — Forellen und Eidechsen. — Hachogi. — Erdbeben. — Auf S. M. S. „Hertha" nach Kagosima. — Das Satzuma Porzellan. — Uwajima. — Ein vergnügter Fürst. — Sardinenfang. — Die Inlandsee. — Simonoseki. — Vornehme „Fliegen". — Tsusima. — Ich sammle Pflanzen. — Fusan. — Koreanische Bauern. — Abgeschlossenheit der Frauen. — Sakai. — Wakayama. — Deutsche Militär-Instrukteure. — Japanisches Kunstgewerbe. — Ein Jagdausflug. — Mit S. M. S. „Nymphe" nach Nagoya. — Besichtigung der Cloisonné-Fabriken. — Prof. Wagner. — Der Palast Nobunagas. — Japanischer Vandalismus. — Die Delphine von Nagoya. — Der lebende Karpfen. — Meine Kollegen. — Amerikaner. — Engländer. — Franzosen. — Italiener. — Niederländer. — Spanier. — Russen. — Oesterreicher. — Japanische Staatsmänner. — Beziehungen unter dem Taikunat. — Unter dem Mikado. — Der ältere Saigo. — Die deutsche Gesandtschaft. — Die Stellung der Frau in Japan. — Le revers de la médaille. — Die Landsleute. — Die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens.

Wenn jemand, der die vorhergehenden Seiten gelesen hat, der Ansicht sein sollte, daß unser Leben in Japan nur Mühe und Arbeit gewesen sei, so würde er sehr irren. Freilich hat es daran, und auch an mancherlei Gefahren und Entbehrungen nicht gefehlt, aber im Großen und Ganzen werden doch die meisten, die in den Jahren in Japan waren, — viele sind allerdings schon dorthin gegangen, „wo kein Schnee mehr ist“ — sich der im Lande der aufgehenden Sonne zugebrachten Zeit mit Vergnügen erinnern. Die merkwürdigen, von allem, was man zu sehn gewohnt war, so sehr abweichenden Zustände übten einen eigentümlichen Reiz auf alle aus, die mit ihnen in Berührung gebracht wurden, und wer nicht gerade gezwungen war, am eigenen Leibe zu erfahren, wie viel Falschheit und Unzuverlässigkeit hinter der förmlichen Höflichkeit des Japaners steckte, ließ sich durch dieselbe nur zu gern zu Gunsten der kleinen, immer lächelnden und dienernden Menschen beeinflussen. Um gerecht zu sein, muß übrigens zugegeben werden, daß bei der großen Mehrzahl des Volks, Kaufleuten, Handwerkern und Ackerbauern, die Höflichkeit, die sie zur Schau trugen, nicht nur eine äußere Maske war, sondern daß man überall, wo man mit den Angehörigen dieser Klassen, Männern, Frauen und Kindern zusammentraf, der liebenswürdigsten, herzgewinnendsten Freundlichkeit sicher sein konnte. Auch als Diener waren die Japaner vortrefflich. Wenn sie durch die Berührung mit den Fremden vielfach manche ihrer guten Eigenschaften verloren, so lag die Schuld mehr an den Lebensgewohnheiten ihrer Herrn als an ihnen selbst. Noch im Jahre 1863 würde kein zum ersten Mal in den Dienst eines Fremden tretender Japaner gewagt haben, sich seinem Herrn anders als mit bloßen Füßen und knieend, d. h. mit den Zeichen des tiefsten Respekts zu nahen. Dem Fremden war das ungemütlich und vor allem unbequem, und mit dem Aufhören dieser äußeren Zeichen des Unterschieds war die Entfernung zwischen Herrn und Diener bald überbrückt. Ähnlich war es mit der Reinlichkeit. Der Japaner, der auf dem mit Matten bedeckten Fußboden seiner Wohnung saß, schlief und seine Mahlzeiten einnahm, betrat denselben nie mit seinen Sandalen, ja sehr selten

auch nur mit den Strümpfen, die er auf der Straße getragen hatte, und in den Wirtshäusern an der Landstraße würde der ärmlichste Wanderer nicht in die Küche gegangen sein, ohne sich vorher die Füße gewaschen zu haben. Die Art und Weise, wie der Fremde mit beschmutzter Fußbekleidung seine Zimmer betrat, warf alle Theorien seines Dieners in Betreff der Reinlichkeit über den Haufen und machte ihn bald zu einem ebensolchen Schmutzfinken, wie sein Herr ihm in seinen Augen erschien. Auch auf andern Gebieten übte die Verschiedenheit der Auffassung und die Schwierigkeit, die der Fremde fand, sich denen des Japaners anzupassen, eine ungünstige Wirkung auf den letzteren. Die Gesetze gegen Diebstahl waren ungemein scharfe in Japan, und auf der Entwendung von Gegenständen auch nur geringen Wertes stand schon die Todesstrafe. Sehr bald nach meiner Übernahme des Konsulats in Yokohama bestahl ein in den Diensten eines Deutschen stehender Japaner seinen Herrn, der auf dem Konsulat Klage führte; der Dieb wurde ergriffen und zum Tode verurteilt. Sobald der Bestohlene das Urteil erfuhr, kam er zu mir und bat himmelhoch, ich möchte doch eine Milderung desselben herbeiführen, denn er würde keine Nacht mehr ruhig schlafen können, wenn er daran denken müßte, daß wegen einer solchen Lappalie ein Mensch sein Leben verloren habe. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß eine solche Einmischung in die japanische Gerechtigkeitspflege unbedingt eine schlechte Wirkung ausüben werde, da sie die japanischen Behörden in der Ausübung derselben, wenigstens soweit der Schutz der Fremden in Betracht komme, lässig machen müsse, aber meine Vorstellungen halfen nichts. Ich ging also zum Gouverneur und erlangte mit einiger Mühe eine Umwandlung und Milderung der Strafe. In ähnlicher Weise ist, auch in verallgemeinerterer Form von andern Kaufleuten und Konsuln vorgegangen worden und das Ergebnis ist gewesen, was es sein mußte, d. h. nach kurzer Zeit war die Bestrafung eines Japaners, der sich gegen einen Fremden eines Diebstahls schuldig gemacht hatte, überhaupt nicht mehr zu erlangen.

Mit dem Eindringen europäischer Sitten und Kleidung ver-

loren Japan und besonders die Japaner viel von ihrem eigentümlichen Reiz, glücklicherweise blieb dieser Nachahmungstrieb auf einzelne Klassen der Bevölkerung, hauptsächlich den Hof, die Beamten und das Militär, wie auf wenige Plätze, besonders Jedo und die dem fremden Handel geöffneten Häfen beschränkt. Die Frauen der Hofgesellschaft, die auch die Mode mitgemacht hatten, sind wenigstens in Japan selbst wieder zu der nationalen Tracht zurückgekehrt, und die Toiletten aus Berlin, Wien und Paris werden nur noch von der Kaiserin und ihren Hofdamen getragen. Das allmähliche Eindringen der europäischen Tracht brachte zuerst sehr komische Wirkungen hervor, der Samurai stolzierte auf seinen hohen Holzschuhen mit einer Unterjacke, die in der Farbe an das Hemd der Königin Isabella kurz vor der Übergabe von Granada erinnerte, unter seinem Kimono und einem fremden Filzhut auf seinem über den halbgeschorenen Kopf gelegten Zöpfchen durch die Straßen, vielleicht noch mit einem baumwollenen Regenschirm in der Hand, während ein Kuli das abgelegte Jacket irgend eines früheren Brotherrn über dem kunstvoll blau und rot tättowierten Oberkörper und sonst nur mit einem sehr schmalen Lendenschurz und einem Paar Strohsandalen bekleidet, an einer Ecke auf Arbeit wartete. Und dabei sahen die Japaner in ihrer Landestracht so vortrefflich aus! Ich werde nie den Eindruck vergessen, den ich von einer Audienz beim Fürsten von Kii in seinem Schloß zu Wakayama empfing. Von der geräumigen Eingangshalle wurde ich durch lange Gänge in den Empfangssaal geführt. Der Fußboden der Gänge war über den weißen, dicken Matten mit rotem Filz belegt, so daß man keinen Schritt hörte; vor mir ging ein Karo des Fürsten, hinter mir mein Dolmetscher. Von Zeit zu Zeit, vielleicht alle dreißig oder vierzig Schritt kamen wir bei einer Ausbuchtung vorüber, in der auf einer anderthalb Fuß hohen Erhöhung, zwölf oder fünfzehn Trabanten, in ihrem Zermonien-Flügelkleide in zwei oder drei Reihen knieten, jeder das große Schwert vor sich liegend, das kleine im Gürtel; bei unserm Herannahen verneigten sie sich lautlos beinahe bis zur Erde und blieben so, bis wir vorbei waren; die Be-

grüßung machte einen um so tieferen Eindruck, als ich wußte, daß es nur eines Winks des Fürsten oder des mich begleitenden Ministers bedürfen würde, damit jeder einzelne von den Leuten die Schärfe seines Säbels an mir probierte und sich nachher, ich möchte fast sagen, mit Begeisterung, den Bauch aufschlitzte. Nachdem ich drei oder vier dieser Wachen passiert hatte, kam ich an den Empfangssaal, der, wenn ich mich recht entsinne, 24 Fuß breit mit einer auf jeder Langseite daran stoßenden, durch hölzerne viereckige Pfeiler abgetrennte Veranda von 6 Fuß Breite, 60 Fuß lang und 12 Fuß hoch war. An dem oberen Ende, vor der etwas erhöhten offenen Nische, welche den Abschluß jedes Empfangsraumes bildet, stand der Fürst ganz allein, in seinem Zeremonienkleide von grauem Seidenstoff, jeder Zoll ein vornehmer Mann. — Wenige Jahre später sah ich die Beamten sich zum Neujahrsempfang beim Mikado begeben. Es war kurz nachdem der Befehl erlassen worden war, daß für die unteren Klassen der Beamten der Gesellschaftsanzug der Fremden als Uniform zu gelten habe; es regnete an dem Tage, und so zogen sie an uns vorbei, auf den hohen Holzschuhen, barfuß oder mit vielfach durchlöcherten fremden Socken, mit aufgekrempelten Hosen, im Lande gemachten Fräcken und Hüten, die ihnen über die Ohren fielen, und mit den Stiefeln unter den Armen oder in der Hand, ein Bild grotesker Häßlichkeit wie man es abstoßender eigentlich kaum denken konnte. Eine Ausnahme machte im Allgemeinen das Militär, das erträglich aussah. Die Frage, ob der Versuch, wie mit so vielen anderen Sachen so auch mit der alten Tracht zu brechen, geboten war, oder ob es sich nur um ein Übermaß von Eifer handelte, der besser unterblieben wäre, soll hier nicht entschieden werden; in das Fleisch und Blut ist die neue Tracht den Japanern aber nicht übergegangen, denn es finden sich wohl nur wenige, die nicht im Hause auf die alte zurückkommen und sich schleunigst der Stiefel, der Hosen und der Röcke entledigen.

Die Natur haben die Reformatoren glücklicherweise lassen müssen wie sie war, wenn auch die ersten Jahre des neuen Systems

manchmal sonderbare Ideen hervorbrachten. So als der Befehl erlassen wurde, die hundertjährigen Bäume der Allee zwischen Kanagawa und Odawara, eine Zierde der ganzen Gegend, niederzuhauen, weil bei Sturm und Regen die abgebrochenen Zweige öfters die an den Stämmen befestigten Drähte der Telegraphenleitung beschädigten; es war der Intervention einiger der fremden Vertreter zu verdanken, daß der barbarische Gedanke nicht zur Ausführung kam. Mir ist der Anblick der japanischen Natur in Berg und Thal stets eine Freude und ein Genuß, oft in schweren Stunden ein seine Wirkung nie verfehlender Trost gewesen. Die eigentümliche Mischung nordischer und tropischer Vegetation, die dem Auge oft unlösbaren, aber desto reizvolleren Gegensätze und Widersprüche, wenn auf den Zweigen der blühenden Camelien der Schnee lag oder aus dichten Nadelholzhainen Palmen und Baumfarren hervorschauten, mußten auf jeden, der für die Wunder und Schönheiten der Natur empfänglich war, einen tiefen Eindruck machen, einen um so tieferen, als man in den Jahren mit der Natur noch in unmittelbarere Berührung kam und an dem Genuß derselben weder durch rauchende Fabrikschlote und das Pfeifen der Lokomotiven noch durch ambulante Photographen und Verkäufer von Ansichtskarten gestört wurde. Die Bäche und Felder, von Tausenden von blauen und weißen Iris eingerahmt, die mit gelben, weißen und getigerten Lilien bedeckten Waldwiesen, die Hügel voller Azaleen in allen Farben, die Büsche und Haine von Kryptomerien, Bambus und Ahorn, der im Herbst in allen Schattierungen vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Rot prangte, waren Bilder, die Herz und Gemüt gewaltsam packten und festhielten, ob man die Gegend im Frühling oder im Herbst, im Sommer oder Winter, zu Fuß oder zu Pferde oder mit dem Gewehr auf der Schulter durchstreifte. Und das Schönste dabei war, daß man keiner mühsamen Vorbereitungen, keiner langen Fahrten in Staub und Hitze bedurfte, um aus der Unruhe und dem Treiben der Städte in diese herrliche Natur zu kommen. Selbst in Jedo genügten oft wenige Schritte, um aus einer belebten Straße in

einen dunklen, stillen Tempelhain oder zu einem Aussichtspunkt zu gelangen, von dem aus man keine Häuser mehr, sondern nur Felder, Seen und grünbewachsene Hügel sah, aus denen vielleicht ein Tempeldach oder eine rot angestrichene Pagode hervorragte, oder über denen in weiter Ferne der Fujiyama erschien. Die langen stillen mit grünen Hecken eingefaßten Gassen, in denen die Häuser der kleinen Beamten standen, jedes mit einem Gärtchen, aus dem einige Bambusse über die Strohdächer nickend herüberschauten, die Wege an den inneren Wällen des Schlosses mit ihren hohen Bäumen und breiten Gräben, von denen die letzteren Tausenden von Kriekenten zum Aufenthalt, die ersteren Hunderten von Kormoranen als Nachtquartier dienten, so daß sie von den Exkrementen derselben getötet und weißgrau gefärbt waren, die von reizenden Thälern durchschnittenen mit Tempeln, Gärten und Theehäusern bedeckten Hügel in der unmittelbaren Nähe der Stadt, waren entzückende Spaziergänge, die dem Auge stets Neues und immer Schöneres boten. Manche der Punkte innerhalb und außerhalb Jedos waren bekannte Ziele von Ausflügen, zu denen jeder Neuankommende geführt wurde; so in Jedo die beiden Begräbnisstätten der Taikune in Shiba und Ugeno, mit ihren herrlichen Bäumen und den mit reichster Pracht und vollendetem Geschmack ausgestatteten Tempeln, die an Malereien und Holzschnitzarbeit vielleicht, von den Tempeln in Kioto und Nikko abgesehen, das Schönste enthielten, was die japanische Kunst hervorgebracht hatte. Der hauptsächlichste Aussichtspunkt war Atago yama, den wir 1860 zur Erinnerung an einen auf der Arcona eingeschifften Intendanturassessor Schmidtke, den Schmidtke Yama getauft hatten. Zwei Treppen, eine steile, der Männerweg und eine längere, aber mit geringerer Steigung angelegte, führten auf die Spitze des Hügels, von dem aus man nicht allein einen weiten Umblick über die Stadt, ihre Umgegend und die Bai hatte, sondern auf dem man auch eine Menge Theebuden fand, in denen kleine Musmes dem durstigen Wanderer „Pflaumenthee" d. h. auf gesalzene Pflaumenblüten gegossenes heißes Wasser zur Erfrischung anboten. Die Musme gehörte zur japanischen Landschaft; sie brachte

einen bunten Fleck und damit Licht und Leben in dieselbe, und wenn man auf einem Spaziergange eine der kleinen Persönchen traf, die ihre Verbeugung machte — den bekannten Diener mit dem Heruntergleiten der flachen Hände über die Knie — und ihre Begrüßung hörte: „Oheio anata, doko morremorre“ „Guten Tag, Herr, wohin gehst Du?“ so dachte man an den Sonnenstrahl, der den Staub durchleuchtet, und freute sich über den Gruß, wenn er auch nur von einer Bäuerin kam, der die guten Manieren und das niedliche Kokettieren der Theehauswärterinnen fremd waren. Wo eine der letzteren einen verdienten Ruf der Schönheit und Liebenswürdigkeit erlangt hatte — und honi soit qui mal y pense — war das Theehaus, das den Schatz besaß, ein gern und oft besuchter Platz. So in Meguro bei dem Tempel des Fudo das Theehaus Dai koku-ya in dem „O sato san“, „Mademoiselle Sucre“, wie die Fremden sie getauft hatten, ihr Lächeln und ihren Thee ausschenkte. Sie war auffallend groß für eine Japanerin und weniger puppenhaft und das, ihr gewinnendes Lächeln und ihre liebenswürdigen Manieren hatten dem Hause, dem sie angehörte, die fremde Clientel gewonnen, wohl nicht zum Vorteil der Wirtschaft, denn die Japaner, die natürlich sehr in der Mehrzahl waren und mehr verzehrten als die fremden Besucher, blieben allmählich fort. Aber außer Fräulein Zucker und dem Tempel war in Meguro noch allerhand zu sehen. Zuerst und vor allen das Grab der Liebenden d. h. das des Straßenräubers Shirai Gompachi, der vor zweihundert und sechszig Jahren die Straßen von Jedo unsicher machte, und der schönen Komurasaki, einer Bewohnerin des Yoshiwara, für die er raubte und mordete. Er wurde hingerichtet und von einem Freunde am Fuß des Hügels begraben, auf dem der Tempel steht, seine Geliebte tötete sich auf dem Grabe und ruht nun neben ihrem Verehrer. Das Grab wird viel von unglücklich Liebenden besucht, die dort ihre Andacht verrichten und es mit Blumen schmücken, ohne die ich es eigentlich nie gesehen habe. Links oben neben der Treppe saß ein großer bronzener Tengu mit der gewaltigen Nase seines Geschlechts, der als der Beschützer

der Diebe und Spieler galt — schließlich ist er auch selbst gestohlen worden — und sonst den Ruf besaß, daß es genüge, wenn ein Kranker an der Figur das Glied streichle, an dem er selbst litte, um geheilt zu werden. Eines Tages war ich mit den beiden in Jedo an der medizinischen Schule angestellten deutschen Ärzten, Oberstabsarzt Dr. Müller und Stabsarzt Dr. Hoffmann in Meguro, als wir eine alte Frau sahen, die sehr emsig ein Bein der Figur rieb. Auf meine Frage, was sie da mache, erwiderte sie, daß ihr kleiner Enkel, der ein böses Bein habe, die Treppe nicht heraufkönne und unten in einem der Theehäuser läge und sie gekommen sei, um den Tengu für seine Genesung zu bitten. Ich ging mit den beiden Ärzten zu dem kleinen Patienten, der, um die Sache kurz zu machen, in die Klinik der Schule aufgenommen, operiert und nach einiger Zeit geheilt entlassen wurde. Als die Großmutter kam, um sich bei mir zu bedanken, fragte ich sie, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn sie gleich zu den Ärzten statt zu dem Tengu gegangen wäre? „Aber wenn ich nicht zu dem gegangen wäre, hätte ich Sie ja nie gefunden", war ihre Antwort. Seit der Zeit habe ich den Kampf gegen den Aberglauben aufgegeben.

Von größerem allgemeinen Interesse als die in und um Jedo und Yokohama gelegenen Sehenswürdigkeiten sind natürlich die Plätze, die damals nur den Mitgliedern der Gesandtschaften und ihren Gästen zugänglich waren, denn andern Fremden war während längerer Zeit der Besuch des Innern nicht gestattet; aber auch die meisten derselben sind seit der Zeit von Hunderten, wenn nicht Tausenden von Globetrottern besucht und beschrieben worden. Ich kann mich daher auf die Erwähnung einiger wenigen weiteren Ausflüge beschränken, die auch heute noch seltener gemacht werden. Auf einem derselben war ich während einiger Augenblicke in großer Lebensgefahr. Ich hatte eine Tour zu Pferde mit dem Grafen von Montebello angetreten, der damals Sekretär der französischen Gesandtschaft war und seit einer Reihe von Jahren Botschafter der Republik in Petersburg ist. Wir waren auf dem Wege nach Miyagase, von wo wir über die Stromschnelle des Sagamiflusses

zurückkehren wollten. Am zweiten Tage ritten wir auf einem schmalen Pfade, ich voran, am Abhang eines Berges hin, rechts war die fast senkrecht aufsteigende Wand mit Gestrüpp und Bäumen bewachsen, links fiel der Abhang beinahe ebenso steil einige hundert Fuß tief ab und war nur dünn mit einzelnen schwachen Bäumen bestanden; unten brauste ein Bergstrom über große Felsblöcke. Beim Umbiegen um eine Ecke fand ich mich in einer Ausbuchtung, in der ein kleines Häuschen mit einem Bretterzaun stand, an den eine ausgehobene Thür lehnte, auf der ein eben gewaschener weiß und blauer Kittel zum Trocken oder eigentlich richtiger zum Plätten — denn das ist die einzige Art des Plättens, die in Japan gebräuchlich ist, — ausgespannt war. Vor dem hellen Fleck scheute mein Pferd und trat mit beiden Hinterfüßen über den Rand des Weges; ich fühlte wie es heruntersank, ließ die Zügel locker, warf mich nach vorn und stieß dem Gaul beide Sporen hinter die Gurten. Im nächsten Augenblick stand er an allen Gliedern zitternd auf dem kleinen freien Platze. „Mein Gott, Montebello", sagte ich, „Sie sind ja ganz grün." „Wenn Sie glauben, daß Sie besonders blühend aussehen", war seine Antwort, „so irren Sie sich." Mir ist die Geschichte wieder eingefallen, als ich Kiplings „At the pit's mouth" gelesen. Merkwürdigerweise hat die unzweifelhaft große Gefahr, in der ich bei der Gelegenheit geschwebt, gar keinen Eindruck auf mich gemacht, während ein anderer Zufall, bei dem ein Pferd mit mir unter den Stangen durchging, die einen neugepflanzten Baum stützten, und mich eine derselben an der Brust traf und rücklings vom Pferde warf, meine Nerven gewaltig mitgenommen hat, und ich seit der Zeit mich nie wieder so sicher auf dem Pferde gefühlt habe wie früher. Die Fahrt über die Stromschnellen des Sagami, die wir in einem flachen japanischen Boot machten, das zwei Männer hinten mit langen Rudern wriggten, während ein dritter vorn mit einer starken Stange stand, um es von den im Flußbett liegenden Steinen abzustoßen, dauerte fast drei Stunden und war besonders in den engeren Teilen, wo das Bett des Stroms manchmal ganz mit weißen schäumenden Wellen angefüllt war, hochromantisch;

interessanter war es freilich noch, wenn wir auf krystallhellem Wasser auf einem Felsblock losschossen, der kaum zu vermeiden schien und im letzten Augenblick eine Bewegung der Ruder oder ein leichter Stoß mit der Stange uns glücklich an demselben vorbeiführte.

Graf Montebello und ich waren häufige Jagdgenossen, wie ich es einige Jahre später mit dem französischen Gesandten, Herrn Berthemy war. Die Zeiten, in denen die wilden Gänse wenige Schritte vom Tokaido zu sitzen pflegten, waren allerdings schon vorüber, als wir anfingen in Japan dem Waidwerk obzuliegen, aber ich habe doch noch manchen Fasan in den Parks der Daimio-Paläste in Jeddo geschossen. Bekassinen, Waldschnepfen, Enten, Kriekenten und der gemeine japanische Fasan (Ph. versicolor, Kiji) waren unsere gewöhnliche Jagdbeute; seltener schon kamen uns die Mandarinen-Enten (A. galericulata), dann meistens paarweise — sie sind in Ost-Asien das Sinnbild der ehelichen Treue, — und der Kupferfasan (Ph. Sömmerringi, Yama dori) zum Schuß; der letztere schon deswegen, weil er sich hauptsächlich an den unzugänglichsten Stellen aufhielt und man sich manchen Vogel entgehn lassen mußte, weil man eine, wenn nicht beide Hände brauchte, um sich fest zu halten. Die amüsanteste und beste Jagdzeit war der Herbst, wenn die Fasane von den Bergen in die Reisfelder kamen und man oft mit dem ersten Lauf eine Bekassine, mit dem zweiten einen Fasan erlegen konnte.

Im Jahre 1869 bestieg ich mit den Grafen von Montebello und Béarn, — der letztere starb einige Jahre später als französischer Gesandtschafts-Sekretär in Washington, — Mr. Augustine Heard, der beinah fünfundzwanzig Jahre später mein Schwiegervater wurde, und meinem damaligen Dolmetscher Kempermann den Fujiyama, den König der Berge in Japan. Da die Partie nicht oft gemacht worden ist, und unsere Reiseerlebnisse als typisch für solche Touren, wie sie damals in Japan gemacht wurden, gelten können, will ich etwas näher auf sie eingehen. Am 7. September verließen wir Yokohama um 6,25 Morgens, trafen um 9 Uhr in Totska, einer

am Tokaido gelegenen kleinen Stadt ein, wo wir in einem Bosket frühstückten und setzten dann unsere Fahrt fort. Gegen 12,30 passierten wir den Sagami-Fluß und um 2,20 den Sakawa-Fluß, vor dem wir unsern Wagen verlassen mußten, da der Fluß zu angeschwollen war, um ihn durchfurten zu können. Wir wurden in der wohl nur hier gebräuchlichen Weise übergesetzt, d. h. auf kleinen aus Brettern angefertigten Plattformen, die jede von sechs Männern getragen wurde; eine originelle, wenn auch nicht übermäßiges Vertrauen einflößende Beförderungsart, indessen sollen Unglücksfälle selten oder nie vorkommen. Der Fluß ist hier mit großen mit Steinen gefüllten Fischreusen von 4—5 Meter Länge und 1—2 Meter Durchmesser eingedämmt. Auf dem andern Ufer fanden wir unsere vorausgeschickten Pferde und kamen nach 4 Uhr Nachmittags bis auf die Haut durchnäßt — es hatte vom Augenblick unserer Abreise an geregnet — in Yumoto an. Bei besserem Wetter wären die Fahrt und der Ritt wundervoll gewesen, denn die hundertjährigen Bäume, mit denen der Tokaido besonders von Fujisawa bis Odawara eingefaßt ist, bilden eine selten schöne Allee. Am nächsten Morgen brachen wir bald nach sechs Uhr auf, es hatte die ganze Nacht geregnet, und regnete immer weiter, aber die Flöhe, die uns die Nachtruhe beinahe vollständig geraubt hatten, machten uns den Abschied leicht. Sowie wir das Städtchen verlassen hatten, begann der Anstieg nach dem Hakone Paß; wir mußten, weil der Weg so entsetzlich war, bald von unsern Pferden herunter, die wir auch während des größeren Teils des Tages nicht wieder bestiegen. Gegen acht Uhr trafen wir in dem Theehause von Hatta den schon früher wiederholt erwähnten Mr. Horatio Lay, der von einem Ausflug zurückkehrte; er und seine Begleiter hatten auf der Paßhöhe in dem dort befindlichen Theehause neun Tage zugebracht, ohne dasselbe wegen des fortwährenden Regens verlassen zu können, und hatten sich schließlich entschlossen die Rückreise anzutreten. Am Wege zwei sehr hübsche reinliche Dörfer, deren Bewohner sich ausschließlich durch die Anfertigung von kleinen Tellern, Tassen und Kästchen aus dem Holz von Baumfarren und Kampferbäumen zu

ernähren scheinen; die Sachen sind so reichlich mit Wachs getränkt, daß sie beim Gebrauch sehr bald ihr gutes Aussehen verlieren. Hinter Hatta wird der Weg sehr steil; etwas vor der Paßhöhe machten wir in einem hübschen Theehause mit sehr niedlichem Garten Halt und erwärmten uns durch ein Glas Punsch. Um 10,30 waren wir in Hakone, aber von der Veranda des zweistöckigen Theehauses war weder der Fujiyama, noch der zu unsern Füßen liegende See zu sehen, alles war in Nebel gehüllt. Wir hielten Kriegsrat über die Fragen, zurück, dableiben, oder vorwärts, und entschlossen uns für das letztere, da es uns praktischer schien, am Fuß des Berges auf einen guten Tag zu warten als anderthalb Tagereisen von demselben entfernt. Um 12,25 ging es also wieder in den Regen hinaus; der Weg führte ziemlich steil abwärts und um 4,10 Nachmittags erreichten wir wieder ganz durchnäßt unser Nachtquartier Mishima, wo wir von Abgesandten des Tokugawaclans, dessen Grenze wir überschritten haben, begrüßt werden. Die Scenerie ist zum Teil namentlich beim Aufstieg sehr schön, besonders durch herrliche Waldpartien; die Hügel und Berge um den Hakonesee sind kahl, nur mit einem groben Bambusgras dicht bestanden. Das Nachtquartier war vortrefflich und wir brachen neu gestärkt am nächsten Morgen vor acht Uhr wieder auf, diesmal zu Pferde. Es hatte wieder die ganze Nacht hindurch geregnet und regnete auch noch zeitweilig, doch das Wetter schien sich aufklären zu wollen; vom Fuji war aber immer noch nichts zu sehen. Bald nachdem wir Mishima verlassen, kamen wir an gewaltige Lavaströme, die nur mit sehr spärlicher Vegetation bedeckt waren. Um halb drei Uhr trafen wir in Subashiri am Fuße des Berges ein; es war das erste Mal, daß Fremde den Fuji von dieser Seite aus bestiegen, und wir bildeten den Gegenstand allgemeiner Neugier; die Leute waren übrigens höflich und zuvorkommend und wir wurden von einem Dorf zum andern durch die Behörden derselben begleitet. Wie alle am Fuße des Fuji gelegenen Dörfer besteht auch Subashiri aus einer langen Straße mit Thee- oder Rasthäusern niedrigster Art, für die zahlreichen Pilger bestimmt, die von Ende Juni bis

Mitte August den Berg zu besuchen pflegen. Unser Haus, das beste, konnte kaum schlechter sein, es war voller Flöhe und übler Gerüche und wir dankten Gott, als wir es am nächsten Morgen verlassen konnten. Der 10. September war ein wundervoller Tag und der Berg lag in seiner ganzen Pracht vor uns, als wir um 7 Uhr Morgens den Aufstieg begannen. Nach anderthalb Stunden zu Anfang durch Hochwald, dann durch Gestrüppe und Zwergwald mußten wir bei einer kleinen Hütte mit einem Torii (shintoistischem Eingangsthor) von den Pferden; dort erwarteten uns auch einige von den Hütern des Berges (Priestern?), die den Pilgern auf ihre weißen Gewänder die roten Stempel aufzudrücken pflegen, die in diesem und im nächsten Leben als Beweis für die zurückgelegte Wallfahrt zu dienen bestimmt sind. Da unsere Hemden, das einzige weiße Kleidungsstück das wir besaßen, sich für die Prozedur nicht eigneten, ließen wir uns unsere Stempel auf Papier drucken, das ich mit einigen auf die Reise bezüglichen Photographien noch besitze. Von hier wurde der Weg recht mühsam und beschwerlich; solange derselbe noch durch den Wald führte, stolperte man über Wurzeln, Löcher und Steine, als wir aus demselben heraustraten, bei der ersten Station — es giebt deren zehn — an der wir um 10,15 eintrafen und frühstückten, kamen wir in Asche, die das Gehen sehr beschwerlich machte: der Weg wurde auch nicht viel angenehmer, wenn man für den immer steiler werdenden Anstieg einen der aus der Asche hervortretenden scharfen Lawagrate wählte. Für alle Mühseligkeiten entschädigte uns jedoch das herrliche Wetter und der vor uns in der Pracht seiner in allen Schattierungen zwischen gelb und rot wechselnden Färbung aufsteigende Kegel. Ehe wir aber die fünfte Station erreichten, gab uns das Befinden eines unserer Gefährten zu ernsthafter Besorgnis Veranlassung. Graf de Béarn wurde von der Bergkrankheit, Schwindel, Erbrechen, Kurzatmigkeit und allgemeine Schwäche, in einer Weise befallen, daß wir die Frage, was nun weiter zu thun, ernsthaft in Erwägung ziehen mußten; da der Kranke darauf bestand, die Besteigung jedenfalls bis zu dem in Aussicht genommenen Nachtquartier fortzusetzen, wurde ihm ein

Strick um den Leib gebunden, an dem einige der Führer zogen, während einer oder zwei von uns hintennachschoben. So kamen wir denn glücklich aber schachmatt um 6,30 Abends an der achten Station an und überzeugten uns sehr bald, daß es unmöglich sein würde, an dem Abend noch, wie wir uns das vorgenommen gehabt hatten, den Gipfel des Berges zu erreichen. Unsere Träger hatten es sich bereits in einer der unterirdischen Schutzhütten bequem gemacht und ein Feuer, zu dem Holz und Kohlen mit heraufgebracht worden waren, angezündet; wir fanden es aber unmöglich, den Raum mit ihnen zu teilen, und ließen die Steine, mit denen der Eingang einer der andern Hütten — die Wallfahrtszeit war vorüber, — zugesetzt war, hinwegräumen. Während dieser Arbeit hatten wir einen Anblick von dem als manchmal unter besonders günstigen Bedingungen vorkommend wir gehört hatten, der uns aber doch im höchsten Grade überraschte und entzückte. Die untergehende Sonne warf den scharf abgegrenzten Schatten des Berges weit über eine an demselben zu unsern Füßen klebende Wolkenschicht über Land und Meer während einige kleine Wölkchen, die seine Spitze krönten, in dem Schattenbilde wie Rauchwolken erschienen. Ein ähnliches Bild soll unter denselben Umständen nur der Pik von Teneriffa geben. Inzwischen war der Eingang zur Hütte geöffnet worden, aber als wir in das Innere traten, packte uns die Grabeskälte in derselben mit solcher Macht, daß wir während der ersten Minuten fast fassungs- und kraftlos waren. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals auch von viel stärkerer Kälte ähnlich gelitten zu haben, wie in diesem unterirdischen Gemach. Nach einiger Zeit erwärmten wir uns etwas, machten auf einer Spiritusmaschine starken Glühwein und bereiteten uns dann in derselben Weise aus Konserven eine Suppe und ein Fleischgericht; während wir damit beschäftigt waren, begann es draußen zu wehen und zu schneien und Wind und Schnee drangen bald durch die Spalten der Thüre zu uns hinein. Es war eine greuliche Nacht, über deren Unannehmlichkeiten selbst das Bewußtsein, auf dem heiligen Berge Japans zu sein, nicht hinweghalf; wir konnten uns mit Ausnahme von Mr. Heard, der sich zwei

Garnituren Unterkleider angezogen hatte, was ich übrigens für ähn- Fälle künftigen Reisenden empfohlen haben will, nicht erwärmen, und als ich nach kurzem Schlaf morgens erwachte, hingen mir dicke Eiszapfen vom Bart herunter. Um 6 Uhr 15 begannen wir den Aufstieg zur zehnten Station, dem Gipfel, den die schnellsten unter uns in einer Stunde zwanzig Minuten, zum größten Teil auf rohen Stufen erreichten. Das Wetter war klar, aber kalt, 1° C. und sehr stürmisch, so daß wir oben angelangt, Schutz hinter einigen kleinen Kapellen und Steinmauern suchen mußten, um nicht fortgeblasen zu werden. Die Wand des ungefähr 500 m im Durchmesser habenden und 175 m tiefen Kraters war an einer Stelle eingefallen, so daß man bequem den Boden desselben hätte erreichen können, wir machten den Versuch aber nicht, sondern begnügten uns damit, die wundervolle Aussicht zu genießen, soweit die Kälte und der Sturm das erlaubten. Als wir den Rückweg antraten, gelangten wir in 6 Minuten nach der 8. Station und von derselben in vier dreiviertel Stunden, von denen wir anderthalb zum Frühstücke verwendet hatten, an den Fuß des Berges, wo wir unsere Pferde fanden. Der Abstieg war wie immer auf Vulkanen in der Asche, die beim Besteigen ein solches Hinderniß bietet, ein sehr leichter. Wir hatten den hohen Berg von der östlichen Seite bestiegen und kamen an der nördlichen, nach Yoshida, herunter. Letzteres ist wie Subashiri ein sich in einer Straße hinziehendes Dorf, dessen Häuser ziemlich flache Dächer haben, die ebenso wie die Veranden durch große Steine gegen die vom Fuji herabkommenden Winde geschützt sind. Ein Bad in einer in dem Hofe des Tempels, in dessen Nebengebäuden wir abgestiegen waren, herabfallenden Kaskade erfrischte uns sehr nach den Anstrengungen der letzten Tage und verursachte zugleich der gesamten Bevölkerung des Dorfs das größte Vergnügen. Der Aufenthalt in Yoshida wäre ein sehr angenehmer gewesen, wenn die Gerüche in dem Hause weniger penetrant gewesen wären. Für die gewöhnlichen Gäste sind die unentbehrlichen Lokalitäten so eingerichtet, daß sie mit leichter Mühe gereinigt werden können, sowie sie aber für den höheren Ständen angehörige Personen bestimmt sind, werden

ihnen Tiefen-Dimensionen gegeben, die jede Möglichkeit einer gründlichen Reinigung ausschließen. In einem kleine Daimio-Palaste, den ich später in Jedo kaufte, war die Damentoilette in den Frauengemächern zwanzig Fuß tief, wie man mir sagte, um Attentate auf die Sittlichkeit der Damen und auf das Leben des Herrn des Hauses unmöglich zu machen. Aus diesem Grunde muß der letztere auch immer bei solchen Besuchen sein Schwert bei sich führen, für welches ein besonderer Stand angebracht ist. Da diese Buenretiros sich in den Wirtshäusern immer in unmittelbarer Nähe der Staatsgemächer befinden, so kann man sich leicht einen Begriff von den in denselben herrschenden Düften machen.

Unsere Rückreise von hier nach Yokohama war in jeder Beziehung eine sehr angenehme; wir hatten keine Eile mehr und konnten es uns daher bequem machen, das Wetter war erträglich und der Weg reich an landschaftlichen Schönheiten aller Art. Vom Fuji sahen wir übrigens nichts mehr; von dem Augenblick an, daß wir seinen Fuß erreicht hatten, hüllte er sich wieder in Nebel und Wolken, wir aber waren den Geistern des Berges von Herzen dankbar, daß sie uns zwei so herrliche Tage auf demselben gegeben. Unser Weg der Koshiukaido, d. h. die große von Jedo nach Kofu, der Hauptstadt von Koshiu (Kai) und darüber hinaus führenden Straße, in die wir bei Odzuki einbogen, führt zum Teil am Sagamiflusse und dessen Zuflüssen entlang und ist reich an landschaftlichen Schönheiten. Bei Tokai-ichiba bricht der Fluß in einer tiefen Schlucht, in einer Reihe von Fällen und Stromschnellen durch die Felsen und eine Tagereise weiter wiederholt sich das Schauspiel bei der Affenbrücke, „Saruhashi", die selbst ein höchst originelles Bauwerk ist. Auf beiden Ufern sind übereinander verschiedene Reihen dicker Balken horizontal tief in die Erde gegraben, von denen jedesmal die obere Reihe etwas über die untere hervorragt; auf der obersten ruht dann die Brücke. In einem unterhalb der Brücken gelegenen großen Theehause sah ich getrocknete Forellen, „Ai"; ich trat mit dem Besitzer in Verbindung, und derselbe hat mir dann, solange ich in Japan geblieben bin, die herrlichen Fische frisch geliefert. In einem andern

Theehause fand ich kleine getrocknete Eidechsen (richtiger Molche) in großer Menge aufgehängt, ich erkundigte mich nach der Verwendung dieser Tierchen und erfuhr, daß sie zerrieben zu Liebestränken gebraucht werden. Sie heißen „Emori", was auch die Bezeichnung für Liebestrank geworden ist. Der Japaner hat übrigens ein Sprichwort: Der beste Liebestrank ist der von Sado, d. h. „der aus den Goldminen der Insel kommende", was beweist, daß die goldene Schlange auch schon vor der Berührung des Landes mit den bösen Fremden unter den Blumen der japanischen Romantik lauerte. Am 13. Sept. übernachteten wir in Ugenohara und hatten endlich einmal wieder eine flohfreie Nacht, am nächsten Tage überstiegen wir den Paß von Kobotoke, leider ohne den Fuji und die Berge von Koshiu zu Gesicht zu bekommen, und gelangten am Nachmittage nach Hachogi, dem Mittelpunkt eines der großen Seidendistrikte. Die Gegend um die Stadt, die ganz mit Maulbeerbäumen bepflanzt ist, macht einen wohlhabenden Eindruck, aber die Bevölkerung sah ärmlich aus. Wir richteten uns bei unsern Märschen so ein, daß wir nach einem warmen Frühstück aufbrachen und kaltes Fleisch, Brod und Wein mitnahmen und dann bei schlechtem Wetter in irgend einem Theehause, bei gutem im Freien, an einer schönen Stelle, meistens in einem Tempelhain zum zweiten Male frühstückten; Das Mittagsessen wurde im Nachtquartier, durch den vorausgeschickten Koch bereitet. Am letzten Tage unserer Reise, dem 15. Sept., wurden, während wir es uns so am Rande des Wegs gutschmecken ließen, sechs in Kangos d. h. gewöhnlichen offenen Tragstühlen angebundene Verbrecher vorbeigetragen, um in Jedo hingerichtet zu werden; die armen Teufel sahen schrecklich aus, und hatten wohl eine schwere Zeit der Haft, vielleicht der Tortur hinter sich.

Im Mai 1870 machte ich mit S. M. S. „Hertha", Kapitän zur See Köhler, eine größere Reise zum Besuch einiger der Landesfürsten und einzelner Plätze von Interesse. Am 13. Mai verließen wir Yokohama. Die Wochen vorher waren in gewisser Beziehung sehr aufregende gewesen, da wir vom 1. bis 12. des Monats 182 Erdbebenstöße gehabt hatten, deren fortwährende Wiederkehr schließ-

lich auch die Ruhigen nervös machte. Einige schliefen an Bord der Schiffe, andere in Gärten und Höfen unter Zelten und diejenigen, die die Sache am ruhigsten nahmen, zu denen ich mit gehörte, ließen wenigstens Tag und Nacht Fenster und Thüren offen, um sich im Notfall mit einem Sprung ins Freie retten zu können. Es kam aber nicht dazu. Der letzte Stoß am Abend des 12. Mai war allerdings so stark, daß einige Wände Risse bekamen, Bilder herunterfielen und Hängelampen so stark schwangen, daß das Öl herauslief, aber damit war die Sache auch vorüber. Ich mußte bei der gewissen Erregung, die während der Zeit herrschte, immer an einen meiner amerikanischen Kollegen, General van Valkenburgh denken, der sich in seiner Gesandtschaft in Jedo einen großen Käfig aus starken Balken hatte bauen lassen, in dem sein Bett stand und in dem er immer ein Kistchen mit Kakes, eine Flasche Whisky, Licht, Schwefelhölzer und ein Buch hatte, um, wie er sagte, für alle Fälle vorbereitet zu sein.

Wir gingen zuerst nach Nagasaki und von dort nach Kagosima. Die Bai ist wundervoll, aber die Stadt machte keinen besonderen Eindruck, der Fürst war nicht anwesend, seine jüngeren Brüder empfingen uns jedoch in der liebenswürdigsten Weise. Das Interessanteste war jedenfalls ein Besuch in der Vorstadt Tamura, wo sich die Fabrik oder richtiger die Ateliers für die Herstellung des berühmten Satzuma Porzellans befinden. Dasselbe ist durch in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts als Kriegsgefangene dorthin gebrachte koreanische Töpfer eingeführt worden, deren Nachkommen dort noch arbeiten und in einem in der Nähe der Stadt gelegenen Dorfe wohnen. Ich kaufte einige schöne Stücke, von denen sich ein Paar in dem Kgl. Kunstgewerbe-Museum in Berlin befinden. Von Kagoshima fuhren wir nach Uwajima, der Residenz des gleichnamigen Fürsten an der Westküste der Insel Sikoku. Beim Einlaufen in den Bungokanal, der dieselbe von Kiusiu trennt, war die Strömung so stark, daß dieselbe beim Umfahren eines Kaps das unter Dampf befindliche Schiff packte und bei Seite warf, als wenn es sich um ein Boot gehandelt hätte.

In Uwajima wurden wir als besonders von dem Vater des Fürsten empfohlene Gäste mit großen Jubel aufgenommen. Nicht allein der Fürst kam an Bord, sondern er brachte auch die ganzen Damen seines Haushalts mit, nachdem wir vorher versprochen hatten, dieselben nicht „anfassen“ zu wollen. Es war ein sehr vergnügter Nachmittag und als wir etwas später an Land gingen, um einer Truppen-Revue beizuwohnen, war der Fürst in so gehobener Stimmung, daß Kapitän Köhler ihn auf der einen, und ich auf der andern Seite unterfassen mußten; so marschierten wir hinter der Musik des Schiffes durch die Straßen und brachten S. H. glücklich auf den Exerzierplatz, wo er allerdings den kriegerischen Übungen seiner Soldaten keine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Uwajima war wegen seiner Sardinen berühmt, von denen der Taikun jährlich eine Bootsladung als Tribut erhielt; die Walfische, deren es früher in diesen Gewässern viele gegeben haben soll, durften nicht gefangen werden, weil man sagte, daß sie die Sardinen in das seichte Wasser trieben. Seitdem werden die Walfische wohl den Dampfschiffen das Feld geräumt haben; ob infolgedessen auch die Sardinen fortgeblieben sind, vermag ich nicht zu sagen. Die Fahrt durch die Inlandsee, die ich zum ersten Male machte, war mir besonders interessant; die ewig wechselnden Bilder in dem engen Fahrwasser sollen an den Rhein erinnern, ich habe das nicht finden können; dazu sind die Bilder doch zu groß und die Ufer, für die Entfernungen, nicht hoch genug, aber schön ist die Fahrt trotzdem, besonders wenn man von Wind und Wetter begünstigt wird, wie das bei uns der Fall war. Simonoseki, mit dem regen Leben und Treiben in dem kleinen Hafen, in dem Hunderte von Dschunken lagen, sowie in der einen Straße, die die Stadt bildet, bot einen sehr hübschen Anblick. Wir gingen an Land, um uns die Stadt etwas anzusehen und den kleinen Tempel zu besuchen, der dort zu Ehren des Mikados Antok' errichtet ist, mit dem seine Großmutter sich nach der Schlacht von Dannoura 1185, in der die Minamoto die Macht der Taira für immer brachen, ertränkte. Als wir an Bord zurückkehrten, fanden wir das Schiff von einer Menge kleiner

Böte umschwärmt, in denen sich leichtsinnige Persönchen befanden, hier „Fliegen" genannt, die die Nachkommen der nach der Schlacht an Land geflüchteten Hofdamen des ertrunkenen Kaisers sein sollen, die aus Not zu dem Handwerk gegriffen haben, von dem der französische Chansonnier sagt, „qu 'on peut le faire sans souliers". Vierundzwanzig Stunden brachten uns nach Tsusima, wo wir durch einen ganz engen Eingang in einen der schönsten Häfen der Welt einliefen, an dem damals nur ein unbedeutendes Dorf lag, den die Japaner aber seitdem in einen, wie man sagt, bedeutenden Kriegshafen umgewandelt haben sollen. Von einem Spaziergang, auf den die Bai umgebenden, von der üppigsten Vegetation bedeckten Bergen brachte ich eine reiche Ausbeute blühender Pflanzen mit nach Hause. Ich verstehe von Botanik gar nichts, aber ich habe während mehrerer Jahre für meinen Freund, den Chefarzt des französischen Marinehospitals, Dr. Savatier auf jedem meiner Ausflüge und Reisen fleißig gesammelt und manche der in Franchet's et Savatier's Enumeratio plantarum Japoniae aufgeführten Pflanzen, von denen einzelne auch meinen Namen führen, sind so in seine Hände gekommen. Von Tsusima liefen wir in wenigen Stunden nach Fusan in Korea. Es war dies eigentlich das Hauptziel meiner Reise, da ich mich durch den Augenschein überzeugen wollte, was es mit den Ansprüchen der Japaner und den Angaben von Siebold und andern auf sich habe. Nachdem wir durch den einen der beiden engen Kanäle, die das in letzter Zeit so oft genannte „Dear island" vom Festlande trennen, in die große sich aber schnell verflachende Bucht eingelaufen waren, an deren oberem Ende man die umwallte Stadt Tongnai sah, gingen wir dicht vor der japanischen Faktorei, die in einem Fichtenhaine lag, vor Anker und setzten die beiden Beamten des japanischen Auswärtigen Amts, die mich auf der ganzen Reise begleiteten, an Land. Dieselben kehrten nach nicht zu langer Zeit zurück und erklärten, daß die Koreaner höchst entrüstet darüber seien, daß die Japaner gewagt hätten, ein fremdes Kriegsschiff nach Fusan zu bringen, und von ihnen verlangten, daß sie für die schleunige Entfernung desselben Sorge

trügen. Am Nachmittag machte ich mit einer Anzahl von Offizieren und Kadetten einen Spaziergang, um uns die Gegend etwas näher anzusehen. Wir waren alle mit Revolvern und die Mehrzahl auch noch mit Jagdgewehren bewaffnet, ich hatte aber durch den Kapitän strenge Befehle erteilen lassen, daß Niemand von den Waffen Gebrauch machen solle, es sei denn, daß sein Leben thatsächlich bedroht sei. Der Ausflug bot nicht viel Interessantes. Abgesehen von dem Fichtenhain, in dem die wenigen und unbedeutenden Gebäude der japanischen Faktorei lagen, war die Gegend flach und baumlos, und nur auf den das Bild einrahmenden Hügeln standen einzelne wenige Fichten, die sich scharf gegen den Himmel abhoben. Die rote Färbung des Bodens trug dazu bei, das Ganze besonders trocken und sonnenverbrannt erscheinen zu lassen. Ich war mit einigen von meinen Begleitern etwas zurückgeblieben, um zu botanisieren, als ich plötzlich durch einen starken Lärm wie von streitenden Stimmen aus meiner friedlichen Beschäftigung aufgestört wurde; ich eilte dem Gros unserer Expedition nach, das ich in einem Hohlweg fand, dessen Mitte und Seitenwände von mit Lanzen und Säbeln bewaffneten Bauern besetzt waren, die aus Leibeskräften schrieen und gestikulierten. Auch ein paar Luntenflinten befanden sich unter den antediluvianischen Mordinstrumenten der Gesellschaft. Ich ging auf den tollsten Schreier los, einen alten graubärtigen Burschen, der in der Mitte des Weges stand, in der Rechten einen rostigen Spieß, in der Linken die von jedem Koreaner unzertrennliche Tabakspfeife mit langem geradem Rohr und kleinem Metallkopf, blieb vor ihm stehen, nahm eine Cigarette aus der Tasche und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß ich sie mir an seiner Pfeife anzustecken wünsche. Der Erfolg meines Manövers war nur, daß er noch toller brüllte. Ich griff also zu meinem zweiten Mittel, dessen Wirksamkeit ich schon oft erprobt hatte, zog eine Schwefelholzschachtel heraus, zündete meine Cigarette an und blies den Rauch durch die Nase. Das wirkte und im Nu streckten sich ein halbes Dutzend Hände nach meiner Cigarette aus; ich nahm eine neue aus der Tasche und machte wieder durch Zeichen

begreiflich, daß ich sie an einer Pfeife anzustecken wünschte, und fand diesmal keinen Widerstand mehr. Der Friede war wieder hergestellt, ich und andere verteilten weitere Cigaretten, Cigarren und Streichhölzer, und als wir durch ein paar Japaner, die sich bis dahin weislich im Hintergrunde gehalten hatten, erfuhren, daß die Leute ihrer Frauen wegen nicht wünschten, daß wir ihr hinter dem Hohlwege liegendes Dorf beträten, gab ich das Zeichen zum Rückzug. Einige der Koreaner begleiteten uns bis zur Faktorei zurück und erwiesen uns allerhand kleine Dienste, aus denen hervorging, daß es wirklich nur die Furcht vor uns gewesen war, die sie so rabiat gemacht hatte. Ich muß übrigens hinzufügen, daß auch in späteren Zeiten, als ich unter veränderten Verhältnissen in Korea war, das Betreten eines Dorfes stets gewisse Schwierigkeiten machte; zum Mindesten wurde ich immer gebeten, etwas zu warten, bis voraneilende Leute durch ihr Geschrei die Frauen gewarnt und in die Häuser getrieben hatten. In ganz streng an der alten Sitte festhaltenden Gemeinden galt überhaupt die Regel, daß die Männer nur am Tage, die Frauen nur in der Nacht ausgehen durften und daß Übertreter unter den beiden Geschlechtern streng bestraft wurden. — Als ich an Bord zurückkam, fand ich meine beiden Begleiter in großer Aufregung, da der Gouverneur von Tongnai dem Chef der Faktorei hatte sagen lassen, daß bis zur Abreise des fremden Schiffes aller Handelsverkehr mit den Japanern unterbrochen bleiben werde; meine Mitteilung, daß wir am nächsten Tage in See gehen würden, wurde daher mit großer Befriedigung aufgenommen. Am Morgen darauf hielt Kapitän Köhler noch eine Schießübung nach einer auf der „Hirschinsel“ aufgestellten Scheibe ab, während welcher die Wälle von Tongnai dicht mit Fahnen und Soldaten besetzt waren; ich zweifle nicht, daß der Gouverneur einen hochtönenden Bericht über den Sieg, den er über die fremden Barbaren erfochten, an seine Regierung gerichtet haben wird. Einige Stunden darauf verließen wir den Hafen. Was ich gesehen und von den Japanern selbst gehört, hatte mir bewiesen, daß alle die Geschichten von japanischen Besitzungen, Forts und Rechten,

nur in der Einbildung der Leute bestanden, die sie vorbrachten, und daß die Japaner in Fusan eine Stellung einnahmen, die sich sehr wenig, wenn überhaupt, von der unterschied, die die Holländer früher in Desima hatten. Sie waren eben nur geduldet und wurden mit äußerster Verachtung behandelt. Auf der Rückfahrt nach Yokohama wurde Sakai angelaufen, das mir als ein bedeutender Handelsplatz geschildert worden war. Ich fand mich in der Stadt, die sich von der Feuersbrunst, durch die ein großer Teil derselben 1868 zerstört worden war, noch nicht erholt hatte, sehr getäuscht; es herrschte ein ziemlicher Dschunkenverkehr, aber sonst war wenig Leben zu bemerken. Den bedeutendsten Tempel der Stadt, Mio-koku-ji, in dessen Hofe einige schöne Exemplare von Palmen stehen, besuchte ich nicht, da in demselben die Tosaleute, die die Franzosen ermordet hatten, begraben lagen und ich nicht wünschte, den Eindruck hervorzurufen, als ob ich an den Leuten irgend ein Interesse nähme.

Im Frühjahr 1871 ging ich mit der Hertha nach Wakayama, der Hauptstadt des Fürsten von Kii. Ich wußte, daß dort eine gewisse Erbitterung gegen die Regierung des Mikados herrschte, weil derselbe oder richtiger seine Ratgeber 1868 abgelehnt hatten, die von Hitutsbashi getroffene Wahl des jungen Prinzen von Kii zu seinem Nachfolger als Haupt des Tokugawaclans zu bestätigen, und ich wollte mich gern durch Augenschein überzeugen, wie die Sachen dort ständen. Ein deutscher Instrukteur bildete die Truppen des Fürsten aus, und ich würde es nicht für richtig gehalten haben, daß dort gegen die Regierung des Mikados gerichtete Bestrebungen auch nur anscheinend von deutscher Seite unterstützt würden. — Im nächsten Jahre wurde die Zahl der deutschen Instrukteure in den Diensten des Fürsten erheblich vermehrt, bis die Regierung des Mikados dieselben 1872 selbst übernahm. Später müssen Umtriebe politischer Art in Kii getrieben worden sein, denn die Seele desselben, Mutzu, wurde verhaftet und zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt, was ihn nicht verhindert hat, später Minister der Auswärtigen Angelegenheiten des Mikados zu werden und als solcher den Krieg zwischen Japan

und China 1894 zu entzünden. Er starb einige Zeit nach der Beendigung desselben. Wir, d. h. meine Begleiter und ich wurden in dem etwa 2,5 km von der Stadt entfernten am Meere gelegenen prächtigen Tempel Kimi-Dera untergebracht und dort wie überhaupt während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit im Gebiet des Fürsten von Kii mit der größten Aufmerksamkeit und Rücksicht behandelt. Von meiner Audienz bei dem Fürsten habe ich schon erzählt; ich will nur noch hinzufügen, daß, als einer der Minister desselben mich im Schlosse herumführte, wir auch in einen der Türme gelangten. Das ganze Innere desselben war mit Ausnahme der in die oberen Stockwerke führenden Treppe und einzelner Luft- und Lichtschachte nach den Fenstern zu mit größeren und kleineren hölzernen Kisten und Kasten angefüllt. „Das enthält alles Lack- und Bronzesachen, die zum Teil seit Jahrzehnten und Jahrhunderten im Besitz der Familie sind," sagte der Karo und fügte hinzu, „der Fürst läßt Sie bitten, sich davon nehmen, was und wieviel Sie wollen." Ich lehnte das liebenswürdige Anerbieten dankend ab, was nicht verhinderte, daß mir der Fürst später ein sehr schönes Geschenk zustellen ließ, wie auch jeder Offizier und Kadett an Bord aus den Schätzen des fürstlichen Hauses ein solches erhielt. Mich interessierte die Sache ganz besonders deswegen, weil sie mir einen Einblick in die Entwicklung der Kunstindustrie in Japan gewährte, Dieselbe war in erster Linie eine höfische Kunst; hervorragende Arbeiter, besonders in Lack und Metallen, aber auch in anderen Gegenständen, wurden von den Fürsten an ihre Höfe gezogen und erhielten eine feststehende Besoldung, so daß sie ohne materielle Sorgen ganz ihrem Handwerk, denn sie waren Handwerker, leben konnten. Nur so erklärt es sich, daß auf die Anfertigung einzelner, dem Umfang nach kleiner Stücke, nicht allein Monate, sondern oft Jahre verwendet werden konnten. Die Arbeiten dieser Hofkünstler wurden teils zu Geschenken verwendet, teils zusammen mit den als Geschenk eingehenden Stücken aufgespeichert, so daß sich oft sehr bedeutende Ansammlungen solcher Werke der Kleinkunst im Besitz einzelner Fürstenhäuser befunden haben müssen. In Jedo ließ ein

Agent des Fürsten von Satzuma mich eines Tages einladen, eine Sammlung von Goldlackarbeiten anzusehen, die sein Fürst zu verkaufen wünsche; ich ging mit meinem damals bei mir wohnenden russischen Kollegen Herrn von Bützow hin und wir fanden ein mittelgroßes japanisches Zimmer, angefüllt mit alten Goldlacksachen von allen Formen und Größen, Etageren, Tabak- und Rauchkasten, Schachteln und Schächtelchen, wie man sie schöner gar nicht sehen konnte. Der Beamte des Fürsten sagte mir, daß sein Fürst die Sachen zu verkaufen wünsche, aber nicht an einen Händler, sondern an eine Privatperson und nur alle zusammen. Auf die Frage nach dem Preise nannte er 5000 Dollars, damals etwas mehr als 25 000 Mark; obgleich auch für damalige Preise nicht teuer — zehn Jahre später waren sie das Doppelte und Dreifache wert und heute würde man mit leichter Mühe das Zehnfache dafür erhalten können — ging derselbe doch weit über unsere Verhältnisse und da der Beamte erklärte, einzelne Stücke nicht ablassen zu dürfen, mußten wir zu unserm Bedauern auf jeden Ankauf verzichten. Als ich mich erkundigte, was mit den Sachen geschehen solle, wenn sich kein Käufer für die ganze Sammlung finde, meinte der Beamte, daß sie dann zerschlagen und verbrannt würden, um das in ihnen enthaltene Gold zu gewinnen, dessen Wert größer sei als der geforderte Preis. Der Mann mochte mir ansehen, daß ich seine Äußerung nicht für Ernst nahm, denn auf einmal begann er mit der geballten Faust auf die Stücke loszuschlagen und sie zu zerschmettern. Ich fiel ihm in den Arm und bat ihn, solchem Vandalismus erst freien Lauf zu lassen, nachdem wir fortgegangen seien, aber ich habe auch nach späteren Mitteilungen und Erfahrungen allen Grund anzunehmen, daß in der That recht viele der alten Goldlackarbeiten in den ersten Jahren nach der Restauration des Mikados auf solche Weise vernichtet worden sind. —

Eine große Revue der Truppen des Fürsten lieferte den Beweis, daß die Ausbildung derselben recht weit vorgeschritten war; den Glanzpunkt unseres Aufenthalts im Fürstentum bildete aber ein Jagdausflug nach einem Tempel, dessen Namen ich leider nicht

anführen kann, da die betreffenden Blätter meiner Aufzeichnungen mir im Laufe der Jahre abhanden gekommen sind. Wir fuhren des Morgens früh auf japanischen Böten ab, landeten gegen Mittag auf einer Insel, in der erfolglos auf Hirsche, sh'ka, getrieben wurde, die durch die Treiber durchgingen, setzten dann unsere Seefahrt fort, landeten, bestiegen bereitstehende Pferde und trafen in dunkler Nacht in dem Tempel ein. Bevor wir an das Thor desselben kamen, fiel mir ein sehr starker Blütenduft auf, am andern Morgen fand ich, daß derselbe von einer Allee uralter beinah mannsdicker Kirschbäume herrührte, die in voller Blüte standen und einen wahrhaft betäubenden Geruch verbreiteten. Der sehr hübsche Tempel lag in hügligem Terrain mitten im Walde, meistens Nadelholz. Auch hier verlief unsere Jagd nicht besonders günstig, ein Hirsch wurde von den japanischen Jägern beim Durchgehen durch die Treiber geschossen, einen andern pudelte ich.

Im Frühjahr 1872 ging ich mit S. M. Korvette „Nymphe", Korvetten-Kapitän von Blanc, nach Nagoya, der Hauptstadt des Fürstentums Owari, um im Auftrage der kaiserlichen Regierung Nachforschungen über die Fabrikation des Cloisonné (Zellenemail) anzustellen, für das Nagoya der Hauptplatz war. Alte Berliner werden sich entsinnen, daß einige Jahre vorher die Anfertigung von Emailarbeiten, allerdings meistens champlevé, bei dem die mit der Emailmasse auszufüllende Höhlung nicht durch aufgelötete Drähte, sondern durch Aushöhlen des Körpers hergestellt wird, durch die Firma Ravené und Süßmann begonnen worden war und sehr hübsche Proben dieser Arbeiten bei dem Neubau des Ravené'schen Hauses Verwendung gefunden hatten. Es war besonders um diesen in Deutschland neu entstehenden Industriezweig zu unterstützen, — in Frankreich hatten Barbedienne und Christofle längst große Erfolge darin erzielt, — daß ich die Reise unternahm, auf der mich zwei meiner Kollegen begleiteten die Vertreter Spaniens und der Niederlande, Herr Rodriguez y Muños, später auch mein langjähriger Kollege in Peking und Jonkheer van der Hoeven, später niederländischer Gesandter in Berlin, und jetzt in derselben Eigenschaft in Wien.

Unsere Fahrt war zu Anfang eine ziemlich stürmische, sodaß meine beiden Gefährten dem Neptun reichliche Opfer brachten, statt die Gastfreundschaft unsers vortrefflichen Kommandanten auch bei Tische genießen zu können. Wir mußten in der Bai von Owari ziemlich weit vom Lande abliegen, fanden aber in einem Theehause, wenn auch nur mittelmäßiges Unterkommen. Meine Bemühungen, über die Anfertigung der Cloisonné-Arbeiten und namentlich über die Zusammensetzung der Glasflüsse Aufschluß zu erhalten, hatten vollen Erfolg; anfänglich zeigten sich die Besitzer der Werkstätten — auch hier war alles Hausindustrie in größerem oder kleinerem Umfange, — sehr verschlossen und wollten nicht mit der Sprache heraus, als ich aber rasch hintereinander ein Paar große Stücke ihrer Arbeiten ohne zu handeln erstanden hatte, wurden sie, — vielleicht in der allerdings nachher getäuschten Hoffnung weiterer Ankäufe von meiner Seite, — aufgeknöpfter und ich erhielt nicht allein einen ganz genauen Einblick in die Fabrikationsmethode, sondern auch alle Rezepte für die Glasflüsse, die ich nur wünschen konnte. Letztere übersetzte mir dann Professor Wagner in Jedo, der so viel für unsere Kenntnis der japanischen Industrie und der dortigen Verhältnisse überhaupt gethan hat und zu früh für unsere deutschen Interessen ins Jenseits abberufen worden ist. Später, nachdem ich Japan schon verlassen hatte, wurden auch einige Arbeiter in Nagoya für Berlin engagiert und waren mehrere Jahre in der R. und S.'schen Fabrik beschäftigt. Aber ich glaube die Sache ist nachher allmählich eingeschlafen, wenigstens hat sie nicht den Aufschwung genommen, den ihre Begründer, Freunde und ich von ihr erwartet gehabt hatten. Auch mit manchen andern Dingen ist es in Deutschland nicht besser gegangen. Gallé hat einen Teil seiner Erziehung in Deutschland, Weimar, genossen und die Vorbilder für seine Kunstwerke in den chinesischen Glasarbeiten gefunden, von denen die von mir zusammengebrachte größte und schönste Sammlung dem Berliner Kunstgewerbe Museum gehört, und doch hat sich der Boden für die Entwicklung dieses Zweiges des Kunstgewerbes nicht in Deutschland, sondern in Frankreich gefunden.

Auch sonst bot der Aufenthalt in Nagoya viel Interessantes. In dem alten Schloß, das zu Anfang des 17. Jahrhunderts erbaut worden ist, befanden sich wunderbare Malereien und Holzschnitzereien, die aber schon damals sehr darunter gelitten hatten, daß es während längerer Zeit als Kaserne benutzt wurde. Zwischen der äußeren und inneren Enceinte stand ein kleiner hölzerner Palast, der nach der Angabe der mich herumführenden Beamten Ota Nobunaga bis 1565 als Residenz gedient haben sollte. Dieses wahre Kleinod japanischer Kunst, das u. a. ein Zimmer enthielt, dessen Wände ganz mit Malereien, Scenen aus dem Volksleben der Japaner darstellend, bedeckt waren, sollte auf Befehl der Regierung des Mikados zerstört werden, wie dieselbe überhaupt mit absichtlicher Rücksichtslosigkeit gegen alles vorging, was an die Zeiten erinnern konnte, in denen die Gewalt in andern Händen als denen des Kaisers gelegen hatte; meinem Einspruch gelang es durch Vermittelung des Gouverneurs von Nagoya, eines alten Freundes von mir, die Aufhebung dieses Befehls wenigstens für den Augenblick durchzusetzen; ob für die Dauer muß ich dahin gestellt sein lassen, denn ich habe in den später, 1881 und 1891, erschienenen Reisehandbüchern keine Erwähnung dieses Hauses mehr gefunden. Auf dem Dach des fünfstöckigen Hauptturmes des Schlosses befanden sich zwei kupferne, schwer vergoldete, beinah drei Meter hohe Delphine, Fische oder Seeungeheuer, die, während sie das Ende des Dachfirstes verschlingen zu wollen schienen, ihre glitzernden Schweife hoch in die Luft streckten. Sie waren 1610 für Kato Kyomasa, den Feldherrn Taikosammas bei der Expedition gegen Korea und wütenden Feind der Christen und Fremden, für den Preis von 750000 M. nach unserm Gelde angefertigt worden. Einer derselben befand sich auf der Weltausstellung in Wien 1873, ging mit dem französischen Postdampfer „Nil" an der Küste von Japan unter, wurde mit vieler Mühe aus dem Meere herausgefischt und schaut jetzt wieder wie früher auf dem Kopfe stehend von dem Dach des Turms in Nagoya auf die Stadt herab. Mein Freund, der Gouverneur, wollte mir und meinen Gefährten etwas Besonderes an-

thun und gab uns ein großes japanisches Diner, dessen Hauptstück ein lebendiger Karpfen war, der kurz vorher in unserer Gegenwart in den Gräben des Schlosses gefangen worden war. Die eine Hälfte des Fisches war glatt abgeschnitten und in kleine Scheiben zerteilt und der noch atmende Fisch wurde in dieser Weise serviert; ich muß sagen, daß mir weder das Fleisch schmeckte noch die Idee gefiel, aber die anwesenden Japaner hielten den rohen lebendigen Fisch nicht allein für eine große Delikatesse, sondern wiederholten uns auch einmal über das andere, daß das Gericht nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, und wenn man Gästen eine besondere Ehre erweisen wolle, auf dem Tisch erscheine.

Aber alle diese Dinge, Schönheiten der Natur und der Kunst wie Sonderbarkeiten der fremden Kultur, würden kaum hingereicht haben, das erträglich zu machen, was den meisten Fremden, wenn nicht immer, so doch oft als eine Art Verbannung erschien; es wäre daher doppelt ungerecht und undankbar, derer nicht zu gedenken, die dazu beitrugen, ihren Nebenmenschen das Leben in der Fremde zu einem angenehmen zu machen. Einzelne meiner Kollegen habe ich schon wiederholt erwähnt. Am auffallendsten war mir stets, mit welcher Leichtigkeit sich Amerikaner, die allen möglichen Berufsarten, nur nicht der Diplomatie angehört hatten, sich den Anforderungen der letzteren, was den Fond der Sachen und ihre Form anbetraf, anzupassen verstanden; ein Beweis mehr, wenn es dessen noch bedurft hätte, für die Richtigkeit der Talleyrandschen Definition der Diplomatie als der Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die öffentlichen Angelegenheiten. General van Valkenburgh war Advokat und hatte im Bürgerkriege mit Auszeichnung gedient und sein Nachfolger, Mr. Charles de Long, war was man in Amerika einen „politician“ nennt, d. h. ein demagogischer Agitator aus dem Westen, wenn ich nicht irre, aus Montana oder Idaho. Beide fanden sich mit der größten Leichtigkeit in ihre Aufgabe und leisteten nicht nur den speziellen Interessen ihres Vaterlandes, sondern auch denen der Allgemeinheit die besten Dienste. Der dritte und letzte meiner amerikanischen Kollegen in Japan war der

frühere Senator Bingham, der Typus des amerikanischen Anglophoben', der mit seinen Wünschen und Bestrebungen nach dieser Richtung hin weder bei mir noch bei den andern Vertretern Entgegenkommen fand. Er gehörte zu der leider ja auch bei uns nicht seltenen Klasse von Leuten, die nicht begreifen können und wollen, daß umfassendere materielle Interessen und eine größere Aufwendung von Mitteln, finanziellen, maritimen und militärischen für die Vertretung derselben selbstverständlich einen größeren Einfluß auf dem in Frage kommenden Gebiet nach sich ziehen müssen und daß eine Bekämpfung dieses Einflusses, soweit dieselbe aus Rassenantipathie und selbstsüchtigen Motiven entspringt, durchaus dazu angethan ist, die allgemeinen Interessen in höherem Maße als die direkt angefeindeten zu schädigen. Von meinen englischen Kollegen war Sir Harry Parkes weitaus der bedeutendste; ich habe an anderer Stelle*) Gelegenheit gehabt, mein Urteil über ihn in den Worten zusammenzufassen: „Von seltener Arbeitskraft, wußte er nicht, was Ruhe, kaum, was Erholung war; er stellte an seine Untergebenen die höchsten Anforderungen, aber er leistete allein mehr, als sie alle zusammen. Innerlich fromm und gottvertrauend und absolut furchtlos, ließen ihn die vielerlei Gefahren, denen zu seiner Zeit die Fremden, und er mehr als Andere, in China und Japan ausgesetzt waren, unberührt; aber er besaß auch den höheren Mut, nicht vor der Übernahme einer Verantwortung zurückzuscheuen, und es wäre ihm nie eingefallen, zu versuchen, dieselbe Anderen aufzubürden. Er war ehrgeizig in hohem Grade, aber im besten Sinne; England und die englischen Interessen galten ihm Alles — was ihn nicht immer zu einem bequemen Kollegen machte, aber jedem Einzelnen als ein Beispiel von wahrer Vaterlandsliebe und echter Pflichttreue dienen konnte“ und ich kann dasselbe hier nur wiederholen und bestätigen. Von andern Mitgliedern der englischen Gesandtschaft waren mir F. O. Adams, der Verfasser der „History of Japan“ der später als englischer Gesandten in Bern starb, A. B. Mitford,

*) Ostasiatische Fragen: Ein Englischer Konsul und Diplomat in Ost-Asien.

dessen ich schon als des Verfassers der trefflichen „Tales of old Japan“ Erwähnung gethan und der in der letzten Zeit als Free-man-Mitford wiederholt, so mit dem Buche „The Attaché at Peking“ in die Öffentlichkeit getreten ist, und Mr. seitdem Sir F. R. Plunkett, jetzt englischer Botschafter in Wien, liebenswürdige Gefährten und der erstere und der letztere als Geschäftsträger angenehme Kollegen. Von den französischen Gesandten habe ich die Herrn Duchesne de Bellecourt und Roches bereits eingehend charakterisiert; mit ihren Nachfolgern Mr. M. Outrey und Mr. Berthemy bin ich näher bekannt und befreundet gewesen; der erstere bekleidete im Dienst seines Vaterlandes zuletzt den Posten als Gesandter in Washington und ist vor einiger Zeit gestorben, den letzteren haben eigentümliche Schicksale verhindert in Frankreich die Rolle zu spielen, zu der er unzweifelhaft nach Fähigkeiten und Charakter berufen war. Er war der Vorgänger von Prevost Paradol in Washington und im Begriff die Reise nach der Heimat anzutreten, als der Selbstmord des ersteren ihn in Amerika festhielt. Seine Weigerung das Zirkular der Regierung der nationalen Verteidigung, in dem von den Verbrechen des Kaiserreichs die Rede war, dem Staatsdepartement in Washington zu übermitteln, führte zu seinem Ausscheiden aus dem diplomatischen Dienste, in den er etwas später als Gesandter in Japan wieder eintrat. Dort wie in Peking, wo er vor seiner Versetzung nach Amerika die französischen Interessen vertrat, hat er das beste Andenken hinterlassen. Nachdem er Jedo verlassen, ist er von der politischen Bühne abgetreten. Baron Brin und die Grafen de Montebello, de Béarn und Tascher de la Pagerie, der später den diplomatischen Dienst verließ, waren wie ihre italienischen Kollegen Baron Galvagna und Graf Marco Arese oft und gern gesehene Gäste auf der deutschen Gesandtschaft. Mit dem ersten italienischen Gesandten Grafen de la Tour, meinem Nachbarn in Yokohama, unterhielt ich mehr als kollegialische Beziehungen, die mit seinen Nachfolgern, Graf Fé d' Ostiani und dem Geschäftsträger, Graf Litta, der später in derselben Stellung in Washington starb, wenn auch in geringerer Intimität fortdauerten. Mit den niederländischen

Vertretern Herr de Graeff van Polsbroeck, Jonkheer van der Hoeven und Herr von Weckherlin und dem spanischen Herrn Rodriguez y Muños unterhielt ich ebenfalls die angenehmsten Beziehungen. Am nächsten standen mir aber meine russischen Kollegen; Herrn von Bützows habe ich zu erwähnen wiederholt Gelegenheit gehabt, sein Nachfolger, Herr von Struve, ein Sohn des berühmten Astronomen und selbst bekannt durch seine Abenteuer in Bockhara, wo er von dem Emir ins Gefängnis geworfen worden war und erst durch eine russische Expedition aus demselben befreit wurde, hat sein Vaterland später in Washington vertreten und vertritt es noch jetzt im Haag Den österreichischen Vertreter, Ritter von Schaeffer habe ich später in Peking wieder getroffen; er beschloß seine Karriere als österreichisch-ungarischer Gesandter in Washington. — Der Verkehr im diplomatischen Korps wurde dadurch ein sehr angenehmer, daß mehrere Mitglieder desselben verheiratet waren und ihre Gemahlinnen in der liebenswürdigsten Weise die Honneurs der Gesandtschaften machten; nicht am wenigsten trug dazu aber auch bei, daß die politischen Gegensätze, die heute auch in Ost-Asien in die gesellschaftlichen hinüberspielen, damals wenn überhaupt, in viel geringerem Maße vorhanden waren und die gemeinsame Gefahr ein eben solches Zusammenschließen notwendig machte. Mit meinen Kollegen habe ich stets die besten Beziehungen unterhalten, und als ich am 17. Februar 1875 Yokohama verließ, um mich auf meinen neuen Posten zu begeben, brachte mich Sir Harry Parkes in einem englischen Kriegsschiffsboote an Bord und die Herren Berthemy, von Struve und Plunkett begleiteten mich.

Über die japanischen Staatsmänner als solche ein Urteil zu fällen, ist nicht leicht. Die dem Taikunat angehörigen lebten von der Hand in den Mund und waren durch die Schwierigkeit der Verhältnisse auch gezwungen, dies zu thun; die Berater des Mikados befanden sich kaum in einer besseren Lage; sie mußten lavieren, um zwischen den häufig recht extremen Wünschen ihrer Partei und der Notwendigkeit, es mit den Fremden nicht zu verderben, einen Mittelweg zu finden, der ihnen gestattete, das Hauptziel, die Auf-

richtung einer starken Regierung, nicht aus den Augen zu verlieren. Im Allgemeinen blieben sie hinter den Wünschen ihrer Partei zurück, was die mannigfachen Attentate erklärt, die gegen einzelne aus ihrer Mitte stattgefunden haben, aber es würde sie falsch und ungerecht beurteilen heißen, wenn man nicht anerkennen wollte, wie viel sie unter sehr schwierigen Umständen geleistet haben. Wenn ihnen und zwar ganz besonders von japanischer Seite vorgeworfen wird, daß die Regierung auch heute noch eine oligarchische sei, d. h. daß sie sich im Wesentlichen in den Händen von Mitgliedern der Clans befinde, die die Revolution ins Werk gesetzt und durchgeführt haben, also Satzumas, Choshius, Tosas und Hizens und daß es sich bei Minister- und Systemwechseln im Wesentlichen um Streitigkeiten zwischen Satzuma und Choshiu-Leuten handle, so ist das durchaus zutreffend, aber man übersieht dabei, daß die Vorgänge von 1868 bis 1877, dem Jahre des großen Aufstandes in Satzuma, nicht der Art gewesen sind, um aus den Bewohnern der ca. 250 größeren und kleineren Fürstentümer eine Nation zusammenzuschweißen. Dem Auslande gegenüber helfen der Nationalstolz oder wenn man will, die Eitelkeit über diesen Mangel an geistiger Kohäsion hinweg, im Innern macht sich derselbe immer noch fühlbar. Der Süden, der 1868 über den Norden triumphierte, herrscht auch noch heute, und alle Versuche, an Stelle der Clan-Herrschaft eine Partei-Herrschaft zu setzen, die den Vorteil gehabt haben würde, die Clandifferenzen in gemeinsamen Parteiinteressen aufgehen zu lassen, sind bis jetzt nach der Ansicht der Japaner selbst vergeblich gewesen.

In dem letzten Jahre des Taikunats war das Bestreben des Haupts und der Beamten desselben, gute Beziehungen zu den fremden Vertretern zu unterhalten, ein unverkennbares. So erhielt ich eines Tages die Aufforderung, mich in Hamagoten, einem kleinen Lustschlosse des Taikuns in Jedo, zu einem Konzert seiner Kapelle einzufinden, und ich war so der erste Fremde, der die Gelegenheit hatte, diese Musik zu hören, die nur am Hofe des Mikados und des Taikuns gespielt werden durfte. Ein anderes Mal wurde mir ein eingesalzener Kranich geschickt, eine Speise, die nur für die

Größten im Lande bestimmt war; ich nahm das Geschenk mit gebührendem Danke an, muß aber gestehen, daß ich nur einmal in meinem Leben etwas Schlechteres gegessen habe und das war, als ich mich eine Reihe von Jahren später in Peking dazu verleiten ließ, von einem gebratenen Schwan zu kosten. Ich beneide unsere Vorfahren nicht um diesen Genuß, den sie sich bei besonders feierlichen Gelegenheiten zu machen pflegten. Mit den Beratern und den Ministern des Mikados kamen wir ziemlich schnell in einen gewissen Verkehr, der auch seine angenehmen, jedenfalls seine sehr instruktiven Seiten hatte. Nur mußte man immer darauf gefaßt sein, daß die Gäste einige Stunden zu früh oder zu spät kamen. Eines Tages war das letztere der Fall gewesen, und Iwakura entschuldigte sich und seine Kollegen damit, daß sie über die Schaffung eines Ordens verhandelt und bei Gelegenheit der Vorlegung von Modellen gefunden hätten, daß ein Mann aus Gold rotes durchsichtiges Glas zu machen verstehe; dem Künstler sei sofort ein Patent darauf erteilt worden. Ich erwiderte darauf, daß ich nicht wisse, wie es sich mit dem Japaner verhielte, aber in Europa kenne man die Kunst, Glas durch Gold rubinrot zu färben, seit sehr langer Zeit; Saigo der ältere, Saigo Kichinoske, damals Minister des Mikados, der sich ebenfalls unter meinen Gästen befand, drehte sich darauf zu seinen Kollegen mit der Bemerkung um, ob er ihnen nicht gleich gesagt habe, daß sie Esel seien. Saigo, der später als Rebell gegen den Mikado im Satzuma-Aufstande fiel, war eine höchst originelle Persönlichkeit, ein kreuzbraver Mann, dem die Konföderation der südlichen überhaupt ihre Existenz verdankte und der daran zu Grunde ging, daß er nicht begriff, daß Bewegungen wie die, welche die Restauration des Mikados herbeigeführt hatte, stets über das ursprüngliche Ziel hinauszuschießen und nicht vorgesehene gewaltige Umwälzungen in ihrem Gefolge zu haben pflegen. Eines Abends, als er ganz allein bei mir war, erzählte er von seiner Jugend, die eine wild bewegte gewesen sein mußte; im Lauf des Gesprächs öffnete er seinen Kimono und zeigte seine Brust, die von Narben von Säbelhieben wie mit einem Netzwerk überzogen war.

Er lebt noch heute im Andenken seines Volks als der nationale Held der Erhebung gegen das Taikunat. Daß die gesellschaftlichen Beziehungen zu den japanischen Staatsmännern, soweit dieselben überhaupt in den Gang kommen konnten, angenehme waren, dafür sorgte schon die japanische Höflichkeit; gegen Ende meines Aufenthalts in Japan begannen auch die japanischen Damen fremde Häuser und Gesellschaften zu besuchen; die Frau des Minister-Präsidenten Sanjo hat zum ersten Mal auf der deutschen Gesandtschaft ein Diner nach fremder Art mitgemacht; sie bekam allerdings noch einen gelinden Schreck, als ich ihr meinen Arm bot, um sie zu Tische zu führen. Die während der ersten Jahre meines Aufenthalts so unangenehmen Wohnungsfragen hatten sich im Laufe der Zeit in sehr befriedigender Weise gelöst; die japanische Regierung hatte für mich, wie sie das für mehrere andere fremde Vertreter gethan hatte, in Yokohama in einer sehr schönen Lage am Meere, ein Haus nach meinen eigenen Plänen gebaut, für das ich 10 Proz. des Kostenpreises als jährliche Miete zahlte; später kaufte ich in Jedo für ein Spottgeld einen kleinen Daimyopalast mit sehr umfangreichen Nebengebäuden und einem großen Garten. Auf diesem Grundstück, zu dem ich noch ein als Feld benutztes Stück Land hinzugekauft hatte, steht jetzt die deutsche Gesandschaft in Tokio. Ich war so der erste vollständig auf europäischem Fuß eingerichtete Vertreter in Jedo gewesen und hatte daher sehr viel Gelegenheit gehabt, Japaner bei mir zu sehen. Als man meine Ernennung nach Peking in Jedo erfuhr, wurde die japanische Regierung in Berlin vorstellig und bat, mich dort zu belassen, was sich aber als nicht thunlich erwies. Vor meiner Abreise wurden mir dann von den japanischen Ministern und meinen Bekannten eine Menge Abschiedsfeste gegeben, bei denen, so weit sie in einem Theehause stattfanden, nach der Landessitte auch Geishas mitwirkten, unter andern auch die damals hübscheste und berühmteste unter ihnen, Momotaro, der Pfirsichknabe, die übrigens auch in europäischen Häusern zu tanzen pflegte. Von Japan zu sprechen und des Ewigweiblichen nicht zu gedenken, dürfte kaum angänglich sein, und so will ich denn auch versuchen, in wenigen Worten meine

Ansicht über diesen delikaten Punkt zu sagen. Der Mensch ist überall derselbe, seine Hautfarbe mag weiß, gelb oder schwarz sein und so wie die Mitte, in der er sich bewegt, einen gewissen Grad von Bildung angenommen hat, — derselbe braucht gar nicht besonders hoch zu sein, — wird die Frau, sie mag durch gesetzliche und soziale Regeln noch so eingeschränkt erscheinen, immer und überall die Rolle spielen, die sie auch bei uns besitzt, die der Hüterin und Beherrscherin des Hauses. Sie wird in Japan und in China ihre Herrschaft in andere Formen kleiden wie in Europa, aber da, wie Alphonse Karr sehr richtig bemerkt, der Mann in den Tausenden von Jahren die Viertelstunde noch nicht einzubringen im Stande gewesen ist, die Eva bei dem Kosten des Apfels ihm voraus war, so wird sie auch in Japan herrschen. Außerdem ist die Geschichte des Landes da, um zu beweisen, wie viele Frauen in ihr eine bedeutende Rolle gespielt haben. Was nun le revers de la médaille anbetrifft, so ist Laster ebensogut Laster in Japan wie in Europa, aber es ist dort zierlicher und niedlicher wie bei uns; es ist mit gewissen Formen und Zeremonien, einem uns künstlerisch anmutenden Ausputz, einer gewissen Naivität umgeben, die es uns weniger unappetitlich und weniger abschreckend erscheinen lassen, als es bei uns auftritt; es ist auch weniger aufdringlich, man muß es aufsuchen, wenn man es treffen will, und das ist schon viel wert. In manchen Gegenden tritt es gewissermaßen offiziell auf und die geschminkten und geputzten kleinen Sünderinnen spielen eine anerkannte Rolle bei Tempelfesten und öffentlichen Aufzügen, aber man hat wenigstens den Vorteil, sie nicht mit Damen der Gesellschaft verwechseln zu können. Was sonst erzählt wird, von den Töchtern aus guten Familien, die zu ihrer Erziehung in Theehäuser geschickt werden, oder den Fürsten, die ihre Frauen aus den Bewohnerinnen der Yoshiwaras wählen, ist einfach Unsinn. Auch bei uns wird manche Mésalliance schlimmster Art geschlossen, was nicht verhindert, daß der oder die Betreffende hinterher noch eine gesellschaftliche Carriere machen, und das wird wohl auch in Japan vorkommen, aber anders werden die Dinge dort auch nicht aufgefaßt als wie bei uns.

Wenn ich noch nicht von meinen, unsern deutschen Landsleuten gesprochen habe, so ist das geschehen, weil ich mir das Beste bis zuletzt aufsparen wollte. Ich kann nur sagen, daß ich denselben ein vortreffliches Andenken bewahrt habe, und hoffe und glaube, daß sie dies auch mir gegenüber thun. Ich freue mich, der deutschen Kolonie in Japan nach jeder Richtung hin nur das beste Zeugnis ausstellen zu können, besonders auch mit Bezug darauf, daß sie unter allen Fremden sich ganz besonders auf dem Gebiet der geisten Rührigkeit auszeichnete. Die Konzerte im deutschen Klub in Yokohama waren viel beliebte und viel besuchte Vereinigungspunkte für alle in der Niederlassung vertretenen Nationaliäten und auch sonst bildete der Klub einen Mittelpunkt nicht nur für die Deutschen. Großen Dank waren die deutsche Gemeinde und ich den Männern der Wissenschaft schuldig, die von der japanischen Regierung nach Jedo berufen worden waren, um dort als Lehrer an der medizinischen Schule und an andern Instituten zu wirken. Oberstabsarzt Dr. Müller, Stabsarzt Dr. Hoffmann, Dr. Hilgendorf, Dr. Cochius, Dr. Ritter, später Dr. Dönitz und nicht am wenigsten Dr. Rein, der von der Preußischen Regierung 1874 nach Japan gesandt wurde, um die dortige Industrie zu studieren und dessen Epoche machendes Werk über Japan weit bekannt ist, haben sehr wesentlich dazu beigetragen, mich und andere vor der Versumpfung zu bewahren, die sonst leicht eine Folge des zu langen Aufenthalts in solchen Ländern sein kann. Ihnen sei hier mein Dank für die vielen geistigen Anregungen gebracht, die ich ihnen im Laufe der Jahre zu verdanken gehabt habe. Von den langjährigen Mitarbeitern in meiner amtlichen Thätigkeit sind zwei, Kempermann und Zappe, schon dahingegangen; letzterer starb, allgemein betrauert, als Generalkonsul in Yokohama; sie waren mir beide treue unvergeßliche Gefährten. Herr Krien ist noch als Konsul in Korea thätig.

Am 22. März 1873 traten eine Anzahl in Yokohama und Jedo ansässiger Deutschen zusammen und gründeten „Die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens.“ Es war ein gewagtes Unternehmen, denn die erste Mitgliederzahl, 52, war kaum

groß genug, um eine sichere Gewähr für das weitere Gedeihen der Gesellschaft zu geben, aber dank der unermüdlichen Thätigkeit aller an ihr Beteiligten ist der Wurf gelungen. Die Gesellschaft hat bereits das Fest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens gefeiert und kann mit Stolz auf eine stattliche Reihe von Bänden zurückblicken, die einen Beweis für die Thätigkeit und Tüchtigkeit ihrer Mitglieder geben und das Interesse an ihr und ihrer Wirksamkeit aufrecht erhalten. So ist glücklich in Erfüllung gegangen, was an dem mir von der Gesellschaft am 6. Februar 1875 gegebenen Abschiedsfeste gesungen wurde:

„Wir klagen und sind doch auch heiter,
Wir wissen, dies geistige Band
Reicht wohl in die Ferne noch weiter
Als bis ins Chinesierland.“

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.